55

502

2

M Barthel

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zweckmäßig

abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Zweiter Theil.

1787.

STAATS-BIBLIOTHEK
UTRO

Reise

des Herausgebers

von

Hamburg bis in die Schweiz,

im Jahr 1785.

I.

Absicht dieser Reise. Abfahrt von Hamburg. Ankunft in Braunschweig.

Meine Gesundheit hatte unter übertriebener Stubenarbeiten viel gelitten. Ich nahm ab an Kraft und Munterkeit, meine Gestalt verfiel, und ich fühlte mich völlig unfähig, sogar zu solchen Geschäften, die ich sonst wohl spielend zu verrichten pflegte.

Umsonst wurden Arzt und Apothecker zu Hilfe gerufen! Umsonst fieng ich an, Pyrmonter Stahlwasser zu trinken! Das Uebel blieb; es wurde sogar noch schlimmer, wie zuvor. Der Gebrauch jenes Wassers, welches für so viel andre Menschen heilsam befunden ward, äusserte eine schlimme Wirkung auf meine Brust; meine Kränklichkeit schien nunmehr Auszehrung zu werden.

Seht da, ihr jungen Freunde! ein abermaliges Beispiel, wie jede Ausschweifung, jede Abweichung von dem geraden Wege der Natur ihre gewisse Strafe

mit sich führt! Die Natur will, daß wir arbeiten und zwar recht viel arbeiten sollen, aber nicht mit dem Geiste allein, auch nicht mit dem Körper allein, sondern mit beiden zugleich, wenigstens abwechselnd mit beiden und mit beiden gleichviel. Thun wir dieses nicht, lassen wir z. B. den Körper zu viel ruhen, den Geist zu viel arbeiten, und machen wir uns nach jeder vollendeten Geistesarbeit nicht alsobald eine tüchtige Körperbewegung, es sey nun durch Handarbeit oder durch Gehen, Reiten oder Fahren: so stocken unsere Säfte, so erschlaffen unsere Nerven, so verderben Magen und Eingeweide — so sind wir elend, uns und andern zur Last und unfähig zu unsers Berufsgeschäften!

Das war mein Zustand.

Zu meiner Entschuldigung muß ich indeß hinzufügen, daß die Ausschweifung, wodurch ich mir denselben zuzog, mit gewissermaßen zur Nothwendigkeit gemacht war. Der lange traurige Winter dieses Jahrs hatte mich oft am Ausgehen gehindert; ein Zusammenfluß unvorhergesehener und nicht selbst gewählter Geschäfte, wozu besonders die Beantwortung unzähliger Komplimentenbriefe von kleinen und großen, mir persönlich unbekannten Freunden gehört, hatte mich an mein Pult gefesselt; der nasse und kalte Frühling, der auf den langen Winter folgte, hatte mich abgehalten, das natürlichste und beste Stärkungsmittel, das kalte Flußbad, zu gebrauchen; selbst mein lieber Garten, dessen Bearbeitung mir sonst ein so volles Maaß von Gesundheit und Kraft verlieh, ließ mich diesmal im Stiche, weil unaufhörliches

hörliches Regenwetter mir an der Wartung desselben hinderlich war.

Eine Reise, sagte am Ende der Arzt, dürfte unter allen noch nicht versuchten Mitteln zu meiner Wiederherstellung vielleicht das kräftigste seyn. Recht, dachte ich, eine Reise, und noch dazu eine auf der ordentlichen Post, ein Paar Tage und Nächte hinter einander fort, wird am geschwindesten zeigen, ob du die Schwindsucht habest oder nicht. Also auf! und fort nach Braunschweig! Dort muß es entweder merklich besser oder merklich schlimmer seyn. Im ersten Falle muß man die Kur fortsetzen und bis in die Schweiz reisen; im andern werde ich fein hurtig wieder umkehren, mein Haus bestellen, und mich fertig machen, die lezte große Reise aus diesem Leben in ein anderes anzutreten.

Gedacht — gethan! Ich stieg am 3 August bei dem hamburgischen Baumhause in den sogenannten Post-Ever *), und fuhr über die Elbe nach Haarburg. Die Elbe ist hier eine gute Meile breit, weil sie durch verschiedene Inseln in viele Arme getheilt wird. Die Schiffsgesellschaft bestand aus mehr als sechzig Personen von allerlei Ständen, Alter, Nationen und Geschlecht. Da waren Kaufleute und Handwerkspursche, Franzosen, Engländer und Deutsche, Greise und Knaben, Männer und Weiber, Christen und Juden, alle bunt durch einander. Unser Schiff war eine kleine Welt.

*) Eigentlich **Post-Eber.** Ein **Eber** ist ein plattes Fahrzeug mit einem Segel. Der Post-Eber, von welchem hier die Rede ist, segelt täglich von **Hamburg** nach **Haarburg**, um Passagiere und Pakete zu überbringen.

Auch gieng es darinn her wie in der Welt. Einige schienen froh, andere traurig zu seyn; einige waren freundlich und liebreich, andere störrig, grob und zänkisch; einige theilten von den Erfrischungen, die sie bei sich hatten, dem Nachbar mit, andere saßen in ihrem Winkel da, und aßen oder tranken für sich allein, einige brachten feinen Wiz, andere Zoten zu Markte. Auch stand in dieser kleinen Welt — gerade so, wie es leider! in der großen zu gehen pflegt — ein künstlicher Sittenverderber auf, der zwei, an sich sehr edle Künste, Musik und Dichtkunst, dazu anwandte, Seelen zu vergiften, um Geld zu verdienen. Es war ein Harfenspieler, welcher sich auf eine Bank neben den Mastbaum stellte, um die Gesellschaft, während der Ueberfahrt, mit Sang und Klang zu belustigen. Ich freute mich des Zufalls, der uns diesen Barden *) zugeführt hatte: aber wie bald verwandelte sich meine Freude in den bittersten Unwillen! Der Barde war nemlich ein elender Zotenmacher, der unser Ohr mit den schmuzigsten und schändlichsten Liedern beleidigte. Und doch — so geht es in der Welt! — wurden seine Zoten von einem großen Theile der Gesellschaft herzlich belacht, und mit innigem Wohlgefallen angehört! Je schmuziger das Lied, desto lauter das Gelächter.

Ich für mein Theil überließ mich der Betrachtung: ob es der Gesezgebung denn auf keine Weise möglich sey, dem sittenverderbenden Unfug dieser Art, wenigstens an öffentlichen Oertern, auf Postwägen,

*) So nannten unsere Vorfahren ihre Sänger.

wägen, Postschiffen, in den Gasthäusern u. s. w. zu steuern? Wie, dachte ich, wenn an jedem Orte ein Paar der rechtschaffensten, aufgeklärtesten Männer zu Sittenrichtern ernannt würden? Wenn man den Wagenmeistern, Postschiffern, Gastwirthen u. s. w. zur Pflicht machte, in dem unter ihrer Aufsicht stehenden Bezirke schändlichen Unfug dieser Art nie zu dulden, und diejenigen, welche sich an Warnung nicht kehren wollten, solchen Sittenrichtern zur Bestrafung anzuzeigen? Wenn jeder rechtschaffene Reisende aufgefordert würde, um des gemeinen Bestens der Menschheit willen, mit zu wachen, daß in ihrer Gegenwart nichts Unzüchtiges und Schändliches geredet, gesungen und gethan würde, und im Uebertretungsfalle auf der nächsten Poststation, oder bei dem nächsten Sittenrichter Anzeige davon zu thun? Ich weis wohl, daß eine solche Anordnung mancher Schwierigkeit unterworfen seyn würde: aber es verdiente, dünkt mich, doch wohl untersucht zu werden, ob diese Schwierigkeiten wirklich unübersteiglich wären, oder nicht? Glüklich würde ich mich schätzen, wenn durch die beiläufige Aeusserung dieses Gedankens eine solche Untersuchung veranlaßt werden könnte!

Es ist ein schöner und großer Anblik, die Städte Hamburg und Altona von der Wasserseite liegen zu sehen. Beide sind so nahe an einander gebaut, daß man den Zwischenraum für einen großen öffentlichen Plaz nimmt, und beide für eine einzige hält. Der Wald von Masten, welcher aus der Elbe emporragt, und die vielen hohen Thürme, welche ihre

Spitzen in die Wolken strecken, verherrlichen diesen Anblik. Ich konnte mich nicht satt daran sehen, ungeachtet es nicht das erstemal war, daß ich diese Ueberfahrt machte.

Wir brachten, obgleich der Wind zur Hälfte günstig war, drei volle Stunden zu, bevor wir Haarburg erreichten. Das rührt von den vielen Krümmungen des Fahrwassers zwischen den Inseln her, welche keine gerade Fahrt gestatten.

Haarburg ist eine, zwar nicht große, aber ungemein nahrhafte Stadt im Fürstenthum Lüneburg. Sie liegt an der Seve, welche hier in die Elbe fällt. Man findet hier verschiedene blühende Fabriken, worunter besonders eine Wachsbleiche, eine Zuckersiederei, eine Stärkefabrik, und gute Wollenmanufakturen sich auszeichnen. Ihr Handel, besonders der mit Holz, ist gleichfalls sehr beträchtlich. Das daneben liegende feste Schloß soll jezt demolirt, d. i. seiner Festungswerke beraubt werden. Warum? Weil man heutiges Tages einsieht, daß viele Festungen, deren Unterhaltung jährlich große Summen kostet, zur Zeit eines feindlichen Einfalles oft mehr dem Feinde, als denen nüzlich werden, in deren Lande sie liegen. Jener nemlich nimmt sie ein, oder schießt sie in den Grund; diese, die ihre eigene Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln sich nicht entschließen können, finden es schwerer, sich ihrer nachher wieder zu bemächtigen, und die Folge davon ist, daß der Feind aus dem Lande, welches er einmal in Besiz genommen hat, nicht so leicht wieder vertrieben werden kann. Hierzu kommt, daß eine

Armee,

Armee, die viele Festungen zu beschützen hat, einen großen Theil ihrer Mannschaft zu Besatzungen hergeben, und sich dadurch wirklich schwächen muß. Aus diesen Gründen findet man es heutiges Tages rathsam, sich auf einige Hauptfestungen, welche die Grenzen beschützen, einzuschränken, und die übrigen minder beträchtlichen nach und nach eingehen zu lassen.

Ich hatte zu meiner Reise nach Braunschweig gerade die unbequemste Zeit getroffen. Es war nemlich kurz vor der dortigen Sommermesse. Ich fand daher, bei meiner Ankunft in Haarburg, das Posthaus von einigen siebenzig Kaufleuten belagert, welche alle zu gleicher Zeit fortgeschaft zu werden verlangten. Nun war man aber auf so viel Pferde und Wagen, als hierzu erfordert wurden, bei diesem Postamte nicht gefaßt. Es entstand daher viel Geräusch und Zank, theils unter den Reisenden, theils zwischen diesen und den Postbedienten, weil jeder zuerst fortgeschaft zu werden verlangte, und doch nicht alle zugleich fortgeschaft werden konnten. Die meisten von uns mußten sich bequemen, von drei Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht zu harren; da wir denn endlich nach und nach alle mit einem erbärmlichen Fuhrwerke, welches man hier Postkalesche, in andern Ländern Ackerwagen nennt, und mit elenden Bauerpferden, die schon des Tages Last und Hitze vor dem Pfluge oder Mistwagen getragen hatten, nothdürftig versorgt wurden.

Auf diese Weise wurde die erbärmliche Post von mehr als zwanzig Beiwagen begleitet, die Extraposten unge-

ungerechnet; und das hatte die Folge, daß wir auf jeder neuen Station abermals viel Verwirrung und großen Mangel an Pferden fanden. Auch hielt es schwer, in den elenden Schenken, die man auf dieser Route trifft, irgend eine genießbare Erfrischung zu bekommen, weil diejenigen, welche zuerst ankamen, gemeiniglich den ganzen Vorrath des Hauses schon in Beschlag genommen oder aufgezehrt hatten. Aber auf dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß derjenige, welcher reisen will, schon gefaßt seyn. Dem Verzärtelten, der das nicht zu ertragen vermag, muß man rathen, daheim zu bleiben, und auf das Vergnügen und den Nutzen des Reisens Verzicht zu thun.

Die ganze Strecke Landes zwischen Haarburg und Zelle, und von da bis nahe vor Hannover ist unstreitig eine der ödesten, unfruchtbarsten und unangenehmsten Erdflecke, die man in Deutschland sehen kann. Der Grund ist entweder trokner unfruchtbarer Sand, oder sumpfiges Moor. Es ist ein gräulicher Anblik, oft Meilenweit keinen Baum, keine Hütte, kein angebautes Feld, sondern überall nichts als dürrrs Heidekraut zu sehn, welches dem Boden, den es bedekt, ein so finsteres melancholisches Ansehn giebt, daß man die Augen unwillkührlich schließt, und sich freut, wenn man von einer Station zur andern schlafen, oder wenigstens wachend träumen kann.

Es ist eine sehr natürliche Frage, welche iedem, der diese traurigen Gegenden durchreiset, nothwendig einfallen muß: warum die Regierung denn gar

keine

keine Anstalten mache, sie auf eine oder die andere Weise anzubauen? Dieser Frage sezt man eine doppelte Antwort entgegen. Erstlich, sagt man, fehlt es uns hierzu an Menschen; das Fürstenthum Lüneburg ist unter allen deutschen Provinzen am schwächsten bevölkert; woher die vielen Hände, welche zum Anbau unsrer unermeßlichen Heiden erfordert würden? — Aber woher nahm denn der König von Preussen die vielen tausend neuen Anbauer, welche Brandenburgs Sandschollen und Sümpfe in fruchtbare Kornfelder und Wiesen umgeschaffen haben? Man lud Ausländer ein; man gab ihnen Wohnungen, Werkzeuge und Vieh; man befreite sie auf zehn oder zwanzig Jahre von allen Abgaben: und es fanden sich der in andern Ländern gedrükten Menschen viele Tausende ein. Aber vielleicht bedürfte es nicht einmal der fremden Anbauer; es wäre vielleicht schon genug, wenn man nur die Verfügung träfe, daß jedes einheimischen Landmanns Sohn, der auf einem von ihm selbst gewählten Flek der Heide sich anbaute, frei vom Soldatenstande, und frei von Abgaben seyn sollte. Wie viele würden, von ihren Aeltern unterstüzt, dies Mittel gern ergreifen, um sich das unschäzbare Gut der goldenen Freiheit zu erwerben? —

„Aber, sagt man zweitens, das erste, was zur Landwirthschaft erfordert wird, ist Vieh; um dieses zu halten muß man im Sommer Gras, im Winter Heu haben. Nun fehlt es aber in diesen dürren Heidegegenden an Wasser und an Niedrigungen, um Wiesen anzulegen. Woher also die nöthige Fütterung?“

Ich

Ich antworte, daß ich in denjenigen Gegenden der Heide, durch welche ich bei Tage fuhr, mehr als zehn Niedrigungen bemerkte, welche die schönsten Wiesen abgeben könnten. Würde nun bei jeder derselben anfangs nur eine einzige Kolonistenfamilie angesezt; so würde dieselbe sich bald im Stande sehn, so viel Vieh zu halten, daß sie mit dem überflüßigen Dünger auch verschiedene höhere Stellen in künstliche Wiesen verwandeln könnte. In eben dem Maaße, wie sie nach und nach hierinn weiter gienge, könnte sie denn auch ihren Feldbau erweitern. Dann würden innerhalb 10 Jahren vielleicht schon zehn Familien in einer solchen Gegend leben können, die anfangs nur eine einzige ernährte. In den höchsten, zum Ackerbau durchaus untauglichen Gegenden müßte man Fichtenwälder anlegen. Ob endlich nicht auch in manche dürre Gegend aus nahen oder fernen Bächen und Flüssen Wasser geleitet werden könne, das mögen diejenigen entscheiden, welche das Innere dieses Landes genauerzu kennen, als ich.

Ich habe mir diese kleine kameralistische Ausschweifung deswegen hier erlaubt, weil sie mir Gelegenheit verschaft, meinen jungen Lesern eine Lehre zu geben, welche sie vor einer Lächerlichkeit bewahren kann, in welche die meisten Reisenden zu fallen pflegen. Diese besteht darinn, daß man sich oft erlaubt, über Verfassungen fremder Länder, besonders über das, was uns fehlerhaft darinn zu seyn scheint, entscheidend zu urtheilen, bevor man jene Verfassungen vollkommen kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt hat. Wie? wenn das auch hier der

Fall

Fall in Ansehung dessen wäre, was ich über den Anbau der Lüneburger Heiden so eben daherphilosophirt habe? Wie, wenn die Regierung diesen Anbau nicht aus Nachläßigkeit, sondern vielmehr aus Gerechtigkeitsliebe und aus Abscheu vor allem, was Despotismus heißt, unterlassen hätte? Ich will mich erklären.

Vermuthlich haben gewisse Dorfschaften und gewisse Gutsbesitzer das Recht, auf dieser Heide theils ihre Schaafe zu weiden, theils Bienen darauf zu halten: denn das ist der Nutzen, den man aus solchen mit Heidekraut bewachsenen Steppen zu ziehen pflegt, und im Lüneburgischen wirklich zieht. Vielleicht sind jene Dorfschaften und Gutsbesitzer bisher durch Güte nicht zu bewegen gewesen, darein zu willigen, daß dieses ihr **Eigenthum** ihnen durch den Aubau solcher Steppen geschmälert würde, und die hannöversche Regierung, welche eine der gerechtesten und mildesten in Deutschland ist, wollte deswegen lieber auf eine sehr beträchtliche Landesverbesserung Verzicht thun, als durch gewaltsame Maaßregeln dem Rechte ihrer Unterthanen zu nahe zu treten, und in das Eigenthum derselben irgend einen despotischen Eingriff thun. Und wenn dem nun also wäre, verdiente sie deshalb getadelt, oder nicht vielmehr gelobt und geehrt zu werden? Die Antwort ergiebt sich von selbst.

Denkt an dieses Beispiel, ihr jungen Leser! so oft ihr in fremden Landesverfassungen etwas Tadelnswürdiges zu bemerken glaubt, und im Begriff steht, ein rasches Urtheil darüber zu fällen. Ich

für

für mein Theil will in der Folge meiner Reisebeschreibung auch daran denken; und das soll mich bewahren, daß ich nicht in eben diesen Fehler falle. Und seht, ihr Lieben, so muß man Bemerkungen nutzen, um immer verständiger, billiger und gerechter zu werden! Dann kann das Reisen selbst, dann kann auch das Lesen guter Reisebeschreibungen einen unbeschreiblich großen Nutzen für uns haben. —

Ich fahre fort.

Je weiter man gegen Zelle kommt, desto mehr verliert sich nach und nach das Oede und Traurige der Heidegegend, und das Auge des Reisenden, welches so lange keinen Gegenstand fand, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen konnte, ergözt sich nunmehr von Zeit zu Zeit an dem Anblicke kleiner Waldungen, in welchen allerliebste Dörfer wie versteckt liegen. Diese Walddörfer haben etwas so Lachendes und Reitzendes, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Statt des Kothes oder der holperichten Steinwege, die man in andern Dörfern anzutreffen gewohnt ist, findet man hier einen schönen, ebenen, grünen Anger, und jeder Bauerhof hat seine eigene artige Einfassung von Holzwerk, die ihm ein gar angenehmes Ansehn giebt. Was aber jedem Reisenden in diesen Dörfern nothwendig befremdend scheinen muß, das ist die Bemerkung eines fast allgemeinen Mangels an Obstbäumen. Die Bewohner derselben scheinen ihre Schweine höher als sich selbst zu schätzen, und mehr für diese, als für sich zu sorgen. Denn statt der Obstbäume haben sie ihre eingezäunten Hofplätze

rund

rund um die Wohnung herum fast durchgängig mit Eichen bepflanzt; vermuthlich, weil sie lieber Spek und Wurst als Obst essen, und die Schweinezucht für nüzlicher als den Obstbaum halten. Wohl bekomme den Herren ihr Spek! Wir reisen weiter.

Wir waren noch etwas mehr, als eine Meile weit von Zelle entfernt, als uns mit der einbrechenden Nacht ein sehr heftiger Gewitterregen überfiel. Ich glaubte gegen jede Witterung durch Oberrok und Mantel hinlänglich geschüzt zu seyn: allein ich hatte mich geirrt. Der Regen ergoß sich so gewaltig, und so unaufhörlich, daß eine sechsfache Bekleidung nicht hinreichte, ihn abzuhalten. Ich wurde bis auf die Haut durchgenäßt; und langte um Mitternacht in Zelle an.

Zelle ist ein ziemlich großer und gar nicht unangenehmer Ort, von etwa 1400 Häusern, wovon aber die in den Vorstädten den größern Theil ausmachen. Er liegt an der schifbaren Aller, welche bekanntlich in die Weser fällt. Dies gewährt den Einwohnern den Vortheil eines ziemlich beträchtlichen Handels nach Bremen, besonders mit Korn und Holz, wofür man Wein, Spezereien und andere ausländische Kaufmannsgüter zurükerhält und von hieraus sowohl ins Hannöverische, als auch ins Braunschweigische weiter sendet.

Weil Zelle ehemals die Residenz der Herzoge von Lüneburg war, bis dieses Land zu Anfange dieses Jahrhunderts mit Erlöschung der Zellischen Linie, an Hannover fiel: so sieht man hier auch

noch ein ansehnliches fürstliches Schloß, welches mit Wall und Graben umgeben ist. Die Stadt selbst hat gleichfalls einige, wiewohl sehr unbedeutende Festungswerke. Was ihr aber mehr, als diese werth seyn muß, ist das Oberappellationsgericht des Churfürstenthums Hannover, welches man hieher verlegt hat. Aber ich muß meinen jungen Lesern wohl erst einen Begriff von einem solchen Gerichte machen.

Richter — auch die weisesten und gerechtesten unter ihnen — sind Menschen, können also irren, und aus Irrthum eine gerechte Sache für Unrecht erklären. Deswegen hat man in allen wohlgeordneten Staaten die gute Einrichtung getroffen, daß man von dem einen Gericht, dessen Urtheilsspruch uns ungerecht zu seyn scheint, sich an ein anderes wenden, oder wie man zu sagen pflegt, appelliren kann, um seine Sache von neuem untersuchen zu lassen. Derjenige Gerichtshof nun, welcher unter allen der höchste ist, das heißt, an welchen man zulezt appellirt, wird das Oberappellationsgericht genannt.

Meine jungen Leser begreifen, daß ein Ort, an welchem ein solches Gericht ist, oft von Fremden besucht wird, die ihre Sache daselbst ausmachen wollen. Diese verzehren denn allda ihr Geld, und das bringt Nahrung für einen solchen Ort. Deswegen sagte ich, daß das in Zelle befindliche Oberappellationsgericht der Stadt so wichtig wäre.

Aber sie hat auch noch andere Quellen der Nahrung und des öffentlichen Wohlstandes. Es giebt

hier

hier nemlich auch einige gute Fabriken, wie z. B. Wachsbleichen, Gold- und Silber- Hut- und Strumpfmanufakturen. Ueberdem sagt man dieser Stadt zum Ruhme nach, daß daselbst noch vorzüglich gute Sitten herrschen sollen, welches einige Leute bewogen hat, sich entweder selbst dahin zu begeben, oder wenigstens ihre Kinder da erziehen zu lassen. Und daraus sehen wir denn, daß es für ganze Städte eben so wichtig, als für einzelne Personen ist, den Ruf einer unbescholtenen guten Lebensart zu haben! —

Bei meiner Ausfahrt aus Zelle fiel mir etwas in die Augen, wovon ich lieber gar nicht reden möchte, wenn ich nicht glaubte, daß es die Pflicht beobachtender Reisenden wäre, ihre Mitmenschen auf Misbräuche aufmerksam zu machen, welche abgeändert werden können und daher auch sollten. Indem ich nemlich aus der Vorstadt fuhr, erblikte ich hart am Wege einige hundert Krähen, welche einen kleinen Berg bedekten. Unser herbeirollendes Fuhrwerk bewog dies schwarze Heer, sich in die Luft zu erheben, und da zeigte es sich denn, daß der angebliche Berg eine scheußliche Sammlung von Skeletten und Ueberbleibseln verstorbener Thiere war. Galgen und Rad standen daneben.

Der berühmte Weltumsegler Cook erzählt von einer der durch ihn entdekten Inseln der Südsee, daß die sie bewohnenden Wilden gewisse Unreinigkeiten, welche der menschliche Körper täglich auswerfen muß, so sorgfältig zu verheimlichen suchen, daß man auf der ganzen Insel auch nicht eine Spur davon

bemerkte. Was würden diese Wilden von uns denken, wenn sie in das gesittete Europa kämen, und die unverzeihliche Nachläßigkeit bemerkten, mit welcher man hier zugiebt, daß die Luft neben den öffentlichen Landstraßen und nahe vor den Thoren ansehnlicher Städte, durch hingeworfenes Aaas mit pestilenzialischen Dünsten angefüllt werde? Würden sie nicht in Versuchung gerathen, sich selbst für die Gesitteten, uns für die Wilden zu halten? Und würden sie in dieser Betrachtung so ganz Unrecht darinn haben?

Aber fort mit dieser ekelhaften Vorstellung! Wir fuhren weiter.

Ein Theil des Weges zwischen Zelle und Braunschweig ist ein Sandmeer; ein anderer Theil geht über unermeßliche Anger, welche die schönsten Wiesen abgeben und einige tausend Fuder Heu hervorbringen könnten, wenn der hiesige Landmann zu bewegen wäre, sich eine vernünftigere, für ihn und das Land zehnmal vortheilhaftere Landwirthschaft gefallen zu lassen. Jezt nemlich gehören diese meilenlangen Anger ganzen Dorfschaften zu; sie liegen allem und jedem Vieh offen, und gewähren daher nur eine kärgliche Weide, welche keinem sehr zu statten kommt. Schritte man nun zu einer Vertheilung derselben und gäbe jedem Landmann dasjenige Stük, welches ihm zukäme, zum Eigenthume; umzöge hierauf jeder den ihm zugefallenen Antheil mit einem Graben, oder wo dieses nicht nöthig wäre, mit Zaun oder Hecke, um die darauf wachsende Grasung zu schonen: so würde er sicher noch einmal so viel halten, oder sein überflüßiges Heu in solche Gegenden

verkaufen

verkaufen können, wo Mangel daran ist. Aber zu einer solchen Vertheilung der gemeinen Weide, welche nun schon in mehreren Ländern mit dem glüklichsten Erfolge eingeführt worden ist, hat man den hiesigen, etwas trozigen und auf seinem Kopf einfältiger Weise bestehenden Landmann bis jezt noch nicht bewegen können.

Zu einem Beweise der grossen Unwissenheit der meisten Städter in Ansehung der natürlichen Produkte unsers eigenen Landes und aller landwirthschaftlichen Gegenstände überhaupt, muß ich meinen jungen Lesern folgende Anekdote erzählen. Wir fuhren bei einem Acker vorbei, auf welchem Flachs in voller Blüthe stand. Einer meiner Reisegefährten, ein sonst verständiger Kaufmann aus einer angesehenen Stadt, warf seine Blicke darauf, und fragte neugierig: was doch das für Getraideart wäre? Ob Gerste oder Waizen? — Hätte man diesem Manne ein Theegesträuch oder einen Kaffeebaum gezeigt: er würde ihn vielleicht erkannt haben. Aber unsern deutschen Flachs, unsere vaterländische Gerste und unsern Waizen kannte er nicht. Ist es denn nur rühmlich und nüzlich, das zu kennen, was einige tausend Meilen fern von uns ist, und hingegen verzeihlich oder gleichgültig, mit den Naturgütern unsers eigenen Vaterlandes unbekannt zu bleiben?

In eben dem Maaße, in welchem man sich dem an das Lüneburgische grenzenden Herzogthume Braunschweig nähert, nimmt die Cultur des Landes zu. Die öden Heiden und Moore verschwinden und weite wohlbestellte Feldmarken und fruchtbare

Wiesengründe treten an ihre Stelle. Aber ehe ich das churhannöverische Gebiet für diesmal verlasse, theile ich erst meinen jungen Lesern aus den interessanten Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland dasjenige mit, was ich mit meinen eigenen Beobachtungen über dieses Churfürstenthum und mit anderweitigen Nachrichten übereinstimmend gefunden habe.

„So fruchtbar auch einige Bezirke der hannöverischen Staaten seyn mögen: so sind sie im Ganzen doch ohne Zweifel der schlechteste Theil von Deutschland. Ihr Umfang beträgt ohngefähr 700 Quadratmeilen, und doch enthalten sie schwerlich 700000 Einwohner *). Im lezten Schlesischen Kriege fanden die französischen Kommissärs bei einer Zählung in den gesamten Hannöverischen Ländern nicht viel über 500000 Seelen. Wenn man aber auch die obere größere Zahl annimmt, so findet man doch in dem ganzen übrigen Deutschland keinen Umfang von gleicher Größe, der im Durchschnitte nicht mehr als 1000 Seelen auf einer Quadratmeile enthielte. Zwischen Schwaben, Sachsen, Oestreich, Böhmen und andern Provinzen Deutschlands und diesen Ländern ist der Abstand ungeheuer. Jene Staaten zählen im Durchschnitte 2500 Seelen auf einer Quadratmeile und zum Theil noch mehr **). Die Natur

*) Nach einer neuern Berechnung hat man über eine Million darinn finden wollen, welches aber gar nicht wahrscheinlich ist. Der Herausgeber.

**) Im Baadenschen z. B. und in einigen Theilen von Sachsen zählt man 3500 bis 4000 Einwohner auf jeder Quadratmeile. Der Herausgeber.

für hat hier fast alle Schuld der geringen Bevölkerung. Es giebt hier zu Lande ungeheure Sandheiden, die kaum anzubauen sind. Fast alles Land zwischen Hannover und Hamburg ist todter Sand.“

„Die sämtlichen Einkünfte dieser Lande betragen ohngefähr 4,800000 rheinische Gulden, (welches noch nicht 2,700000 Thlr. in Konventionsmünze seyn würde.) Die Länder des Churfürsten von Sachsen, die nur um eine unbedeutende Kleinigkeit größer sind, als die Hannöverischen Staaten, werfen mehr als noch einmal so viel ab.“

„Die Regierung dieser Lande ist sanft, und die Staatsverwaltung in den Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpressungen weis man hier nichts. Wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Fast alles wird zum Besten dieser Länder wieder verwandt. Vielleicht ist unter allen deutschen Regierungen die hiesige die gelindeste, und es herrscht in diesen Staaten durchaus ein Geist der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark kontrastirt.“

So weit der reisende Ausländer.

Wir langten noch vor Sonnenuntergang in Braunschweig an. Ich untersuchte hier zuvörderst meinen Gesundheitszustand, und fand zu meinem Vergnügen, daß er sich merklich gebessert hatte. Meine Brustschmerzen hatten sich größtentheils verloren, und das Rütteln, Schütteln und Stossen des unbequemen Postwagens hatte meinen Nerven neue Spannung, meinem Blute einen frischern Lauf verliehen. Ich fieng also an zu glauben, daß ich dem

Tode diesmal noch entlaufen würde, und beschloß die angefangene Reisekur muthig fortzusetzen.

2.

Aufenthalt in Braunschweig. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten dieses Orts.

Die gute Stimmung, worinn die Bemerkung meiner zurükkehrenden Gesundheit mich versezte, hatte mich muthwillig gemacht. Ich wußte, daß ich hier einige meiner ehemaligen Schulfreunde wiederfinden würde, die mich wohl seit zwanzig Jahren nicht gesehn hatten, und beschloß, mich ihnen durch eine Posse anzukündigen.

Ich gieng zu dem einen derselben, einem sehr beliebten und mit Recht geschäzten Prediger dieser Stadt, und ließ mich ihm unter dem Namen eines gewissen eben so berühmten als berüchtigten Geistlichen melden, der sich durch theologische Feder- und Kanzelkriege, wo nicht furchtbar, doch gehäßig und verächtlich gemacht hat. Es war Sonnabend; mein Freund war eben mit der Verfertigung seiner Predigt auf den folgenden Tag beschäftiget; es war ihm unangenehm, unterbrochen zu werden; aber, ich weis nicht, war es Neugierde, den geistlichen Kämpfer zu sehn oder Furcht, den theologischen Unwillen desselben gegen sich zu erwecken: er kam zum Vorschein, und führte mich unter gewöhnlichen Komplimenten in sein Visitenzimmer. Ich hatte meine Stimme zum tiefsten Baß hinabgestimmt; die Schelmerei glükte; und ich ergözte mich nicht

wenig

wenig an der Verlegenheit des Mannes, der seine wahren Gesinnungen gegen die Person, die er vor sich zu haben glaubte, unter den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen vergebens zu verbergen suchte. Zufälliger Weise näherten wir uns dem Fenster; ein helleres Licht fiel auf mein Angesicht; ich ward erkannt. Meine Leser mögen sich die Scene selbst ausmalen.

Indeß wir beide die gelungene Täuschung belachten und uns zugleich der lebhaftesten Freude des Wiedersehns überliessen, sahen wir einen gemeinschaftlichen Freund, der auch ein Geistlicher ist, die Strasse heraufkommen. Auch diesen beschlossen wir anzuführen. Mein Freund lief ihm entgegen, meldete ihm, was für einen seltsamen Besuch er bei sich hätte, und überredete ihn, herein zu treten, um den furchtbaren geistlichen Ritter gleichfalls kennen zu lernen. Es geschah. Die Täuschung gieng auch diesmal nach Wunsch von statten, und die lauteste Freude folgte auf das endliche Wiedererkennen.

Ausser diesen und einigen andern lieben Schulfreunden, die ich hier wiederfand, hatte ich auch das unvermuthete Vergnügen, hier meinen ehemaligen Schullehrer, den jetzigen Hrn. Generalsuperintendenten Richter anzutreffen; einen Mann, der sich als Rekor einer von ihm zuerst emporgebrachten Schule zu Holzminden ungemein große Verdienste erworben hat. Ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehn und ihm meine immerwährende Dankbarkeit einmal wieder persönlich zu bezeigen, machte mir unbeschreiblich viel Vergnügen.

Braunschweig ist bekanntlich der Hauptort des eben so benannten Herzogthums und die Residenzstadt des Herzoges. Sie wird von dem kleinen Ockerflusse durchschnitten, den man unter der vorigen Regierung mit vielen Kosten schiffbar zu machen vergebens sich bemüht hat *). Diese ansehnliche Stadt hat eine halbe Meile im Umfange, und ist sehr wohl befestiget. Aber die Strassen derselben sind krumm und ziemlich enge, die Häuser altfränkisch, einige wenige öffentliche und einige neuere Privathäuser ausgenommen. Was aber dieser Stadt vorzüglich zur Zierde und zur Bequemlichkeit gereicht, sind die breiten und ebenen Steine, welche längst den Häusern einen reinlichen und bequemen Weg für die Fußgänger bilden. Die Zahl der Einwohner wird nur auf 23000 geschäzt, welches, in Betracht der Größe der Stadt, nicht viel ist.

Von den hiesigen Schlössern, Naturalien- und Kunstkabinet, Zeughause und andern dergleichen Sehenswürdigkeiten werden meine lieben Leser mir die Beschreibung gern erlassen, weil dieselbe weder unterhaltend noch lehrreich für sie seyn dürfte.

Desto lieber, denke ich, werden sie etwas von einigen merkwürdigen Menschen hören wollen, welche dieser Stadt zu einer grössern Zierde gereichen, als alles, was die Kunst hervor zu bringen vermag. Und hier würde ich zu allererst den edlen und großen Vater dieses jezt glüklichen Landes,

den

*) In Büschings Erdbeschreibung steht, daß er schiffbar gemacht worden sey. Dies muß man in seinem Exemplare berichtigen.

den guten und aufgeklärten Herzog nennen, wenn die Gnade, die Er mir bei meinem Hierseyn, und die ausserordentliche Güte und Großmuth, die Er mir nachher erwies, mir nicht zu schweigen geböten, um auch den entferntesten Verdacht der Schmeicheley zu vermeiden.

Auch von Deutschlands Lieblingshelden, dem großen und guten Herzoge Ferdinand von Braunschweig, würde ich, aus eben der Ursache, hier zu reden mich enthalten, wenn ich nicht der Nachwelt die Bekanntmachung einer Anekdote von ihm schuldig wäre, welche in den Jahrbüchern der Menschheit aufbewahrt zu werden verdient. Sie ist diese.

Es lebte in Hamburg ein bekannter, ungemein arbeitsamer und verdienstvoller Gelehrter, mit Namen Schmiedlin. Dieser hatte unternommen, ein deutschfranzösisches Wörterbuch zu schreiben, welches das vollständigste und vollkommenste in seiner Art werden sollte; und die ersten Bände, die er davon lieferte, entsprachen dieser Absicht völlig. Allein der Mann hatte kein Vermögen; er mußte also, um die Kosten eines so großen Werks zu bestreiten, sich an einen Reichern wenden. Dieser schoß die nöthigen Summen dazu unter der Bedingung vor, daß er an dem Gewinne, den der Verlag dieses Werks versprach, Theil nehmen sollte, und zu Schmiedlins und seiner Familie Unterhalt wurde von den einlaufenden Subscriptionsgeldern ein Jahrgehalt von 800 Thlr. festgesezt.

Schmiedlin arbeitete jezt mit einem Fleisse, wovon nur wenig Menschen sich einen Begriff machen können,

können, und vollendete nach und nach sieben Theile seines Werks. Dennoch war er nicht im Stande, die Erwartung des mit ihm verbundenen Mannes zu befriedigen, nach dessen Meinung er noch viel geschwinder arbeiten und noch viel mehr in kürzerer Zeit vollenden sollte. Die unmäßige Anstrengung, wozu ihn dies veranlaßte, und der Kummer über die Vorwürfe, die er dulden mußte, warfen ihn endlich auf das Siechbette. Nun konnte er vollends gar nicht schreiben. Sein Verbundener hielt sich daher berechtigt, ihm das Jahrgeld vorzuenthalten, welches zu seiner und seiner Familie Unterhalt ausgesezt war. Da lag er nun also schwach, entkräftet und mit Herzeleid beladen, und sahe sich genöthiget, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, nach und nach zu verkaufen, was er hatte.

Unter diesen Umständen führte die Vorsehung mich, der ich nie Umgang mit ihm gehabt hatte, dem Ansehen nach zufälliger Weise in seine Wohnung. Ich erschrak, Zeichen des Mangels in einem Hause zu finden, welches ich einige Jahre vorher im besten Wohlstande gesehn hatte. Man bemerkte meine Befremdung, und kam mir mit offenherzigen Klagen entgegen. Mit Schaudern hörte ich, daß ein so verdienstvoller Mann wirklich in Gefahr schwebte, mitten in dem reichen und durch Wohlthätigkeit gegen Arme so berühmten Hamburg zu verhungern.

„Haben Sie denn keine Freunde?“ rief ich endlich aus, indem ich von meinem Erstaunen noch nicht zurükkommen konnte. „Gehabt!“ war die Antwort; „seitdem ich in dies Elend versunken bin, scheinen

meine

meine ehemaligen Freunde mich nicht mehr zu kennen. „Abscheulich! sagte ich; aber vielleicht kennt man Ihre Verlegenheit nicht ganz. Wer sind Ihre Freunde? Ich will hin, um sie mit Ihrer Lage bekannt zu machen.“ Man nannte mir eine ganze Gesellschaft von Männern, die sich zu Werken der Menschenliebe verbunden hatten. Ich eilte zu ihnen, schilderte die Noth des Freundes und forderte sie auf, ihn zu retten: und man verwies mich an den Vorsteher dieser wohlthätigen Gesellschaft. Auch zu diesem fuhr ich hin, suchte ihn zu erweichen, und da dieses nicht verschlagen wollte, ihn zu erschüttern: umsonst! „Man könne für den Mann nichts thun; man habe schon einmal etwas für ihn gethan; man habe nichts mehr.“ Dies war die Antwort, die man allen meinen dringenden Vorstellungen und Bitten kaltblütig entgegengesezt.

Unwillig verließ ich das Haus des Mannes; fuhr zu einigen meiner eigenen Freunde herum, welche keine Mitglieder einer wohlthätigen Gesellschaft waren; und kaum war eine Stunde verflossen, so hatte ich schon eine Summe von beinahe 150 Thlr. zusammen gebracht. Mit diesen eilte ich nun zu der Wohnung des nothleidenden Kranken; und — nie sah ich eine rührendere Scene; nie mehr Thränen des Danks, der Freude und der Entzückung fliessen!

Ich eilte jezt nach Hause, sezte mich hin und beschrieb dem edlen Herzoge Ferdinand, dem ich schon bei einer ähnlichen Gelegenheit bekannt zu werden das Glük hatte, den ganzen Vorgang und fügte nur dieses hinzu: „ich selbst wäre unfähig, den

Mann

Mann zu retten; aber ich fühlte in solchen Fällen die Pflicht, wenigstens um Hilfe zu schreien. Nun kennte ich aber unter den Fürsten Deutschlands keinen, zu dem ich in Fällen dieser Art meine Stimme mit größerer Zuversicht erheben könnte, als zu Ihm. Ich überliesse es übrigens Seinem eigenen gnädigsten Gutbefinden, die Art der Hülfe, die Er dem unglüklichen Manne angedeihn lassen wollte, selbst zu bestimmen.“

Und mit der rükkehrenden Post hatte ich das verbindlichste Danksagungsschreiben für die Gelegenheit, die ich gegeben hätte, einen unverschuldeter Weise unglüklich gewordenen Mann von Verdiensten zu retten. Diesem Schreiben waren hundert Dukaten zur vorläufigen Erquickung des Kranken und, auf den Fall seiner Genesung, eine Anweisung auf tausend Thaler zur Fortsetzung seines Werks beigefügt.

Wie flog ich mit dieser Nachricht nach dem Hause des Jammers, um es in eine Wohnung der Freude zu verwandeln! Aber ach! — ich kam zu spät. Schmiedlin hatte schon einige Stunden vorher sein mattes abgehärmtes Leben ausgehaucht. Nie ward mir eine größere Freude verdorben. Ich meldete dem fürstlichen Menschenfreunde, was geschehen war, und erhielt Befehl, die hundert Dukaten der Wittwe zuzustellen.

Hat Deutschland der edlen Fürsten mehr, an die ich mich bei dieser Gelegenheit mit gleichem Erfolge hätte wenden dürfen? — Dann wohl meinem Vaterlande! Wohl der Menschheit! —

Genug

Genug hiervon.

Ich komme zu einem Manne, dessen Beispiele und Unterrichte die Welt einen großen Theil der biedern, edlen und großen Denkungsart verdankt, welche bis jezt Gottlob! ein Hauptunterscheidungszeichen der Braunschweigischen Prinzen war. Dieser Mann ist der ehrenwerthe und liebenswürdige Greis Jerusalem. Junger Leser, entblöße dein Haupt, ich habe dir den Namen eines der besten und würdigsten Menschen genannt. Ich hatte das Glük, diesen guten und verdienstvollen Geistlichen von Person zu kennen, zwar schon lange; aber mit jedem male, daß ich ihn wiedersah, wuchs meine Liebe und Verehrung gegen ihn. Jüngling, willst du den Lohn eines enthaltsamen, tugendhaften, weisen und gemeinnützigen Lebens sehn? Schaue ihn an, diesen edlen Greis; bemerke die lächelnde Ruhe und Zufriedenheit, die engelreine Heiterkeit der Seele, welche aus allen seinen Blicken und Mienen so liebenswürdig und so rührend hervorstralt; höre ihn von dem nahe bevorstehenden Uebergange aus diesem in ein anderes Leben mit der Freudigkeit eines guten Kindes reden, welches aus der engen Schulstube in das geräumigere und angenehmere Zimmer seines geliebten Vaters abgerufen zu werden erwartet, um von seiner wohlangewandten Zeit fröhlich Rechenschaft zu geben und dann neue Beweise der väterlichen Liebe zu empfangen; ergreife seine Hand, fühle den warmen herzlichen Druk, womit er dich segnet, und wenn dir dann ein elektrisches Feuer der Tugend, wenn ich so reden darf, durch alle deine Adern läuft; dann fühle den hohen Werth

der

der Rechtschaffenheit, und gehe hin und lebe und thue so wie er, um so wie er des glüklichsten Alters und einer Seelenruhe zu genieſſen, welche selbst der herannahende Tod mit allen seinen Schrekbildern nicht zu stören vermag!

Es ist besonders merkwürdig, und die Folge eines enthaltsamen Lebens, daß diesem würdigen Greise in seinem 78sten Jahre noch der Gebrauch aller seiner Seelenkräfte, sogar des Gedächtnisses, zu Gebote steht, so daß man kaum einigen Abgang derselben wahrnehmen kann. Zum Beweise diene folgende Anekdote. Ihre Köngl. Hoheit, die verwittwete Frau Herzogin, welche zur Belohnung ihrer seltenen Tugenden eines eben so glüklichen Alters genießt, fragte ihn, da wir die Ehre hatten von ihr zugleich eingeladen zu seyn, ob er mich schon vorher gekannt hätte? und der liebe Greis bejahte nicht nur diese Frage, sondern wußte sich auch noch, als wäre es gestern geschehen, des ersten Besuches zu erinnern, den ich vor etwa zwanzig Jahren als ein nach der Universität reisender Schüler bei ihm abgelegt hatte. Er versicherte sogar, daß er noch im Stande wäre, die Dinge zu nennen, über welche wir damals mit einander geredet hätten. Um meine Verwunderung hierüber mit mir zu theilen, erwäge man, daß ich damals ein roher, höchstunbedeutender junger Mensch, Jerusalem hingegen schon lange der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung war! —

Auch unter den übrigen zahlreichen Gelehrten dieser Stadt, giebt es Männer, welche sich mit

Ruhme

Ruhme ausgezeichnet haben, und einen rechtschaffenen und liebenswürdigen Karakter mit allgemein anerkannten Verdiensten verbinden. Die Namen Ebert, Gärtner, Schmidt, Eschenburg, Zimmermann, Remer, Feddersen, Leisewiz u. a. werden von meinen jungen Lesern einst, nach erworbener Kenntniß unserer Litteratur, mit eben der Hochachtung genannt werden, womit sie jezt das aufgeklärtere Publikum nennt. Die erstern drei gehören unter diejenigen verdienstvollen deutschen Gelehrten, denen unser Vaterland seit ohngefähr dreißig Jahren den bessern Anbau der schönen Wissenschaften, d. i. der Poesie und der Wohlredenheit und die Verbreitung eines guten Geschmaks verdankt.

Braunschweig gehört unter die vorzüglichsten Handelsstädte in Deutschland, ohngeachtet es weder an einem schifbaren Strome noch an einem Seehafen liegt. Aber die Wege zwischen hier und Hamburg, Hannover, Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg, sind fast immer, vornämlich aber um die Zeit der beiden hiesigen Messen, mit Frachtfuhren bedekt, woraus man auf den beträchtlichen Waarenumsaz schliessen kann, welcher an diesem Orte geschehen muß. Davon kann auch folgendes zum Beweise dienen. Ohngeachtet die Abgaben, welche auf dem hiesigen Pakhofe von den hier eintreffenden Kaufmannsgütern entrichtet werden, ziemlich mäßig sind: so machen sie doch jährlich eine Summe von ungefähr 200000 Thaler aus.

Unter den hiesigen Fabriken zeichnen sich besonders drei Wachsbleichen, deren jede an 150000

Pfund bleichen soll, und die Fabrik der Hrn. Grabenhorste aus, welche Salmiac und das sogenannte Glauberische Wundersalz, ein schäzbares Arzeneimittel, verfertigen lassen.

Zur Zeit der Messen ist Braunschweig ein sehr lebhafter Ort; allein, das Vergnügen abgerechnet, welches der Anblik so vieler Menschen und des Kaufmännischen Gewühls verursachen kann, ist diese Zeit für einen Fremden, der nicht selbst Kaufmann ist, hier vielleicht die unbequemste. Denn erstlich ist es alsdann in den hiesigen Gasthöfen um ein beträchtliches theurer, als sonst; und zweitens herrscht alsdann fast durchgängig, besonders an den öffentlichen Tischen der Wirthe ein Ton, der nicht für jedermann der angenehmste ist. Ich möchte ihn den Kaufmannston nennen, weil man ihn an allen Orten, wo Messen gehalten werden, z. B. in Frankfurt und Leipzig, wiederfindet. Ein affektirter Freisinn mit etwas Uebermuth und Geldstolz begleitet, und ein erzwungenes oft sehr ins Abgeschmakte fallendes Witzeln sind die Hauptunterscheidungszeichen desselben. Die Herren Handelsleute fühlen nämlich, daß sie zur Zeit der Messe an einem solchen Orte die Hauptpersonen sind; ihr Stand ist einer der unabhängigsten, und die halbe, oft verfehlte Kultur des Geistes, welche den meisten unter ihnen zu Theil ward, pflegt in einen Gernwitz auszuarten, der für Seelen, die sich ein wenig weiter ausgebildet haben, oft noch viel beschwerlicher zu hören ist, als schlichter Unverstand.

Aber auch hier, wie in allen Dingen, giebt es der Ausnahmen viele. Denn auch unter den Braunschweigischen Kaufleuten lernte ich einige sehr ehrenwerthe Männer kennen, welche Aufklärung, Würde und feine Sitten auf die liebenswürdigste Weise vereinigen. Ich bin meinen jungen Lesern hiervon ein Beispiel schuldig, welches lehrreich für sie werden kann. Ich theile es daher mit, ohngeachtet ich es mit einiger Beschämung für mich selbst erzählen muß.

Es war am zweiten Tage meines Hierseyns. Um mir die Mühe zu erleichtern, einige Männer, die ich besuchen wollte, auszufinden, hatte ich einen Lohnbedienten bestellt. Dieser blieb mir etwas zu lang aus; ich machte daher erst einen Gang allein, und hinterließ in meinem Quartiere, daß man den Bedienten, wenn er kommen würde, nach einem gewissen bekannten Kaufmannshause schicken möchte, um meiner Ankunft allda zu warten. Daselbst würde ich mich nach einer halben Stunde einfinden, um mich von ihm weiter führen zu lassen.

Ich hatte den Herrn dieses Hauses nie gesehn. Als ich daher nach einer halben Stunde mich dahin verfügte, und in der Hausthür einen sehr wohlgekleideten Mann, neben ihm einen andern, zwar in anständiger aber schlichter blauer Kleidung stehen sah, nahm ich es halben Blik und ohne erst darüber nachzudenken, für entschieden an, daß jener der Hausherr, dieser — noch schäme ich mich des Irrthums — der bestellte Lohnbediente wäre. Um mich in diesem Irrthume zu bestärken, redete mich,

sobald ich still stand, nicht der schöngekleidete, sondern der blaue Herr an, und verlangte zu wissen, was zu meinen Diensten stünde? „Hier, guter Freund, antwortete ich, indem ich eine Karte aus der Tasche zog, sind die Namen derer, die ich heute besuchen möchte.“ Wohl, versezte der blaue Mann, mein Sohn soll mit Ihnen gehn, um Ihnen die Wohnungen zu zeigen. „Nicht doch, war meine Antwort, ich brauche ihn selbst; —“ und erst indem ich dieses ausgesprochen hatte, schoß es mir, wie ein Bliz in die Seele, daß ich mich in der Person, die ich vor mir zu haben glaubte, vielleicht geirrt hätte. Ein einziger Blik in des Mannes edle Physiognomie und auf sein ganzes anständiges Wesen geworfen, überzeugte mich, daß dem wirklich so wäre. Aber eh ich noch Zeit hatte, meinen beleidigenden Irrthum zu entschuldigen, überhäufte mich der gute Mann, dem ich gänzlich unbekannt war, mit den größten Höflichkeiten, führte mich in sein Comtoir und zwang mich gleichsam, seinen eben so artigen Sohn zu meinem Begleiter und Führer zu nehmen. —

Was sagen meine jungen Leser zu diesem Benehmen? War es nicht edel, nicht ausnehmend schön und großmüthig?

Mich für mein Theil ergözen sittliche Bemerkungen dieser Art auf meinen kleinen Reisen zehnmal mehr, als der Anblik der seltensten Kunstsachen. Ich kann daher, da ich des Lohnbedienten einmal erwähnt habe, mir das Vergnügen nicht versagen, meiner Erzählung auch noch von diesem eine kleine

Geschichte

Geschichte einzuweben, welche die alte Bemerkung, daß es gute und brave Menschen in allen Ständen gäbe, von neuem bestätigen kann.

Derjenige, den ich zu meiner Bedienung während meines Hierseyns erhielt, war ein schon etwas bejahrter Mann von schwerfälliger stotternder Sprache, welches jede Unterhaltung mit ihm beschwerlich machte. Ich hatte mich daher wenig mit ihm eingelassen, und entließ ihn den Abend vor meiner Abreise ziemlich gleichgültig, indem ich ihm seine mir geleistete Dienste nach der hiesigen Polizeytaxe d. i. den Tag mit einem halben Thaler bezahlte. Er gieng. Am folgenden Morgen früh zwischen vier und fünf Uhr, da ich mich zu meiner Abreise anschikte, sahe ich ihn wiederkommen. „Herr, sagte er, indem er mir einen freundlichen guten Morgen wünschte, Sie werden wohl unser Geld noch nicht recht kennen. Ich sollte nur anderthalb Thaler bekommen, und Sie haben mir einen halben Gulden mehr gegeben. Hier ist er wieder!“ Indem er das sagte, legte er mir den halben Gulden auf den Tisch. Jezt war mir der Mann, der mir gestern noch so gleichgültig vorkam, auf einmal interessant geworden. Ich gaffte ihn mit großen Augen an, und nun mußte ich nothwendig nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Ich fragte ihn, wie er hieße? und er antwortete Mackwitz. Indem ich diesen Namen hörte, fiel mir ein witziges Wortspiel ein, welches Lessing *)

*) Dessen Grab, im Vorbeigehen gesagt, jezt hier fast niemand mehr nachweisen kann, ohngeachtet nach seinem Tode nur erst einige Jahre verflossen sind.

auf einen Lohnbedienten dieses Namens machte, dessen er sich, so oft er in Braunschweig war, zu bedienen pflegte. Hurtig fragte ich ihn: ob er etwa den seligen Lessing gekannt habe? „Ob ich ihn gekannt habe?“ antwortete er mit Wärme. „O es war immer mein guter lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem andern bedienen ließ.“ Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dieses sagte, im Auge; und nun fieng er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen wäre, wie er alles weggegeben hätte, so oft er von Nothleidenden wäre angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem abgedankten armen Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt hätte, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen wäre, auf öffentlichem Caffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum T** gefahren wäre: wie er, Mackwitz, sich darob erbost und dem Fähndrich ins Angesicht gesagt hätte, daß er ein undankbarer böser Mann wäre, und ob er nicht mehr wüßte, wie viel Lessing ihm kurz vor seinem Tode geschenkt hätte? worüber dieser denn einen entsezlichen Lerm mit ihm angefangen und ihn beschuldigt hätte, daß er von Gott und seinem Worte wohl eben so wenig, als Lessing selbst wissen möchte, u. s. w. Er erzählte mir hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht blos zugegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der

liebe

liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten, wie z. E. goldene Hemdeknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man hätte ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können, sezte er hinzu, und wenn es zehnmal so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemals ansehn können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte.“ Er für sein Theil, sagte er, wüßte ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedrukten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche waren, welches doch nicht zu glauben stünde — gekriegt, und worüber er sich jedesmal entsezlich geärgert hätte, Schuld an seinem Tode wären. —

Der ehrliche Alte hatte mir durch dies alles eine wahre Zuneigung eingeflößt; ich trennte mich jezt ungern von ihm, und als ich fünf Monate nachher wieder nach Braunschweig kam, und die Reihe des Dienens, nach einer hiesigen Polizeiordnung, grade einen andern Lohnbedienten traf, kaufte ich diesen ab, um die Erlaubniß zu haben, wieder meinen Mackwitz zu nehmen.

Ehe ich nun aber Braunschweig für diesmal verlasse, muß ich noch eins und das andere nachholen, welches der Wißbegierde meiner jungen Leser nicht unwürdig zu seyn scheint.

Dieser Ort gehörte vor Zeiten zu den sogenannten Hansestädten — meine jungen Leser wissen, was dieser Namen sagen wolle — und er genoß

auch nachher vieler Vorzüge und Freiheiten, die er nach und nach zu erweitern suchte, daß er sogar den Herzogen die Bedingungen vorschrieb, unter denen er ihm huldigen wollte. Diese bemüheten sich lange vergebens, die Stadt durch Gewalt zu bezwingen. Sie hielt sechs verschiedene Belagerungen aus, ohne ein einzigesmal genommen zu werden. Endlich glükte es im Jahr 1671 dem Herzoge Rudolph August, sich ihrer nach einer kurzen Belagerung durch ihre eigenen Kanonen, die sie ihm, freilich nicht zu diesem Gebrauche, geliehen hatte, zu bemächtigen. —

Zwei Erfinder, wovon der eine einen neuen Nahrungszweig für diese Stadt, der andere ein sehr nüzliches Werkzeug zur Beschäftigung vieler tausend Hände in mehrern Ländern erfand, verdienen hier auch genannt, und von meinen jungen Lesern gemerkt zu werden. Das waren Christian Mumme, welcher das nach ihm benannte weit und breit berühmte Bier, und der Bildhauer Jürgen, welcher den Gebrauch und die Verfertigung der Spinnräder erfand. Beide erwarben sich dadurch ein Verdienst um ihre Zeitgenossen und um die Nachwelt, welches in meinen Augen größer und beneidenswerther ist, als das Verdienst des Odendichters oder Epopeensängers *), wenn auch jene bei der Nachwelt kaum genannt, und diese von ihr vergöttert werden sollten. Denn alles, was eine nüzliche Geschäftigkeit befördert,

*) Ein Epopeensänger ist ein Dichter, der ein Heldengedicht verfertiget hat, zum Exempel Homer und Virgil.

dert, müßige Hände in Thätigkeit sezt, und Nahrung und Wohlstand in einzelne Familien und in ganze Länder bringt, das ist, nach meinem Urtheile, schäzbarer, als die erstaunlichen Früchte des Geistes, die nur zu einer vorübergehenden, oft nicht sehr nüzlichen Beschäftigung der Einbildungskraft dienen können, welche in unsern imaginationskranken Zeiten nur leider! schon zu sehr geschäftig ist. —

Unter den hiesigen Schul- und Erziehungsanstalten zeichnet sich, ausser der **Martinsschule**, welche einige sehr geschikte Lehrer hat, auch das sogenannte **Carolinum** aus. Dies ist eine, besonders für junge Leute von guten und bemittelten Familien errichtete Anstalt, in welcher sowohl die gewöhnlichen Schulwissenschaften, als auch vornemlich die neuern Spachen, nebst der sogenannten schönen Litteratur gelehrt, und sowohl die bildenden Künste, als auch die künstlichen Leibesübungen — Tanzen, Fechten und Reiten — getrieben werden.

Ueberhaupt bemüht man sich jezt hier, wie in andern Ländern, hier aber vielleicht am eifrigsten, der Jugend eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Erziehung zu verschaffen: weil man immer mehr und mehr überzeugt geworden ist, daß ohne dieselben weder das Glük einzelner Menschen, noch der Wohlstand ganzer Staaten befördert werden könne. O wohl uns, daß unser Leben in solche Zeiten gefallen ist, in welchen man die größte Wahrheit endlich eingesehn, und darnach zu handeln beschlossen hat! Und wohl euch, ihr lieben jungen Menschen, die ihr nun schon angefangen habt, den

großen Nutzen davon einzuerndten, weil man euch in den Stand sezt, Kenntnisse, Fertigkeiten und Tugenden zu erwerben, für welche sonst auf Schulen wenig oder gar keine Uebung war! Vor Zeiten mußte man es beinahe dem bloßen Zufalle überlassen, ob ein junger Mensch geschikt, tugendhaft und glüklich werden würde, oder nicht: künftig wird die Erwerbung jeder nüzlichen Geschiklichkeit und jeder schönen Tugend von dem eigenen Willen eines jeden Jünglings abhangen, weil es ihm weder an Gelegenheit, noch an Anleitung dazu fehlen wird. Glükliche Jugend!

3.

Ritt von Braunschweig über Hildesheim nach Deersen, einem Braunschweigischen Dorfe am Sollinger Walde. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten zu Hildesheim.

Meine Reise sollte nun eigentlich von hier nach Göttingen gehen: allein eine heilige Pflicht und ein sehr starker Trieb, diese Pflicht zu erfüllen, bewogen mich, erst einen Abstecher von dreizehn Meilen, und zwar zu Pferde, zu machen.

Ich bin nämlich so glüklich, noch eine alte gute Mutter am Leben zu haben. Diese wohnt zu Holzminden; und seit länger als acht Jahren hatte ich sie nicht gesehn. Ihr vorbeizureisen war mir nicht möglich. Ich beschloß daher, da nicht gleich eine fahrende Post dahin abgieng, den Weg zu ihr zu Pferde zu machen.

In

In dieser Absicht hatte ich mir ein Miethpferd bestellen lassen: aber ein elenderes, abgenuzteres und steiferes Thier, als dasjenige war, welches man mir brachte, ist von einem lateinischen Reuter wohl nie bestiegen worden. Wollte ich indeß mich nicht aufhalten, so mußte ich es schon nehmen. Ich nahms, und, indem ich meinem Schuzgeiste mich und meinen Hals empfahl, trabte es? — nein! dazu war es vor der Hand weder durch gute Worte, noch durch Sporn und Peitsche zu bewegen — schritt es fein bedächtig und langsam mit mir zum Thore hinaus.

Es hatte seit acht Tagen fast unaufhörlich geregnet. An dem Tage meiner Abreise schien der Himmel vollends seinen ganzen gesammelten Wasservorrath herabschütten zu wollen. Die Wege waren erbärmlich, und da der meinige überdem durch ein fettes schweres Erdreich lief: so hatte meine Rosinante *) den ganzen Ueberrest meiner ehemaligen Kräfte nöthig, um in dem zehen Lehm nicht bei jedem Schritte stecken zu bleiben.

Nachdem ich eine gute Meile zurükgelegt hatte, kam ich nach Vecheln, einem dem Herzoge Ferdinand zugehörigen niedlichen Lustschlosse, wo dieser große Heerführer, zur Zeit der Sommermonate, ein von allem höfischen Prunk und Zwange entferntes philosophisches Leben führt, und den Musen opfert. — Nicht weit von hier tritt man über die Grenzen des Bisthums Hildesheim.

Wenn

*) So hieß der erbärmliche Gaul des irrenden Ritters Donquichott.

Wenn ein der Erdbeschreibung unkundiger Reisender in einen ihm noch unbekannten Theil von Deutschland kommt, welcher sich durch einen vorzüglich fetten und fruchtbaren Boden auszeichnet: so darf er in den meisten Fällen, ohne erst zu fragen, annehmen, daß es ein geistliches Gebit entweder ehemals gewesen, oder noch jezt sey. Es war nemlich eine Zeit, da die Diener der Kirche die Herren der Erde waren, selbst Königen und Fürsten Gesetze vorschrieben, und mit Ländern und Gütern schalteten, wie sie wollten. Damals wußten sie denn die reichsten und angenehmsten Landschaften für sich selbst auszusuchen; die armen weltlichen Herren hingegen mußten sich glüklich schätzen, wenn man sie nur die kahlen und unfruchtbaren Sandschollen in Ruhe besitzen ließ. Daher kommt es denn, daß sowohl alle ehemalige als auch noch jetzige Bisthümer, Probsteien, Abteien und Klöster, so viel ich deren kenne, in den fruchtbarsten und schönsten Bezirken derjenigen Provinz liegen, wozu sie gehören. Sollte heutiges Tages eine neue Ländervertheilung statt finden: so dürfte sie wahrscheinlicher Weise etwas anders ausfallen.

Diese Bemerkung, die ich schon oft zu machen Gelegenheit hatte, drang sich mir abermals auf, da ich durch die fetten Fluren des Bisthums Hildesheim ritt; und ich hatte eine Ursache mehr, über die ehmalige Habsucht der Geistlichen unzufrieden zu seyn, weil ein sandiger, dürrer und unfruchtbarer Boden mir und meinem armen Thiere jezt zehnmal besser zu statten gekommen wäre. Aber ich

merkte

merkte diese nicht allzulautere Quelle meiner Unzufriedenheit bald, schüttelte den Kopf über mich selbst und ritt weiter.

Auf der Mitte des Weges ruhete ich einige Stunden bei einem Freunde, einem sehr thätigen und in seinen mit Klugheit getriebenen Geschäften glüklichen Kaufmanne, Namens Hundeiker, aus; einem Manne, der in seinen jüngern Jahren die pädagogische Laufbahn, theils als wirklicher Erzieher, theils als Schriftsteller mit Wärme und Einsicht betrat, ungeachtet er nie, wie man sagt, studiert hatte. Ein abermaliges Beispiel, daß man gute Kenntnisse und aufgeklärte Begriffe auch ausserhalb den Mauern einer Universität durch eigenen Fleiß erwerben könne! Die Pflicht für seine eigene Familie zu sorgen, nöthigte ihn indeß, auf die Erziehung fremder Kinder Verzicht zu thun, und sich ganz und gar seinem eigentlichen Berufe, der Handlung, zu widmen. Seitdem blühet nicht nur der Wohlstand seines Hauses, sondern seine hervorstechenden Einsichten haben ihn auch zum Orakel seines Dorfs, und der ganzen umliegenden Gegend gemacht. Er fühlt iezt, was ich vor etwa zehn Jahren ihm voraussagte, daß ein kleiner Wirkungskreis, den man ganz ausfüllt, nüzlicher ist und glüklicher macht, als ein größerer, für den unsre Kräfte unzureichend sind.

Ich sahe bei diesem Manne eine — Kleinigkeit, die aber in meinen Augen etwas Wichtiges und der Bekanntmachung Würdiges war; eine Wiege, die statt der gewöhnlichen Schaukelfüße, vier hölzerne

Räder

Räder hatte, worauf sie hin und hergerollt werden konnte. Das ist eine kluge Erfindung, wodurch der Zwek der Wiege eben so gut erreicht, und ihr Gebrauch zugleich unschädlich gemacht wird. Meine jungen Leser werden mir verzeihen, daß ich diese Nachricht, die nicht eigentlich für sie gehört, weil sie, um einzuschlafen, wahrscheinlicher Weise keiner Wiege mehr bedürfen, hieher gesezt habe. Ich wußte nicht gleich einen andern Plaz dafür, und besorgte, sie wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Auch hat man mir gesagt, daß diese Reisen, ungeachtet sie eigentlich nur für euch bestimmt sind, doch hin und wieder auch wohl von einem Vater oder einer Mutter in die Hand genommen werden sollen. Für diese also mag die obige Nachricht hier stehn.

Nachdem mein armes Thier wenigstens zwanzigmal auf seine alten Knie gesunken, und eben so oft, bald mit den vordern, bald mit den hintern Füßen stecken geblieben war, langte ich endlich glüklich Abends zwischen fünf und sechs Uhr zu Hildesheim, der Hauptstadt dieses Bisthums an, und beschloß allda zu übernachten.

Hildesheim ist ein alter Ort von ziemlichem Umfange, ehemals befestiget, jezt seiner Festungswerke größtentheils beraubt. Ungeachtet dieser Ort vielleicht nicht über 6000 Einwohner zählen mag: so hat er doch mehr Kirchen, als das große Hamburg für seine 90000 Menschen braucht. Es sind hier nämlich, wenn ich anders recht gehört habe, acht protestantische, und wenigstens vier katholische

sogenannte Gotteshäuser — ein Ausdruk, gegen welchen, so oft ich ihn nennen höre, meine ganze Seele sich empört, weil er den kindischen Begriff von Gott, dem Allgegenwärtigen, voraussezt, daß er, gleich uns armen eingeschränkten Menschen, zwischen vier Mauern wohnen könne. Haben denn die Leute, die sich diese unschikliche Benennung angewöhnt haben, nie den biblischen Ausspruch gelesen: **Gott, sintemal er ist ein Geist, wohnt er nicht in Tempeln mit Händen gemacht.**

Ich besah den **Dom**, ein Gebäude, welches der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht unwürdig ist, wenn auch schon die pompöse Versicherung meines Führers, „daß dergleichen Gebäude an Grösse und Pracht in der ganzen weiten Welt nicht mehr zu finden sey“ um neun Zehntel, wie ich vermuthe, übertrieben seyn sollte. Dieser ehrliche Mann hatte nichts wichtigeres, als mir zuvörderst die hier befindlichen Denkmäler ehemaliger **Wunder**, und den **Reliquienschaz** *) zu zeigen. Dazu gehörte z. B. ein an der Decke der Kirche gemalter Engel, der

mirabile dictu!

sich jedesmal zu wenden scheint, je nachdem der Zuschauer diesen oder jenen Standort nimmt. Denn

man

*) **Reliquien** nennt man in der römisch-katholischen Kirche alle Ueberbleibsel ehemaliger, für heilig gehaltener Personen, z. B. Knochen, Zähne, Haare u. s. w. Auch die Kleidung und der Hausrath solcher angeblichen Heiligen wird dazu gerechnet, und als ein Heiligthum mit der grösten Sorgfalt aufbewahrt.

man mag sich hinstellen, an welche Seite, oder in welche Ecke der Kirche man will, so läßt dieser wunderbare Engel einen doch nie aus den Augen. Ich versicherte den guten Mann, daß ich in dem Garten von Sanssouci, und zwar an dem darinn befindlichen japanischen Tempel schon ehemals ein ähnliches Wunder, nemlich einige am Plafond gemalte Affen gesehen hätte, welche eben die Wunderkraft besäßen, sich nach dem jedesmaligen Standorte des Zuschauers mit ihrem grinzenden Affengesichte hinzuwenden; worüber er denn in ein heiliges Erstaunen zu gerathen schien.

Er zeigte mir ferner, nebst verschiedenen andern heiligen Ueberbleibseln, ein Stük von einem der Wasserkrüge, in welchen unser Herr einst auf einer Hochzeit das Wasser in Wein verwandelte. Nach der Leiter hingegen, die Jakob im Traume sahe, item nach dem Pantoffel der Jungfrau Maria, den sie verlor, da sie über das Gebirge Endelich gieng, frägt der wißbegierige und fromme Reisende hier umsonst, sintemal diese merkwürdigen Heiligthümer nicht in dem katholischen Dome zu Hildesheim, sondern in dem protestantischen Dome zu Magdeburg aufbewahrt werden. Dies zur Nachricht für die Herren Katholicken, wenn sie etwan übermüthiger Weise wähnen sollten, daß die Herren Protestanten gar keine Reliquien und Heiligthümer zu schätzen, und in ihren Kirchen zu verwahren wüßten! Quasi vero.

Jezt kam der Mann zu dem größten aller Wunder, wodurch dieser Dom vor allen andern

Domen in der Welt verherrlichet worden ist. Das ist ein gewaltig großer Rosenstok, welcher ausserhalb der Kirche einen großen Theil der östlichen Mauer bedekt. Den Hut ab, junger Leser! und vernimm die erstaunliche Geschichte dieses heiligen Rosenstoks mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit!

Kaiser Ludwig der Fromme (mein Führer, der sich zwar auf die Geschichte der Wunder, aber nicht auf die Kaisergeschichte verstand, nannte ihn Pius II. der zwar Papst, aber nie Kaiser gewesen ist) war einst in derjenigen Gegend, in welcher jezt Hildesheim steht, — damals eine Wüstenei, mit Wald und Busch bedekt — auf der Jagd. Fromm und andächtig, wie er war, hatte er nicht vergessen, sein Reliquiarium, d. i. sein Bündel Reliquien, mitzunehmen, um, selbst während des Jagdgetümmels, der Heiligen zu gedenken, welche keine Jäger waren, und durch die heiligen Ueberbleibsel von ihnen vor Gefahren beschirmt zu werden. Nun weis ich nicht, wie es kam, daß der fromme Mann hungrig geworden, oder wollte er ausruhen, oder hatte er irgend ein anderes menschliches Bedürfniß, kurz, denn dies ist alles, was die Geschichte von diesem merkwürdigen Umstande mit Gewißheit zu erzählen weis, er hieng sein Reliquiarium an einem sich gerade da, wo er war, befindlichen wilden Rosenstocke auf; und da es zu gleicher Zeit, und zwar plözlich, zu schneien anfieng, welches ihn nach Hause zu eilen bewog: so hatte er — der Himmel verzeihe ihm die Unvorsichtigkeit! — das Unglük, sein theures Reliquiarium zu vergessen. Kaum war er nach

Hause gekommen, so bemerkte er den Verlust, und Hals über Kopf mußten die Jäger hin, um den zurükgelassenen Schaz aufzusuchen und heimzuholen. Der Schnee war unterdeß eben so geschwind wieder verschwunden, als er gefallen war; aber — o Wunder! — nur an der einzigen Stelle, wo der Rosenbusch stand, war der Schnee noch nicht geschmolzen, vermuthlich, damit man diese Stelle und das allda befindliche Reliquiarium um desto leichter wiederfinden möchte. Man fand also auch beide wieder, und zwar — o größeres Wunder! den Rosenbusch in voller Blühte, ungeachtet er gestern noch nicht einmal Laub gehabt hatte. Der fromme Ludewig sahe dieses doppelte Wunder als einen Wink an, daß der erst zu Elze, einer kleinen hildesheimischen Stadt, erbaute Dom auf diese Stelle verlegt werden sollte. Dies geschahe, und zwar so, daß des Rosenstoks dabei geschont ward. Dieser grünt seitdem — es war im Anfange des neunten Jahrhunderts, also nun schon über neunhundert Jahre her — in Ewigkeit fort, um den Beweis des Wunders auf die späteste Nachwelt fortzupflanzen.

Mein Führer erklärte mir hiebei zugleich den Ursprung des Namens Hildesheim. Dieser Name, sagte er, lautete ursprünglich Hilleschnei, und war aus den plattdeutschen Wörtern Hille, d. i. hurtig, und Schnei, d. i. Schnee, zusammengesezt, anzudeuten, daß das Wunder des eben so plözlich entstandenen, als wieder verschwundenen Schnees die Erbauung dieses Orts veranlaßt habe. Nach und

nach

nach wurde denn aus Hille Hilde, und aus Schnei Shein gemacht; und so entstand der Name Hildesheim.

Noch zeigte mein Cicerone *) mir zwei große metallene und ungemein künstlich gegossene Thorflügel dieses Doms, wovon die wunderbare Geschichte also lautet: der Bischof Godofredus, der eben so kunstreich als heilig war, hatte dieses Thor selbst gegossen. Jezt wollte er es nach der Kirche tragen lassen; allein es war so schwer, daß es durch Menschenkräfte nicht fortgeschaft werden konnte. Was that hierauf der heilige Mann? Er nahm den Teufel zu Hülfe. Vermöge der Herrschaft, die er, als Heiliger, über diesen Fürsten der Finsterniß ausüben durfte, zwang er ihn, die beiden Thorflügel auf eigenem Rücken fortzuschleppen. Der Teufel gehorchte, und die Thorflügel waren an ihrem Platze. So hat (wiewohl in einem andern Sinne) der Teufel den Heiligen, so wie diese jenem wohl nicht selten die Hand geboten!

Ich hoffe, meine jungen Leser sind schon zu verständig, als daß sie über das Abgeschmakte und Lächerliche dieser Wundermährchen erst noch eines Fingerzeiges bedürften.

Ehe ich aber den Dom zu Hildesheim verlasse, muß ich noch eines bekannten hier befindlichen Götzenbildes erwähnen, welches von den ehemaligen

*) So nennt man in Italien diejenigen, welche die Fremden herumführen, um ihnen die Alterthümer und Kunstsachen zu zeigen und zu erklären.

abgöttischen Deutschen unter dem Namen der Irmensäule angebetet wurde. Es besteht dasselbe aus einer ungefähr zehn Fuß hohen Säule von grünlichem Marmor, worauf man jezt das Bild der Jungfrau Maria hingestellt hat. Und so wird denn dieses Denkmal aus den Zeiten des Heidenthums noch immer angebetet, nur daß die Figur des leblosen Dinges, dem diese Anbetung wiederfährt, jezt eine weibliche ist, ehemals vermuthlich eine männliche war. Sollten denn unsre Brüder, die Katholiken, nicht endlich auch zu der Einsicht gelangen, daß es Abgötterei sey, wenn man sich vor Bildern niederwirft, und sein Gebet an dieselben richtet, die Bilder mögen mit einem Reifrocke oder mit Beinkleidern angethan seyn?

Die protestantischen Pfarrer dieses Landes — ob alle oder nur die meisten, weis ich nicht — werden, wie Kanonikate, für baares Geld verkauft. Dies ist ein gar böser, schädlicher Gebrauch, der die Folge hat, daß unter den hildesheimischen Geistlichen oft ganz unwissende, ja sogar sittenlose Leute gefunden werden, die ihren bessern Mitbrüdern und dem ehrwürdigen Amte, welches sie bekleiden, Schande machen. Denn, wenn in den benachbarten Ländern irgendwo ein verdorbener Kandidat alle Hoffnung zur Beförderung ins Predigtamt aufgeben muß: so geht er ins Hildesheimische, nachdem er, etwa durch eine Heurath, oder auf eine andere Weise, das zur Erkaufung einer Pfarre erforderliche Geld erworben hat. Und nun ist ihm seine Versorgung gewiß. — Ich bedaure das Konsistorium,

rium, und diejenigen einzelnen braven Geistlichen dieses Landes, welche von dem übrigen Theile ihrer unwürdigen Mitbrüder eine ehrwürdige Ausnahme machen, daß es nicht in ihrem Vermögen steht, diesen höchstschädlichen Misbrauch abzuschaffen. Denn, da nicht das protestantische Konsistorium, sondern die katholischen Domherren, Patrone solcher Pfarren sind, und diese das Recht, sie zu verkaufen, zu den rechtmäßigen Quellen ihrer Einkünfte rechnen: so ist, so lange diese Verfassung bleibt, nicht wohl abzusehn, wie und wodurch einem so ärgerlichen Unwesen gesteuert werden könne.

Der größte Theil der Einwohner des Stifts Hildesheim bekennt sich zu der protestantischen, der übrige kleinere Theil zu der katholischen Konfession. Das Hauptprodukt des Landes ist nicht — wie in den meisten Geographien steht, — Getraide, sondern Flachs, dessen Bearbeitung und nachheriger Verkauf den vorzüglichsten Nahrungszweig desselben ausmacht. Indeß bringt der gute Boden des Landes auch Getraide von allerlei Art in Ueberfluß hervor.

In Ansehung des Kunstfleisses sind sowohl die katholischen Länder überhaupt, als auch diejenigen insonderheit, welche geistliche Regenten haben, gewöhnlicher Weise weit zurükgeblieben. So auch Hildesheim, welches nur einige wenige, und zwar nicht gar viel bedeutende Manufakturen aufzuweisen hat, worinn grobes Tuch, Strümpfe und Eisenwaaren verfertiget werden. Der Grund dieser fast allgemeinen Beobachtung ist folgender.

In katholischen Ländern giebt es erstlich der Festtage, und überhaupt der zweklosen Religionsübungen zu viel, wodurch die Leute zum Müssiggange verwöhnt werden. Dann wurde zweitens auch die Verachtung der zeitlichen Güter hier oft und zu nachdrüklich von den Kanzeln herab eingeschärft, um die Leute desto williger zu machen, ihre zeitlichen Güter den Klöstern zu schenken, als welche einen heiligen Gebrauch davon zu machen wußten. Drittens waren auch bisher in den meisten katholischen Ländern der Zehnten und anderer geistlichen Abgaben soviel, daß die Lust zu erwerben dadurch sehr vermindert werden mußte. Was aber die geistlichen Regenten insbesondere betrifft, so dürfen diese nach den Gesetzen ihrer Kirche bekanntlich nicht heirathen. Sie haben daher auch keine Kinder, auf welche sie die Regierung ihres Landes erblich fortpflanzen können. Sie wissen vielmehr, daß man nach ihrem Tode einen neuen Regenten wählen werde, der weder ihr Freund noch Vetter ist, und dessen Umstände zu verbessern ihnen daher nicht sehr am Herzen liegen kann. Deswegen ist es eine seltene Erscheinung, wenn ein geistlicher Regent irgend eine Landesverbesserung vornimmt, wovon der Vortheil erst nach mehrern Jahren eingeerndtet werden kann. Nun bedürfen aber die meisten Manufakturen, wenn sie gedeihen sollen, anfangs einer Unterstützung, und der Nutzen, den sie dem Landmanne und dem Regenten bringen, kann erst in der Folge beträchtlich werden. Aber wer weis, denkt da der geistliche Herr, ob unser einer das erleben wird, und wozu

sollen wir für unsern Nachfolger sorgen? Also keine Unterstützungen! Also auch keine Fabriken!

Genug von Hildesheim!

Am folgenden Morgen ritt ich, nachdem ich mein altes Pferd zurükgeschikt und ein neues gemiethet hatte, weiter. Dieses neue Pferd war zwar etwas besser auf den Beinen, aber für meine lange Statur so klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten. Mein Schikfal wollte es nun einmal so haben, daß ich auf dieser Reise kein rechtliches Thier besteigen sollte.

Sobald man von **Braunschweig** aus über **Hildesheim** hinaus ist: so ändert sich die Szene. Die unermeßlichen Ebenen zwischen hier und **Hamburg** haben jezt ein Ende; und nun steigt Berg an Berg empor, zwischen denen nur schmale Thäler sich hinwinden. Wenn man, so wie ich, ein paar Dutzend Jahre in lauter platten Gegenden, wo die Natur nur hie und da höchstens ein Hügelchen aufwarf, zugebracht hat: so thut der Anblik stattlicher Berge, welche ihre Häupter nach den Wolken strecken, einem ungemein wohl. Ich konnte mich lange nicht satt daran sehen; aber so oft ich von Empfindungen des Großen und Schönen, welches die Natur hier aufgestellt hat, warm zu werden begann: sorgte der Himmel allemal für eine Abkühlung, indem er von Zeit zu Zeit einen reichlichen Regen herabgoß.

Mein Weg gieng durch ein kleines Hildesheimisches Städtchen, **Gronau** genannt, dem ich hoffentlich

lich nicht zu nahe treten werde, wenn ich — lieber gar nichts davon sage. Denn, um nur des angeblichen Pflasters der Strassen zu erwähnen, so ist dasselbe so Beispiellos elend, daß Reuter und Pferd Ursach haben, sich einander Glük zu wünschen, wenn sie, ohne Hals oder Bein gebrochen zu haben, durchgekommen sind.

Ich für mein Theil kam Gottlob! glüklich durch; und nun ritt ich grade auf das Gebirge zu, welches ein großes herrliches Amphitheater vor mir bildete. Ich war noch eine halbe Stunde davon entfernt, als über die Mitte dieses Amphitheaters ein pechschwarzes Gewitter hervorkroch, und bald darauf anfieng, grade da, wohin ich mußte, einen heftigen Plazregen herabzugiessen. Die Perspektive war mir sehr angenehm: allein was war zu thun? Wollte ich die Tagreise von sechs Meilen, die ich heute zu machen hatte, mit meinem kleinen kraftlosen Pferde vollenden: so durfte ich mich nicht aufhalten. Allein indem ich eben mich in meinen noch fast nicht trocken gewordenen Mantel hüllte und die Hutkrempen herunter ließ, bemerkte ich auf einmal eine für mich günstige Veränderung in der Luft. Die anziehende Kraft der Berge riß nemlich das mir drohende Wettergewölk zusehends aus einander, und zwar so, daß der eine Theil sich längst dem Gebirge rechter Hand, der andere längst dem Gebirge linker Hand hinziehen und die zwischen beiden liegende kleine Ebene trocken lassen mußte. Ich ritt also unvermuthet wieder in Sonnenschein, indem ich rechts und links in einer kleinen Entfernung einen

heftigen

heftigen Gewitterregen unter Bliz und Donner herabstürzen sah. Ich habe nachmals mehrmals Gelegenheit gehabt, diese anziehende Kraft der Berge, die sie gegen Gewitterwolken äussern, eben so deutlich wahrzunehmen.

Ich war jezt an dem Fuße eines Gebirges, welches sich von hier, wiewohl mit einigen Lücken, bis in die Schweiz erstrekt und also eine Bergkette von ohngefähr 80 Meilen bildet. Man kann es daher füglich für einen Anhang der Alpen halten, von denen es nur durch den Rheinstrom zwischen Basel und Schafhausen abgeschnitten wird. Eine zweite ähnliche Bergkette, welche von den Alpen abläuft, ist diejenige, welche jenseits des Rheins sich durch Elsas und Lothringen erstrekt und das Vogesische Gebirge genannt wird. Von Basel bis Darmstadt sind diese beiden pararellelaufenden Bergreihen oft nur einige Meilen weit aus einander und der prächtige Rheinstrom fließt zwischen beiden hin. Sowohl jene als dieser scheinen daher von der Natur recht eigentlich dazu bestimmt zu seyn, Deutschland von Frankreich abzusondern und für jedes dieser Länder eine eigene Schuzmauer zu bilden. Diese Betrachtung kann dem deutschen Herzen, dem es beim Anblik der herrlichen Länder, Lothringen und Elsas, wehe thut, daß diese beiden Perlen aus der Krone der deutschen Provinzen verloren giengen, einigermassen zur Beruhigung dienen. Sie lagen ja, muß man denken, ausserhalb der natürlichen Grenze des deutschen Reichs!

Der wenig befahrne Weg, auf dem ich ritt, gieng, bevor er aufwärts lief, durch eine sumpfige Niedrigung. Ich mußte hindurch, weil auf beiden Seiten Hecken und Gräben waren, welche das Ausbeugen unmöglich machten. Mit Vorsicht suchte ich mir indeß eine Stelle aus, die mit Strauchwerk belegt, und, wie es mir schien, erst kürzlich befahren war: allein kaum hatte ich die Mitte dieses Sumpfs erreicht, als mein Pferd plözlich bis an den Sattel darinn versank. Ich selbst machte mich zwar durch einen glüklichen Sprung in dem nämlichen Augenblicke davon los und wurde von dem Gesträuch getragen: aber nun hatte es ganz das Ansehn, daß ich die noch übrigen drei Meilen meiner heutigen Tagreise würde zu Fuß machen müssen, weil mein kraftloses Pferd so fest stekte, daß ich beinahe verzweifeln mußte, es wieder befreit zu sehn. Indeß unterließ ich nicht, ihm durch einen tüchtigen Peitschenschlag Muth zuzusprechen. Es ermannte sich hierauf; strengte, indem ich es bei der Stange aufwärts riß, alle seine Kräfte an, und so gelang es ihm endlich, sich glüklich wieder los zu machen. Ein neues starkes Regenwetter, welches unterdeß eingefallen war, diente dazu, ihm den Koth wieder abzuwaschen.

Nachdem ich den Gipfel dieses Berges erreicht hatte, genoß ich einer Aussicht, die ich meinen jungen Lesern malen möchte, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß alle wörtliche Malereien dieser Art ihres Zweks verfehlen, weil man die einzelnen Bilder, aus denen eine solche Schilderung bestehen muß,

nicht

nicht neben einander stellen kann, sondern auf einander folgen lassen muß, wobei die Einbildungskraft ermüdet und es nicht leicht möglich findet, sie alle zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. Ich halte daher von weitläuftigen Beschreibungen schöner Gegenden nicht viel, weil der Leser doch keinen recht bestimmten und anschauenden Begriff dadurch erlangt, sondern durch alle unsere schönen Schilderungen höchstens nur bewogen wird, uns zu glauben, daß das, was wir sahen, ungemein schön gewesen sey.

Um indeß meine Leser einigermassen ahnden zu lassen, wie viel schönes ich hier sagen könnte, wenn ich wollte, kann ich nicht umhin, von dem großen und reichen Naturgemälde, welches jezt vor mir lag, nur einen und den andern Hauptzug hinzuwerfen.

Ich stand auf einer ansehnlichen Höhe. Fast senkrecht unter mir hatte sich ein kleines ärmliches Dörfchen, **Marienhagen** genannt, in einem tiefen und dabei so engem Thale verstekt, daß es von oben ganz das Ansehen hatte, daß ein mit ausgebreiteten Armen in der Mitte stehender Riese die beiden gegenüberstehenden Bergwände mit den Händen berühren könnte. Die Spitze des entgegenstehenden steilen Berges war sogar mir, der ich auf dem Rücken des andern Berges hielt, so nahe, daß ich sie beinahe mit einem Steinwurfe erreichen konnte. Das enge Thal, worinn das Dörfchen liegt, dehnt sich nach der Nordseite hin, zwischen langen halb beackerten, halb mit schöner Waldung gekrönten Bergen, immer mehr und mehr aus, bis es sich endlich in der großen unabsehbaren Ebene verliert, worinn

die

die Stadt Hannover liegt. Der Anblik dieser beackerten Berge war damals, wegen der noch stehenden mannigfaltigen Saaten, wunderschön. Hier lief ein gelblicher Streif von schon gereistem Winterkorne, dort ein grüner von Sommergetreide, neben diesem ein dritter von goldgelb blühendem Rübesaamen herab, auf welchem wiederum ein röthlichter Strich von frisch gepflügtem Ackerlande folgte. Richtete ich endlich meine Augen gegen Osten, so erblikte ich eine Gruppe von mehr als zwanzig Bergen, deren einer über den andern hervorgukte, bis die Häupter der lezten sich in den Wolken verloren.

Ich sagte, indem ich so da stand und über die tausendfältigen Naturschönheiten, die vor mir ausgebreitet lagen, ganz entzükt war, zu mir selber: etwas schöneres kannst du doch auf deiner ganzen Reise selbst in der Schweiz nicht sehn! und ich gestehe, daß ich diese Vermuthung nachher wirklich bestätiget fand.

Mein Weg lief jezt bergauf bergab, und wurde hie und da so steil, daß ich ihn zu Fuß erklettern und mein Thier nachziehen mußte; bis ich endlich das ehemalige Kloster **Amelungsborn** erreichte, welches jezt ein braunschweigisches Amt ist. Dieses liegt auf einer Anhöhe zwischen zweien Bergen, **Homburg** und **Eberstein** genannt, auf welchen ehemals Grafen eben dieses Namens ihre Raubschlösser hatten, und unter sich in beständiger Fehde begriffen waren. Endlich ward zwischen beiden eine Aussöhnung beliebt. Der eine bat den andern zu Gevatter, und die erste Zusammenkunft zwischen

beiden

beiden sollte bei Gelegenheit der Taufe in der Klosterkirche zu Amelungsborn geschehen. Beide erschienen zur bestimmten Zeit, und traten durch entgegengesezte Thüren in die Kirche: allein kaum hatten beide einander zu Gesicht bekommen, als ihr alter Groll von neuem erwachte und in Feuer und Flammen ausbrach. Sie zogen, als wäre es Verabredung gewesen, zugleich vom Leder, rannten wüthend auf einander los, und — durchbohrten sich beide. Man begrub sie hierauf neben einander in eben dieser Kirche, wo sie nun schon lange friedlich modern, indeß ihre abgeschiedenen Geister vermuthlich es noch jezt beseufzen, daß sie in ihren jüngern Jahren nicht gelernt hatten, Herren ihrer Leidenschaften, besonders ihres Zorns zu seyn. Zu einem warnenden Denkmale für die Nachwelt sind beide auf einem und eben demselben Steine ausgehauen, der ihre vermoderten Gebeine dekt. —

Indem ich unweit dieses Klosters aus dem Gehölze kam, erblikte ich — ich bin unfähig zu schreiben, mit welchen Empfindungen — den zwar unberühmten, mir aber über alles werthen Ort meiner Geburt, ein am Sollinger-Walde liegendes braunschweigisches Dorf Deersen, ehemals vielleicht Deitersheim genannt. Es war, was ich in diesem Augenblicke fühlte, nicht blos Freude über das Wiedersehn der Gegend, worinn ich meine erste Jugendzeit verlebt hatte; nicht blos Vorschmak des nahen Vergnügens, welches mir in der Umarmung eines lieben Bruders bevorstand; auch nicht blos Wehmuth über den Anblik der Kirche, in welcher

nun

nun schon seit mehr als zwanzig Jahren die Gebeine meines braven Vaters ruhen: nein! es war vielmehr dies alles zugleich und tausend andere schmelzende Vorstellungen, besonders auch der Gedanke an die wunderbare Leitung der allgütigen Vorsehung, die mich, seitdem ich diese vaterländische Gegend zum erstenmal verließ, immer so väterlich geführt hatte, was sich meiner ganzen Seele in diesem Augenblicke bemächtigte, und mir eine Thräne aus den Augen preßte. Meine Empfindungen rißen mich fort. Ohne weder auf den holperichten Weg, noch auf die erschöpften Kräfte des Pferdes Rüksicht zu nehmen, sezte ich diesem unwillkührlich die Sporen in die Seite, und hörte nicht eher auf, im vollesten Galoppe zu jagen, bis ich vor dem Hause hielt, in welchem ich einst geboren ward.

4.

Ein Beispiel, wie die Dinge in der Welt zu verschiedenen Zeiten uns ganz verschieden vorkommen. Kurzer Aufenthalt in meiner vaterländischen Gegend.

Die erste Bemerkung, die ich, nach einem vollen Genuß der Freude des Wiedersehens, in diesem Hause machte, war die, daß mir nicht blos jedes Zimmer, sondern auch das ganze Haus, ja der ganze Ort zusamt der Gegend, worinn er liegt, um sehr vieles kleiner vorkam, als ich sie sonst gekannt hatte. Ein Saal z. B., den ich in meiner Kindheit

für

für eben so groß und prächtig hielt, als ich nachher in männlichem Alter etwa den Rittersaal auf dem königl. Schlosse zu Kopenhagen fand, war unterdeß zu einer gewöhnlichen höchst simpeln Stube zusammengeschrumpft; der Garten hinter dem Hause, den ich mir seit meiner Jugendzeit unermeßlich groß dachte, schien von seinem ehemaligen Umfange nur noch kaum den zehnten Theil zu haben; ein Teich vor dem Hause, welcher dem Knaben ein Stük des Weltmeers geschienen hatte, kam dem Manne jezt als ein mäßiger Fischbehälter vor. So auch alle übrige Gegenstände. Alles hatte an Größe und Herrlichkeit verloren, alles schien mir nach einem stark verjüngten Maaßstabe umgeschaffen zu seyn.

Was ist das, sagte ich zu mir selbst? Sind die Dinge um dich her, oder sind deine Augen anders geworden? Oder, wenn keines von beiden, woran liegt denn die wunderbare Verkleinerung, die du hier überall wahrnimmst? — Die Antwort, die mein eigenes Nachdenken mir auf diese Frage gab, war folgende:

In meiner Kindheit hatte ich mein väterliches Haus nur mit den benachbarten Häusern der Landleute, die Zimmer in jenem nur mit den kleineren und noch viel simpleren in diesen vergleichen können, wobei denn jenes an Größe und Schönheit allemal ausnehmend hervorstach. Eben so hatte ich auch den Garten meines Vaters nur mit dem noch kleineren und schlechteren Garten des Nachbars zusammenhalten können; und was den Teich betrift: so hatte ich damals noch nie ein Gewässer von gleichem,

geschweige von größerem Umfange gesehn. Alle diese Dinge mußten daher damals mir nothwendig als die größten in ihrer Art vorkommen, weil ich etwas größeres von derselben Art noch nicht kannte. Nun hatte ich aber jezt, seit meiner Jugendzeit, tausend größere Häuser, Säle, Gärten und Gewässer kennen gelernt, wogegen alles, was ich hier wiederfand, nur eine armselige Figur machte. Was Wunder, daß dies alles mir jezt so klein und dürftig schien?

Ich habe es für nüzlich gehalten, meine jungen Leser mit dieser wahrgenommenen Veränderung in meiner eigenen Vorstellungsart bekannt zu machen, weil sie daraus lernen können, wie unvernünftig diejenigen handeln, die da verlangen, daß alle Menschen über einerlei Dinge einerlei unveränderliche Gedanken, Meinung und Glauben haben sollen. Gleichsam, als wenn es von uns abhienge, uns die Sachen so vorzustellen, wie wir wollen, und nicht vielmehr so, wie sie sich uns jedesmal selbst darbieten, oder wie wir sie erkennen! Hätte man z. B. mir in meiner Kindheit gesagt: deines Vaters Haus, Garten u. s. w. sind nichts weniger als groß und prächtig, sondern vielmehr höchst mittelmäßig und simpel, und, wofern du dich unterstehst, daran auch nur im mindesten zu zweifeln oder das Gegentheil davon zu behaupten, so soll dein Leib hier lebendig gebraten und deine Seele nach dem Tode im ewigen Höllenpfuhl gemartert werden; wenn man, sage ich, so zu mir gesprochen hätte: so würde man durch die hinzugefügten triftigen Bewegungsgründe

gründe mich freilich wohl zu einer erzwungenen Bejahung, nie aber zu einem wirklichen Glauben, d. i. zu einer Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Sache haben bewegen können. Oder wenn umgekehrt jemand, der aus diesem Dorfe selbst niemals gekommen wäre, jezt von mir hätte fordern wollen, mit ihm zu glauben, daß alle darinn befindliche Dinge wirklich so groß und köstlich wären, als ich sie in meiner Kindheit mir vorstellte: würde es etwa nur von mir abgehangen haben, sein Begehren zu erfüllen? Mit dem Munde, ja! Aber auch mit meinem Herzen? Auch mit wirklicher Ueberzeugung? Nimmermehr!

Was folgt daraus? — Dieses, daß man niemand zwingen müsse, etwas zu glauben, was ihm selbst nicht glaubwürdig vorkommt; und daß derjenige, der dieses dennoch thut, dadurch deutlich an den Tag lege, daß er ein Mensch ohne Einsicht und Ueberlegung sey, der über die Natur seiner Seele und über die Veränderlichkeit seiner eigenen Vorstellungen niemals nachgedacht hat. —

Das Dorf, worinn ich jezt war, liegt hart am Sollinger Walde, welcher bergigt ist, einen ansehnlichen Umfang hat, und theils unter Braunschweigischer, theils unter churhannöverischer Hoheit steht. Dieses ganze waldichte Gebirge enthält unter einer gar nicht dicken Erdkruste einen unerschöpflichen Vorrath von röthlichem Mergelschiefer, einer Steinart, welche die Natur in lauter dünnen horizontalen Schichten auf einander gepakt hat, die sich mit leichter Mühe von einander absondern oder spal-

ten lassen, um sie theils zu breiten Pflastersteinen, theils zu dünnen etwas länglichten Platten einzurichten, womit man in dieser ganzen Gegend die Häuser, statt der Ziegel, zu bedecken pflegt. Für den hiesigen Landmann ist dieser große Steinvorrath ein wahrer Schaz. Denn so oft er keine andere Arbeiten hat, geht er hin zu seiner Grube, spaltet Steine, und führt sie nach Holzminden, wo sie ihm zu einem festgesezten Preise abgekauft werden. Hier werden sie geschliffen, und alsdann auf der Weser nach Bremen und von da nach Holland gesandt.

Seht, ihr jungen Leser, so hat der gütige Himmel einer jeden Gegend irgend etwas gegeben, wovon die Bewohner derselben, wenn sie nur fleißig seyn wollen, sich ernähren können! Derjenige ganze Theil des Herzogthums Braunschweig, welcher an die Weser stößt, und deswegen der Weserdistrikt genannt wird, ist, wegen seiner bergigten und steinigten Beschaffenheit, nicht im Stande, alle seine Einwohner durch Getraidebau zu nähren: aber sie leiden dennoch keinen Mangel. Was ihnen am Getraide abgeht, das ersezt ihnen ein Ueberfluß an Holz, Steinen und Flachs, welcher in dieser Gegend vorzüglich gut gedeiht. Die unverbrauchbaren Wälder gaben Gelegenheit, Glashütten anzulegen; die Steine werden verkauft, und der Flachs beschäftigt Junge und Alte in allen Zwischenzeiten, und macht einen sehr ergiebigen Nahrungszweig aus, indem man ihn spinnt und webt, die verfertigte Leinwand aber nach Bremen oder Hamburg verkauft.

Nach-

Nachdem ich hier eine Nacht verweilt hatte, ritt ich, am folgenden Tage, in Begleitung meines Bruders, nach Holzminden, dem Aufenthalte meiner Mutter. Aus Besorgniß, daß die Freude über meine unerwartete Erscheinung (denn ich hatte nicht Zeit gehabt, sie von meiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen) ihr das Herz brechen könnte, schikte ich einen Boten voran, um sie darauf vorzubereiten. Jezt kam ich selbst, und — doch der Leser wird wohl fühlen, daß dergleichen Scenen sich nicht beschreiben lassen. Also kein Wort davon!

Holzminden ist zwar nur eine kleine offene, aber so schön und glüklich gelegene Stadt, als ich je eine gesehn habe. Sie liegt in einer eingeschränkten Ebene am Weserstrome. Rund herum bilden in einer Entfernung von etwa einer halben Meile malerische Berge, und der hohe Sollingerwald einen Kranz, der nur hie und da eine kleine Lücke offen läßt, um dem Luftstrome einen freien Durchzug zu gewähren. Diese Lage sichert das Städtchen vor kalten und heftigen Winden, ohne ihm den Vortheil einer reinen und gesunden Luft zu rauben. Alle Feld- und Gartenfrüchte reifen daher in dieser von allen Seiten beschirmten Ebene wenigstens um vierzehn Tage früher, als in der Gegend meines Geburtsortes, ungeachtet dieser nur eine Meile weit davon liegt; und epidemische Krankheiten kommen nie bieher. Man versicherte mich sogar, daß die sogenannte Modekrankheit oder Influenza, welche ganz Europa überzog, diesen Ort allein vorbeigegangen wäre. Hierzu kommt, daß es in keiner

andern niedersächsischen Gegend wohlfeiler zu leben ist, als hier; und daß kein anderer Ort eine grössere Bequemlichkeit zur Handlung, und besonders zu allerlei Fabriken gewährt, weil Holz, Lebensmittel, und Arbeitslohn hier sehr wohlfeil sind, und der vorbeifliessende Weserstrom die Zufuhr und Ausfuhr erleichtert. Ich vermuthe daher, daß mancher unternehmende Mann diesen Ort zu seinem Aufenthalte wählen würde, wenn die Vortheile, die er gewährt, schon allgemein bekannt geworden wären. Deswegen habe ich es der Mühe werth geachtet, hier ein Wort davon zu reden.

Eine Fabrik von Belang, die hier schon lange blüht, ist eine Eisenhütte, worinn das Eisen durch eine künstliche Schneidemaschine auf einmal in mehrere dünne Stangen zerschnitten, auch auf andere Weise bearbeitet wird. Eine andere Manufaktur, die einzige in ihrer Art, ist noch im Werden, und dürfte vielleicht bald allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Ein hiesiger Kaufmann nämlich hat die artige Erfindung gemacht, aus gewöhnlichem Flachse eine Art von Baumwolle zu verfertigen, welche vor der besten wirklichen Baumwolle an Feinheit, Glanz und Weisse einen sichtbaren Vorzug hat; und was das Merkwürdigste dabei ist, so erbietet sich dieser Mann, die daraus verfertigten Waaren um viele Prozente wohlfeiler zu liefern, als die gewöhnlichen baumwollenen Zeuge irgendwo gekauft werden können. Ist dies gegründet, so sieht zu erwarten, daß diese Fabrik in kurzer Zeit ausserordentlich empor kommen werde.

Auch

Auch dem Könige von Preussen, dessen Adlerblik in jeden Winkel von Europa drang, sind die Handlungsvortheile, welche diese Gegend darbietet, nicht entgangen, und er hat durch einen Kontrakt mit der braunschweigischen Regierung davon Gebrauch zu machen gewußt. Vermöge dieses Kontrakts muß ihm eine gewisse ansehnliche Zahl von Eichbäumen von bestimmter Güte aus dem Sollingerwalde geliefert werden. Diese nimmt ein dazu angesezter Kommissarius in Empfang, läßt sie theils zu Stäben, theils zu Schiffbauholz schneiden und behauen, und sendet sie dann die Weser hinab, nach Bremen, von wannen sie nach Holland verkauft werden. — So ehrt der größte Monarch der Erde den nüzlichen Kaufmannsstand durch sein eigenes Beispiel, indem er dadurch zeigt, daß er es nicht unter seiner Würde halte, sich selbst in kaufmännische Spekulationen einzulassen, indeß mancher Dorfjunker glauben würde, die Asche seiner Ahnen zu beschimpfen, wenn er seinen zerrütteten Vermögensumständen durch Handel und Betriebsamkeit wieder aufzuhelfen suchte!

Die holzmindische Schule zeichnete sich bisher zu ihrem Vortheile vor vielen andern aus. Sie ist diejenige, der ich selbst meine erste Bildung zu verdanken habe. Hier war es, wo ich zum eigenen Fleisse, und zu einer regelmäßigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich nachher mich in den verschiedenen Lagen, worinn ich nach dem Willen der Vorsehung gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaßen nüzlich machen konnte: so ist

dieses mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit, als irgend einem hervorstechenden Talente zuzuschreiben, dessen ich in der That mir nie bewußt gewesen bin. Der jetzige würdige Rektor dieser Schule, mein lieber Schulfreund Petersen, hat das viele Gute, welches sein verdienstvoller Vorgänger, unser gemeinschaftlicher Lehrer Richter, hier zuerst einführte, nicht nur zu erhalten, sondern auch durch eigene beträchtliche Verbesserungen, ansehnlich zu vermehren gesucht.

Ungern verlasse ich einen Ort, wo ich einen großen Theil des Morgens meines Lebens, freilich nicht ohne Sorgen und Mühseligkeiten, die eine Folge meiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher süssen Jugendfreude und in nüzlicher Geschäftigkeit verlebte. Allein, es ist Zeit, daß wir weiter gehn.

Ich hätte von hier aus durch den Sollingerwald geradesweges nach Göttingen abgehen können; allein — warum sollte ich es nicht gestehn? — eine blosse Grille nöthigte mich, beinahe zwei Meilen umzureisen. Was das für eine Grille war? Ich will sie ehrlich erzählen.

Unter den ansehnlichen Bergen, welche die Gegend meines Geburtsorts bekränzen, ist einer, den ich seit meiner Kindheit vor allen Bergen in der Welt lieb gewann, und auch beständig lieb behalten werde. Er heißt der Holzberg. Hundertmal hatte ich abwesend als Jüngling und als Mann mich im Schlaf auf den Gipfel dieses Berges hingeträumt,

und

und war dann jedesmal durch diese Einbildung so glüklich geworden! Ja sogar auch wachend hatte ich oft auf den Flügeln der Einbildungskraft über diesem Lieblingsberge geschwebt, und mich durch den Anblik der über alle Beschreibung herrlichen Gegend gelabt, die man von ihm herabsehen kann. Da ich nun jezt so nahe bei ihm war, und nicht voraussehen konnte, ob ich in diese Gegend noch einmal je zurükkehren würde: so war es mir unmöglich, sie zu verlassen, ohne erst ihn noch einmal erstiegen zu haben. Ich gieng also, in Ermangelung eines Pferdes, zu Fuß nach Deersen zurük, und trat von da aus, in Begleitung meines Bruders und eines Freundes, die beschlossene Wallfahrt nach meinem lieben Berge an.

Damit aber meine jungen Leser, die vielleicht keinen Lieblingsberg haben, mich wegen dieser Grille nicht etwan auslachen mögen, so muß ich ihnen von dem Berge, der mich so unwiderstehlich an sich zog, wohl erst eine kleine Beschreibung machen.

Er ist zuvörderst von ansehnlicher Höhe und Länge, indem er sich von Nordosten nach Südwesten über eine Viertelmeile weit erstrekt. Der größte Theil seiner Seitenfläche besteht aus lauter Wiesen, die durch Hecken von einander abgesondert sind, welches allein schon ihm ein sehr artiges Ansehn giebt. Da, wo diese Wiesen aufhören, d. i. gegen den Gipfel des Berges, erhebt sich eine hohe senkrecht aufgestellte Felsenwand, und bildet, so zu sagen, das Haupt desselben. Auf diesem ehrwür-

digen Haupte thront ein herrlicher Büchenwald, den die vorbeiziehenden Wolken streifen.

Dieser Berg versorgt die ganze umliegende Gegend, bis über eine Meile weit, mit wohlriechenden Futterkräutern voll heilsamer Säfte. Man sieht daher zur Zeit der Heuerndte einige hundert Menschen an ihm wimmeln, die nebst den unzählbaren von ihnen errichteten Heuschobern, ihm ein sehr lebhaftes und lustiges Ansehn geben.

Steht man nun aber vollends auf dem Gipfel dieses Berges, und zwar grade über seiner senkrechten Felsenwand, welche den höchsten Thurm beschämt: so übersieht man ein Gemisch von Bergen, Thälern und Ebenen, von Fruchtfeldern, Wiesen, Teichen, Gärten, Häusern und Wäldern, welches ich zu malen unfähig bin. Und dies alles zeigt sich, von dieser Höhe herabgesehn, so unbeschreiblich schön! — Ich konnte nicht umhin, mir hier noch einmal zu sagen, daß wir Deutschen Unrecht haben, nur in fremden Ländern die Natur anzustaunen, und vor den großen und prachtvollen Gemälden, die sie in so mancher Gegend unsers eigenen Vaterlandes ausgespannt hat, wie vor einer bloßen Pfuscherei, unempfindlich vorüberzugehn. Auch ich habe in einigen andern Ländern manche reizende und manche große Naturscene zu beobachten Gelegenheit gehabt: aber etwas Schöneres und Reizenderes, als mein eigenes niedersächsisches Vaterland mir in mancher bekannten Gegend darbot, fand ich nirgends.

Genug vom Holzberge.

Aber ehe ich diese Gegend, und mit ihr das Braunschweigische verlasse, muß ich noch eins und das andere zu einer vollständigern Kenntniß dieses zwar nicht großen, aber in mancher Betrachtung ungemein merkwürdigen Landes, hinzufügen. Die vielen tapfern, großen und guten Fürsten, welche der dieses kleine Land beherrschende Heldenstamm — von Heinrich dem Löwen bis auf Karl Wilhelm Ferdinand den Menschen — hervorgebracht hat, haben oft die Augen von ganz Europa hieher gezogen, und es ist noch gar nicht lange her *), daß die Prinzen dieses Hauses der Damm waren, an welchem Frankreichs Macht, welche ganz Deutschland zu überschwemmen drohte, ihre furchtbarsten Wogen brach. Ein solches Land verdient doch wohl, daß meine jungen Leser es ein wenig genauer kennen zu lernen sich bemühen.

Es besteht dasselbe aus drei von einander abgesonderten Stücken, einem nördlichen, einem südlichen und einem westlichen. Diese werden durch einen Theil des Fürstenthums Halberstadt und durch das Bisthum Hildesheim, welche dazwischen liegen, von einander abgeschnitten. Der nördliche Theil ist ziemlich eben, und trägt Getraide von allerlei Art, auch Flachs, Tabak, schöne Gartenfrüchte und Hopfen. Der südliche und westliche Theil hingegen sind sehr bergicht und voller Waldungen. Ersterer faßt ein Stük des berühmten Harzgebirges in sich, welches der Kommunionharz genannt wird, weil die darinn befindlichen Bergwerke

*) In dem lezten siebenjährigen Kriege.

den beiden braunschweigischen Linien, nämlich der fürstl. wolfenbüttelschen, und der churhannöverischen gemeinschaftlich gehören.

Ausser den ergiebigen Berg- und Salzwerken, welche man in diesem Lande hat, blühen daselbst auch mancherlei Manufakturen, wozu besonders die Eisen- und Stahlfabriken, die Glas- und Spiegelhütten, die Lederbereitungen, und vornemlich auch die Porzelanmanufaktur zu Fürstenberg an der Weser gehört, die mit denen zu Berlin und Meissen in manchem Stücke um den Vorzug streitet. Der Flachsbau ist indeß für den größten Theil dieses Landes der allgemeinste, und zugleich wohlthätigste Nahrungszweig.

Allein, troz dieser guten Nahrungsquellen war dies Land durch einen Zusammenfluß verschiedener Ursachen so tief in Schulden gerathen, daß es in dieser Betrachtung und in Verhältniß seiner Größe sich beinahe mit England messen konnte. Alle bisherige Einkünfte, verbunden mit den neuen Auflagen, welche die Noth dem Lande aufzubürden gebot, wollten nicht mehr hinreichen, die jährlichen Interessen der Schulden abzutragen. Da erwekte die Vorsehung das Herz und den Geist des jetzigen Herzoges, der damals noch Erbprinz war, daß er nach der von seinem Herrn Vater ihm übertragenen Macht durch weise Maaßregeln, und durch eine feste männliche Entschlossenheit das arme Land von einer Last befreite, die es nicht mehr tragen konnte. Er fieng mit der Einschränkung seines eigenen Hauses an; verminderte den äusserlichen Glanz desselben, um

seine

seine wahre innere Würde um so viel mehr zu erhöhen; dankte die überflüßigen Kriegsknechte ab, führte den Geist der Sparsamkeit, der Ordnung und der guten Wirthschaft in alle Theile der Staatsverwaltung ein; beförderte den Ackerbau, die Handlung und Gewerbe, und — gab ein großentheils aus geworbenen Ausländern bestehendes Korps in englischen Sold, um in Amerika gebraucht zu werden.

Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich auch diese leztere Maaßregel unter die weisen und guten gezählt habe? Ich muß mich also wohl erklären.

Der deutsche Menschenhandel, der damals Mode ward, hat auch in meinen Augen etwas so gräuliches und verabscheuungswürdiges, daß ich eher meine Feder zerstampfen, und auf das Bücherschreiben Verzicht thun, als ein einziges Wort, ich will nicht sagen zur Rechtfertigung, sondern nur zur Entschuldigung dieses Gräuels niederschreiben wollte. Allein von einem solchen Menschenhandel, als andere deutsche Fürsten sich damals erlaubten, war im Braunschweigischen nicht die Rede. Der Herzog, ein naher Verwandter des englischen Hauses, schikte seinem königlichen Schwager — nicht etwa seine eigene durch Gewalt zusammengetriebene Unterthanen, sondern grösstentheils freiwillig geworbene Leute, zum Theil auch unnütze, den Staat belastende Landläufer als Freund und Bundesgenosse zu; und er wandte das dafür erhaltene Geld nicht etwa zur Erbauung prächtiger Schlösser, oder zur Anlegung kostbarer Gärten u. s. w., sondern lediglich zur

Tilgung

Tilgung der Staatsschulden und zur Erleichterung der Bürden seines Volkes an. Denn in eben dem Maaße, in welchem die Schulden mit diesem Gelde getilgt wurden, dachte man auch darauf, die zur Zeit der Noth erhöhten Abgaben des Landes herab zu setzen, so, daß diejenigen Braunschweiger, welche damals in Amerika bluteten, sich mit Wahrheit sagen konnten: Unser Blut fließt zum Besten unsers Vaterlandes!

Wo wäre denn nun hier etwas Unrechtes oder Tadelnswürdiges? Man sieht, es paßt auch hier, was im Sprichwort gesagt wird: wenn zwei einerlei thun, so ist es nicht immer einerlei.

Ich schließe diese kleine Ausschweifung mit der für meine Vaterlandsliebe sehr erfreulichen Bemerkung, daß dieses Land, unter der weisen, thätigen und zugleich sanften Regierung seines guten Beherrschers, nicht nur nach und nach ganz schuldenfrei, sondern dann auch zuverläßig eins der glüklichsten in Deutschland werden wird.

5.

Reise über Eimbek nach Göttingen.

Ich ritt am folgenden Morgen in Begleitung meines Bruders, nach Eimbeck. Der Weg dahin ist sehr uneben, weil er über Berg und Thal auf einem größtentheils steinigten Grunde fortläuft. Allein er beträgt auch nur zwei Meilen.

Ich

Ich bemerkte auf diesem Wege zwei neben einander in die Erde gepflanzte Steine, und hörte von ihnen, daß sie ein Denkmal einer ehemals in Deutschland üblichen ziemlich barbarischen Todesstrafe wären. Wann nemlich jemand irgend einer Felddieberey schuldig befunden war: so mußte er sich zwischen diese Steine und zwar so legen, daß der Kopf und ein Theil des Halses hervorragte. Dann fuhr man mit einem Pfluge hart an den Steinen hin, so daß der Kopf des Missethäters durch die Pflugschaar von dem Rumpfe abgeschnitten ward. Die Menschheit schaudert bei dieser Vorstellung! —

Ich besuchte in Limbeck einen würdigen Schulmann, den Hn. Conr. Wellenkamp, der ehemals mein Hausfreund war. Die Freude des Mannes, mich auf eine so unvermuthete Weise wieder zu sehn, war sehr groß, und die meinige ihr gleich. Ich hatte auch hier, wie anderwärts, Gelegenheit zu bemerken, wie sehr man jezt überall angefangen hat, das Bedürfniß einer bessern Erziehung zu fühlen, und wie sehr die edleren und aufgeklärteren Menschen jedes Orts diejenigen schätzen und lieben, die dieses wichtige Werk mit vorzüglicher Einsicht und Eifer zu betreiben scheinen. Herr Wellenkamp genießt dieser Ermunterung im vollem Maaße, wenn auch gleich, wie das leider! noch an den meisten Orten der Fall ist, die dürftigen Einkünfte der Schulstelle, die er bekleidet, weder den Bedürfnissen seines Standes noch seinen Verdiensten angemessen sind. Kaum war es, wie das an kleinen oder mittelmäßigen Orten gar bald zu geschehen pflegt,

pflegt, ruchtbar geworden, daß er Besuch bekommen habe: so strömten seiner kleinen Küche aus den ersten Häusern der Stadt Haasen, Rebhüner und — ich weiß nicht was für andere Zuflüsse zu; und da er wegen eines Pferdes und einer Karriole, worinn er mich nach Göttingen zu begleiten wünschte, verlegen war: fand sich alsobald ein junger Mann, der ihm ein von ihm selbst gemiethetes Fuhrwerk dieser Art freundschaftlich abtrat und auf das Vergnügen einer beschlossenen Lustreise für ihn Verzicht that.

Ich hatte auch hier, wie an jedem andern Orte, den ich auf meiner Reise berührte, das Vergnügen, die Bekanntschaft vieler jungen Freunde zu machen, die mich aus meinen schriftstellerischen Kleinigkeiten kennen gelernt und liebgewonnen hatten. Wohl zwanzig derselben fanden sich auf einmal bei mir ein, und der unverkennbare Ausdruk des Wohlwollens und der Liebe, der ihnen allen auf dem Gesichte lag, war mir ein sehr süßer Lohn für die kleinen Bemühungen, die ich zum Besten der jungen Welt etwa angewandt haben mag.

Eimbeck ist der Hauptort des Fürstenthums **Grubenhagen**, welches bekanntlich zu dem Churfürstenthum Hannover gehört. Es ist eine ziemlich ansehnliche, ehemals einigermaaßen befestigte Stadt an dem kleinen Flusse Ilme, der nicht weit von hier in die Leine fällt. Sie ist nicht, wie in meinem geographischen Chartenspiele und in allen Geographien steht, eine Manufakturstadt, sondern eine bloße Ackerstadt, weil die meisten Einwohner

sich

sich vom Feldbau nähren. Denn, wenn auch gleich hie und da etwa ein kleiner Wollenfabrikant wohnt, der einige Dutzend Stücke grobes Tuch oder Strümpfe webt: so kann man doch den Ort um deswillen noch nicht mit dem Namen einer Manufakturstadt belegen.

Man hatte jezt eben den Anfang mit der Roggenerndte gemacht. Ich bemerkte dabei einen zweifachen Gebrauch, der in dem ganzen nördlichen Niedersachsen unbekannt ist, und welcher nachgeahmt zu werden verdient. Der erste besteht darinn, daß man das Getraide nicht, wie anderwärts, mit der Sense haut, sondern mit einer kleinen gekrümmten Handsichel schneidet, welches zwar etwas langsamer von statten geht, aber auch den Vortheil gewährt, daß die Halme ordentlich zu liegen kommen und beim Aufbinden derselben weniger verloren geht. Auch können dieses Geschäft die Weiber eben so gut als die Männer verrichten, dahingegen das Mähen mit der Sense eine so saure Arbeit ist, daß nothwendig Männerkräfte dazu gehören. Der zweite Gebrauch, der noch mehr meinen Beifall hat, besteht in der wohlersonnenen Art, die Garben auf dem Felde dergestalt aufzurichten, daß sie sowohl gehörig austroknen, als auch von einfallenden Regenschauern minder leiden können. Man sezt nemlich neun Garben pyramidalisch zusammen und stülpt die zehnte, bei den Aehren aufgebundene dergestalt umgekehrt darüber, daß die sämtlichen Aehren davon bedekt und gegen den Regen, wie durch einen Mantel geschüzt werden. Hört das Regenwetter

auf,

auf, so nimmt man diesen Mantel ab, um auch die Aehren, so lange es nöthig ist, von der Sonne dörren zu lassen.

Dieser zweifache Gebrauch herrscht von hier bis in die Schweiz in den meisten Gegenden.

Eine kleine Schulanekdote, die ich hier hörte, setze ich deswegen her, weil meine jungen und alten Leser daraus sehen können, wie schädlich es sey, wenn Kinder gewöhnt werden, oder sich selbst gewöhnen, bei dem, was sie lesen, nur auf die Worte und nicht auf den Sinn derselben zu achten; eine Gewohnheit, welche besonders durch das Auswendiglernen einzelner Vokabeln ohne Zusammenhang entsteht. Eine verwöhnte junge Seele denkt sich nachher oft bei dem, was sie lieset, das ungereimteste und widersinnigste Zeug, ohne es selbst zu merken, und hat also von dem, was sie lieset, nicht nur keinen Nutzen, sondern offenbaren Schaden, weil sie sich immer mehr und mehr mit unrichtigen Begriffen und Vorurtheilen anfüllt.

Ein Knabe dieser Art hatte unter andern auch das lateinische Wort potentia (die Macht) gelernt. Sein Lehrer, der ihm dieses Wort vorgesagt hatte, war ein Obersachse gewesen; er sprach also auch das Wort Macht eben so gedehnt aus, wie wir Niedersachsen das Wort Magd auszusprechen pflegen. Der Knabe, ein Niedersachse, hatte daher mit dem Worte potentia den Begriff von einer Magd verbinden gelernt. Jezt kam er in die hiesige Schule. Es wurden in der Klasse, worinn er gesezt ward,

Lan-

Langens erbärmliche lateinische Gespräche gelesen. Die Reihe des Uebersetzens kam auch an ihn, und das Gespräch, welches er übersetzen sollte, war überschrieben: De magna potentia Dei, von der großen Macht Gottes. Er übersezt also folgender Gestalt: de von magna der großen potentia Magd Dei Gottes, ohne auch nur im mindesten zu ahnden, daß diese Uebersetzung etwas Ungereimtes enthalte. Zu solcher Gedankenlosigkeit kann eine Seele hinabsinken, die man gewöhnt hat, nur auf Wort und Schall, aber nicht auf den Sinn und Zusammenhang der Worte zu achten! —

Von meinem Freunde begleitet, fuhr ich noch denselben Nachmittag von Eimbek nach Göttingen, einen Weg von vier starken Meilen, den wir unter heftigen Regengüssen innerhalb vier Stunden vollendeten. Man tritt nemlich bei Eimbek in die schöne Kunststrasse *) ein, die seit einigen Jahren zwischen Hannover und Cassel zu Stande gekommen ist, und welche den Reisenden eine ungemeine Bequemlichkeit, aber auch nur für ungemein viel Geld gewährt. Zwar kostet auch die Anlegung eines solchen Weges in der That sehr ansehnliche Sum-

*) So übersetze ich das französische Wort Chaussée, wofür wir noch kein deutsches haben. Eine Chaussée aber ist nichts anders, als eine künstlich angelegte Strasse, die etwas gewölbt und höher ist, als das Land, wodurch sie hinläuft, und die man, statt des unbequemen Steinpflasters, mit kleingeschlagenen Steinen überdekt hat.

Summen *), aber bei der starken Frequenz dieser Strasse und besonders bei der herzlich schlechten Unterhaltung derselben zwischen Eimbek und Hannover, wo man oft kaum mehr merken kann, daß man auf einer Kunststrasse fährt, scheint das Weggeld, welches man von Zeit zu Zeit geben muß, eine etwas zu hoch angesezte Auflage zu seyn, die manchem Reisenden sehr beschwerlich fallen muß. Man erlegt z. B. von Göttingen bis Hannover, d. i. für eilf Meilen, wenn man in einer zweispännigen Chaise und zwar an einem Werktage fährt, 21 ggr. hannöverisches Kassengeld; ist es aber grade Sonntag oder ein Festtag, so muß man doppelt so viel bezahlen.

Indeß wenn dies in Vergleichung mit der Kleinigkeit die man in andern Ländern z. B. im Heßischen und in der Pfalz, für die Bequemlichkeit einer solchen Kunststrasse bezahlen muß, etwas viel zu seyn scheint: so wird man doch auf eben diesem Wege am Ende einer jeden halben Meile immer wieder von neuem daran erinnert, daß die Regierung dieses Landes demohngeachtet in der That von milden und menschenfreundlichen Gesinnungen belebt seyn müsse. Sie hat nemlich bei Anlegung dieses Weges nicht blos für ihre eigene Einnahme allein, sondern auch für das Vergnügen und die Erquickung des matten Wanderers gesorgt, indem sie bei jedem Halbemeilenzeiger eine schattichte Laube und in derselben eine Ruhebank von Rasen anlegen ließ, deren sich

*) Man berechnet die Kosten einer Meile auf 24000 Thaler.

sich jeder unentgeldlich bedienen kann, so lange es ihm gefällt. Ich gestehe, daß der Anblik dieser Lauben mich jedesmal wieder aussöhnte, so oft ich über die Unbequemlichkeit, bei jedem Weghause aufgehalten und in Kontribution gesezt zu werden, zu murren geneigt war.

Uebrigens kostet diese hannöverische Kunststrasse weit mehr zu unterhalten und wird doch gleichwohl nie so schön werden, als die ähnlichen Wege in der Pfalz, im Baadenschen und in Frankreich sind; und zwar deswegen nicht, weil man hier keine andere als Kalksteine hat, die so weich sind, daß sie gar bald in Staub und bei anhaltendem Regenwetter in Koth verwandelt werden.

Nicht weit von Eimbek trift man zwei wichtige Salzwerke Salz der Zelden und Sülbek an.

Der hiesige Landmann findet es noch immer rathsam, einen Theil seiner Aecker mit Tabak zu bepflanzen, ohngeachtet der Anbau dieser Pflanze sehr viel Arbeit und Sorgfalt erfordert, und die gewonnenen Blätter jezt nur noch halb so theuer verkauft werden können, als zur Zeit des amerikanischen Krieges, während welchem nur sehr wenig Tabak aus Virginien nach Europa kommen konnte. Damals wurde der Centner hiesiger Landblätter mit zehn, jezt nur noch mit fünf Thalern bezahlt. Und doch findet der Landmann noch immer seine Rechnung dabei. Wie groß mußte nicht erst der Vortheil dieses Anbaues zur Zeit jenes Krieges seyn!

Auf der Mitte des Weges zwischen Eimbek und Göttingen liegt Nordheim, eine mittelmäßige Landstadt von ohngefähr 500 Häusern, deren Einwohner ihren Unterhalt grösstentheils durch Ackerbau erwerben.

Wir nähern uns jezt der Universität Göttingen. Daselbst werde ich meinen jungen Lesern, die vielleicht noch nie Gelegenheit hatten, einen sogenannten Musensohn, d. i. einen Studenten zu sehn, einen Begriff von den Eigenthümlichkeiten zu machen haben, wodurch das Völkchen der jungen Studierenden auf allen deutschen Universitäten sich von den übrigen Menschenkindern sorgfältig zu unterscheiden sucht. Folgende an sich unbedeutende Kleinigkeit mag sie darauf vorbereiten.

Zwei von Eimbek nach Göttingen zurükkehrende Studenten fuhren, wie wir, in einer Karriole. Unterwegens holte uns ein gleichfalls heimkehrender Postillion mit vier ledigen Pferden ein, womit er eine Extrapost gefahren hatte. Bei jedem andern Reisenden würde dieser Postknecht stillschweigend vorbeigeritten seyn, und jeder andere Reisende hätte ihn ebenfalls stillschweigend vorüberreiten lassen. Nicht so der Student. Dieser hat auf der ganzen weiten Welt nichts wichtigers, als Eulenspiegelstreiche anzugeben; und er würde sich selbst verachten, wenn er irgend eine Gelegenheit dazu unbenuzt vorbeigehen ließe. Kaum hatte daher der Postknecht die hinter uns fahrende Karriole der Studenten eingeholt: als zwischen diesen und jenem ein so lebhaftes Gespräch entstand, als wenn drey der

ältesten

ältesten und vertrautesten Freunde einander unvermuthet wiedergefunden hätten, ohngeachtet einer den andern jezt vielleicht zum erstenmale sah.

Wir hörten bald, daß einer der Musensöhne mit dem Sohne der Post sehr hitzig, als hienge das Wohl des heiligen römischen Reichs davon ab, in Unterhandlung trat, um diesen zu bewegen, seine Stelle in der Karriole einzunehmen, und ihn dagegen das Sattelpferd besteigen und die vier ledigen Postpferde führen zu lassen. Lange blieb der Schwager unbeweglich fest bei seiner Weigerung: aber da der Musensohn nicht aufhörte, ihn um Gottes Willen zu bitten, daß er ihm doch diese einzige Liebe und Gefälligkeit erweisen möchte, und da er ihm endlich vollends, ich weiß nicht wie viel, Geld zur Belohnung dafür bot: so wurde das harte Postherz endlich weich und der Student erreichte seine Absicht. Kaum hatte dieser die Postmuse bestiegen — so nennt man nemlich in der witzigen Studentensprache, was wir andern in der unsrigen ein Postpferd nennen — und kaum hatte der Philister — so heißt in eben dieser Sprache jeder, der kein Student ist — neben den andern Studiosen in die Kariole gesezt: als jener in vollem Galoppe vorausjagte und ganz das Ansehen hatte, als wenn er mit seinen vier Postmusen in die weite Welt zu reiten gedächte. Vergebens rief ihm der Schwager nach, daß er halten und dem Spaße ein Ende machen möchte: jener fuhr unaufhörlich fort zu jagen, und der Freude zu genießen, sich von allen, die ihm begegneten, seines sonderbaren Aufzuges wegen

angaffen und belachen zu lassen. Erst nahe vor Göttingen gefiel es ihm endlich, Halt zu machen, und den geängstigten Philister wieder in Besiz seiner Pferde zu setzen.

Ich vermuthe, daß meine jungen Leser aus dieser kleinen Erzählung wohl schon von selbst werden gemerkt haben, daß das Eigenthümliche des Studentenwesens vornemlich darinn besteht, daß diese jungen Leute gemeiniglich etwas Sonderbares und Drolliges zu seyn, zu sagen und zu thun affektiren. Ich werde Ihnen bald Gelegenheit geben, sich diesen eben nicht sehr empfehlungswürdigen Charakter völlig auszumalen.

Als wir in Göttingen angekommen waren, und der Wirth nicht gleich ein Zimmer für uns in Bereitschaft hatte, ließ er uns einstweilen in sein eigenes Wohnzimmer treten. Die größere Gaststube gegen über war mit Studenten oder, wie sie sich lieber nennen hören, mit Burschen angefüllt. Mein Freund hatte die Gefälligkeit, sich für mich nach der Post zu verfügen, um mir meinen vorangeschikten Koffer bringen zu lassen, und ich sezte mich unterdeß in einen Winkel, um wachend von meinen zurükgelassenen Lieben in Tritow zu träumen.

Mittlerweile mochten die Studenten — nicht doch! — die Burschen, wollte ich sagen, in der Stube gegenüber neugierig geworden seyn, zu erfahren, wer wir beiden angekommenen Kerle (denn in der Kraftsprache dieser Herren ist selbst der Staatsminister, vor dessen Kammerdiener sie nach

drei

drei oder vier Jahren sich ehrerbietig krümmen werden, nur ein Kerl, ein Philister oder Schuft!) doch wohl eigentlich seyn möchten; und einer von ihnen, unstreitig ein sogenannter Matador, d. i. einer der ersten und angesehensten, mochte es über sich genommen haben, das Land der Philister auszukundschaften. Er trat daher mit einer wahren Bramarbasmine, einem mächtig großen und wohlverstanden! verkehrt aufgesezten Hut auf dem Kopfe, und mit einem festen gebieterischen Tritte in mein Zimmer; warf, ohne weder seinen Hut zu rühren, noch sonst irgend etwas von dem zu thun, was unter gesitteten Leuten in dergleichen Fällen üblich ist, einen, seiner Meinung nach, demüthigenden oder wohl gar erschreckenden Blik auf mich, und gieng hierauf, wie ein Held, mit vieler Würde steif vor mir vorüber. Es mußte ihm aufgefallen seyn, daß dieses sein heroisches Manöver auf die lange hagere Figur in der Ecke auch nicht den mindesten Eindruk gemacht hatte, weil sie so kalt und ruhig sitzen blieb, als ob die fürchterliche Erscheinung vor ihr sie ganz und gar nicht angienge. Er mochte deswegen beschlossen haben, es dem Kerl etwas näher zu legen: denn nicht lange, so kehrte er durch dieselbe Thür, aus welcher er hinausgegangen war, in der obgemeldeten Attitüde zurük, und gieng nun einigemal und zwar diesmal — pfeiffend und mit unterschlagenen Armen vor mir auf und nieder. Ich, der unterdeß den Kopf auf den Tisch gestüzt hatte, und über die abgeschmakte Albernheit und pöbelhafte Grobheit solcher jungen Thoren meine Betrachtungen anstellte, kam abermals nicht aus

meiner Lage, noch weniger aus meiner Fassung, weil meine Einbildungskraft mir sehr lebhaft die Eselsohren zeigte, die durch die Löwenhaut, womit mein Held sich behangen hatte, gar sichtbar hervorragten. Eine solche Fassung bei so einem Knochen von Philister *) zu finden, mußte ihn befremden. Er verließ das Zimmer und kam nicht wieder.

Am folgenden Tage speisete ich zu Mittage an der öffentlichen Wirthstafel, und der grössere Theil der Tischgesellschaft bestand aus Studenten. Mein Bramarbas war auch da, und hatte sich gerade gegen über hingepflanzt. Auch hier behielt er seinen großen verkehrt aufgesezten Hut während der ganzen Mahlzeit auf dem Kopfe, ungeachtet die ganze übrige Gesellschaft, so wie es gesitteten Leuten geziemt, mit entblößtem Haupte saß. — Erst am dritten Tage, da er vermuthlich erfahren hatte, daß ich vor zwanzig Jahren gleichfalls der hohen Ehre genoß, ein Student zu seyn, würdigte er mich einiger Achtung und legte, da wir uns abermals zu Tische sezten, den Hut ab.

Was

*) Auch ein Ausdruk aus der feinern Studentensprache; doch muß man wissen, daß das Wort **Knochen** nicht immer ein Scheltname, sondern oft der größte Lobspruch ist, den ein wackerer Bursche dem andern giebt, wenn er seine herzliche Zufriedenheit über ihn bezeugen will, in welchem Falle aber allemal das Beiwort **fidel** hinzu gefügt wird. **Der Kerl ist ein fideler Knochen** heißt denn so viel als: er ist ein treuherziger lustiger Bruder, der mitmacht und kein Lustverderber ist.

Was sagen meine jungen Leser zu den Sitten dieses Musensohns? — Aber, daß mir niemand von diesem einzigen rohen Jüngling auf alle übrige junge Studirende schließe! Das würde in der That eben so ungerecht seyn, als wenn man in Deutschland nach einem einzigen französischen Windbeutel die ganze französische, und in Frankreich nach einem einzigen deutschen Gek von Baron die ganze deutsche Nation beurtheilen wollte. Fern sey es von mir, ein so übereiltes Urtheil durch die obige Erzählung bei einem einzigen meiner Leser veranlassen zu wollen! Ich bin vielmehr der Universität Göttingen das Zeugniß schuldig, daß sie mir nach allem, was ich hier zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatte, im Ganzen genommen, eine der am meisten gesitteten in Deutschland zu seyn schien, so wie sie, theils in Ansehung der vortrefflichen hiesigen Lehrer jeder Art, theils in Ansehung der vielen und kostbaren Hilfsmittel zur Erlernung der Wissenschaften, unstreitig jezt die Königin unter allen deutschen Akademien ist. Fleiß und Wohlanständigkeit scheinen, wo nicht unter den meisten doch unter einem großen Theile der hiesigen Studirenden, herrschender Hauptton zu seyn; und an dieser bessern Hälfte möchte man eher eine zu weit getriebene Feinheit im Aeußerlichen, besonders einen durch Prachtliebe und zu weit ausgedehnte Nachahmung der hohen Lebensart entstehenden viel zu großen Aufwand, als Roheit und bäurisches Studentenwesen zu tadeln finden.

Dem allen ohngeachtet bleibt es wahr, daß unsere deutschen Universitäten, selbst die besten nicht

ausgenommen, in Ansehung der Sitten noch immer einer großen Verbesserung bedürfen; wahr, daß ein Theil der Studirenden auch auf den Universitäten, auch zu Göttingen, aus unerzogenen rohen Jünglingen besteht, die ihre Zeit mit Faullenzen und unter schändlichen Ausschweifungen hinbringen und die ihre ganze Ehre darinn setzen, recht auffallend sonderbar, grob und lüderlich nicht blos zu seyn, sondern auch zu scheinen; wahr also, daß die Universitäten, selbst die besten nicht ausgenommen, ein Schlund sind, welcher die Unschuld, die Gesundheit und das ganze künftige Wohlergehen vieler Jünglinge unwiederbringlich verschlingt, und alljährlich eine Anzahl an Leib und Seele verwahrloseter jungen Männer auswirft, welche der menschlichen Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen gereichen; wahr endlich, daß dieses traurige Uebel, auch bei dem besten Willen und Eifer der akademischen Lehrer nicht ganz gehoben werden kann, so lange noch es den Regierungen mehr darum zu thun seyn wird, auf ihren Universitäten recht viele Geld verzehrende Jünglinge jeder Art, als lauter gesittete und fleißige versammelt zu sehn. —

Ich glaubte, diese mit Fleiß abgekürzte Nachricht von dem sittlichen Zustande unserer Universitäten denen unter meinen jungen Lesern schuldig zu seyn, welche sich den Wissenschaften widmen, mithin dergleichen Oerter künftig selbst besuchen werden. Für solche mögen diese Blätter ein Warnungszeichen mit der Inschrift seyn: Jüngling! hier ging manches Menschen Unschuld und mit ihr manches Menschen Glükseligkeit zu Grunde!

6.

Aufenthalt in Göttingen. Reise von da über Minden nach Cassel.

Göttingen, die ansehnlichste Stadt in dem zum Churfürstenthume Hannover gehörigen Fürstenthume Calenberg, mag etwa tausend Häuser und gegen acht tausend Einwohner haben. Sie wird von einem Arme der Leine durchflossen und liegt in einer rund mit Bergen umgebenen Ebene, welche zwar nicht zu den vorzüglich schönen, aber doch auch in der That nicht zu den häßlichen und traurigen Gegenden gezählt zu werden verdient. Das schöne Pflaster längst den Häusern, welches auch hier, wie zu Braunschweig, aus breiten Steinen besteht, gewährt den Fußgängern eine große Bequemlichkeit.

Diese Stadt hat mehr als einen beträchtlichen Nahrungszweig; fruchtbare Aecker und Gärten, blühende Wollenmanufakturen, Handel mit Mettwürsten, welche vielleicht in der ganzen weiten Welt nicht wohlschmeckender gemacht werden als hier, und vornemlich die Universität, welche allein schon einen Geldumlauf von mehr als 200,000 Thaler verursachen muß. Die Anzahl der Studenten kann nur von einem halben Jahre zum andern angegeben werden, weil dieselbe um Ostern und Michaelis wegen der Abgehenden und Neuankommenden allemal einer Ebbe und Fluth unterworfen ist. Sie mag im Durchschnitt zwischen 800 und 1000 seyn.

Unter die hiesigen Merkwürdigkeiten rechne ich vornemlich die berühmten und verdienstvollen Lehrer dieser hohen Schule, welche größtentheils Gelehrte vom ersten Range sind. Ich besuchte die Herrn Kästner, Feder, meinen vieljährigen verehrungswürdigen Freund, Heyne; Michaelis und Schlözer, und freute mich, in ihnen Männer von Person kennen zu lernen, die ich so lange schon hochgeschäzt hatte. Mein Wunsch, dieses Vergnügens bei mehrern würdigen Professorn dieser Universität theilhaftig zu werden, wurde mir durch eine kleine Unpäßlichkeit vereitelt.

Indeß hatte ich kurz vor meiner Abreise von hier noch das Vergnügen, einen Mann kennen zu lernen, der mit dem liebenswürdigsten Charakter eben so viel Bescheidenheit, als Verdienste verbindet. Er heißt Mayenberg und er bekleidet eine Polizeibedienung bei der Stadt. Den patriotischen Bemühungen dieses wackern Mannes verdankt man die jezige gute Harmonie zwischen der Universität und dem Stadtmagistrate, die Verlegung der Kirchhöfe ausserhalb den Thoren der Stadt, die Anlegung eines Werkhauses, die Verbesserung der hiesigen Armenanstalten und eine sehr heilsame Veranstaltung zur Reinigung der Gassen, deren faule und stinkende Ausdünstungen ehemals die Luft vergifteten; — lauter Verdienste, wovon ein einziges hinreichen würde, jemanden den rühmlichen Namen eines Patrioten zu erwerben! Solche Männer kennen zu lernen, sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen die Hand zu drücken, hat für denjenigen, dessen

Seele

Seele noch für jedes Gute empfänglich ist, hundertmal mehr Nutzen, als das Angaffen aller möglichen Natur- und Kunstseltenheiten. Man fühlt sich in der Atmosphäre solcher Männer, ich weis nicht wie, veredelt; der Trieb zu allem, was gut und gemeinnützig ist, wird dadurch gestärkt, und man verläßt sie, wo nicht mit dem Vorsatze, doch mit dem lebhaften Wunsche, ihnen ähnlich zu werden. Ich rathe daher meinen jungen Lesern, doch ja keine Gelegenheit, solche Bekanntschaften zu machen, jemals zu versäumen, und sollten sie darüber auch auf alles andre Sehenswürdige eines Orts Verzicht thun müssen. Ich wenigstens pflege auf meinen Reisen es so zu halten, und ich darf sagen, daß ich bisher mich ganz wohl dabei befunden habe.

Von der unvergleichlichen Bibliothek zu Göttingen, welche jährlich mehr und mehr anwächst, von der hiesigen Sammlung von Naturalien und kostbaren Instrumenten, dem Observatorio *) u. s. w. sage ich meinen lieben Lesern nichts, weil die genaueste Beschreibung davon weder lehrreich noch unterhaltend für sie seyn würde. Dagegen sey es mir vergönnt, ihnen ein Paar gemeinnützige Anstalten zu beschreiben, von denen ich wünschte, daß sie an jedem Orte, wo man Gelegenheit dazu hat, nachgeahmt werden möchten.

Die erste ist eine sogenannte Industrieschule. Aber meine jungen Leser wissen noch nicht, was

*) Ein **Observatorium** oder eine **Sternwarte** ist ein zur Beobachtung der Sterne angelegter erhabener Ort auf einem Thurme oder hohen Gebäude.

was dieser Name sagen wolle: ich will ihn daher erklären.

Bis jezt herrschte hier wie überall in Ansehung der niedrigen Stadt- und Landschulen der höchst schädliche Gebrauch, daß in einem einzigen, oft gar nicht geräumigen Zimmer, und vor einem einzigen gemeiniglich sehr kärglich besoldeten Lehrer sich wohl fünfzig bis hundert Kinder von verschiedenem Alter und Geschlechte versammelten, um von diesem einzigen Lehrer alle zu gleicher Zeit unterrichtet zu werden. Das konnte nun der Mann nicht, er mußte sich also darauf einschränken, sich jedesmal nur mit einigen zu beschäftigen, die übrigen alle aber unterdeß ihrer Faulheit oder ihren Unarten zu überlassen. Da war es denn ganz natürlich, daß die Kinder in solchen Schulen wenig lernten, und statt nüzlicher Kenntnisse, nichts als einen Hang zur Trägheit und allerlei Unarten, die sie sich einander mitgetheilt hatten, mit nach Hause brachten. Auch die Luft wurde in einer solchen Lehrstube durch die Ausdünstungen so vieler Menschen so verderbt, daß die Gesundheit aller dadurch litt, und daß alle, wo nicht kränklich wurden, doch wenigstens ein bleiches Ansehn davon bekamen.

Da trat nun ein Professor in Göttingen, Namens Sextro hin, und machte einen Plan, wie man diesen schädlichen Misbrauch, ohne große Kosten abstellen könnte. Er verlangte hierzu weiter nichts, als daß der Schullehrer eine vernünftige Frau haben möchte, die sich auf einige ganz gewöhnliche Handarbeiten, z. B. Stricken, Nähen und

Spinnen

Spinnen, verstünde, und daß in jedem Schulhause, statt der bisherigen einzigen Schulstube, zwei Zimmer, ein geräumiges und ein kleineres angelegt werden möchten. Dann, sagte er, braucht der Schullehrer jedesmal nur etwa sechs oder acht Kinder auf einmal zu sich in das kleinere Zimmer kommen zu lassen, um sie jedesmal nur etwa eine halbe Stunde lang zu unterrichten, und wenn diese hierauf zu den übrigen zurükkehren: so treten eben so viel andere bei ihm ein. Die übrigen im großen Zimmer verrichten unterdeß, unter der Aufsicht seiner Frau, eine oder die andere von den obgenannten Handarbeiten.

Da konnte nun jemand einwenden: „ja, aber auf diese Weise würde jedes Kind insbesondere doch gar zu wenig Unterricht erhalten und den größten Theil der Tageszeit mit Handarbeit hinbringen müssen! Allein Hr. Sextro antwortete mit Recht: daß ein Kind, wenn es täglich auch nur eine halbe Stunde lang mit wenigen andern zugleich gehörig unterwiesen würde, im Grunde mehr lernen könnte, als wenn man es, wie bisher, mit hundert andern zugleich schlecht unterrichtete. Auch fügte er mit großer Wahrheit hinzu: daß arbeiten lernen auch lernen sey, und daß also nach der von ihm vorgeschlagenen Einrichtung die Kinder wirklich mehr Gutes aus der Schule mit nach Hause bringen würden, als bisher.

Bei diesem guten Vorschlage würde es nun aber wohl geblieben seyn, wenn nicht grade ein Geistlicher in Göttingen gewesen wäre, der zur Ausführung

rung desselben Gelegenheit und Lust gehabt hätte. Es war der Herr Pastor **Wagemann**. Dieser, welchem die Aufsicht über die hiesige Armenschule anvertraut war, überzeugte sich von dem Nutzen einer solchen Einrichtung und — führte sie wirklich ein. So entstand die erste Indüstrieschule.

Ich besuchte dieselbe und fand sie meiner Erwartung gemäß. Der größte Theil der Kinder war in einem großen Raume mit Stricken, Spinnen, Nähen u. s. w. beschäftiget, indeß ein kleiner Theil derselben jedesmal in dem andern Zimmer von dem Lehrer unterwiesen wurde. Alle halbe Jahre stellt man von dem, was die Kinder verfertiget haben, eine öffentliche Versteigerung an. Da finden sich denn der angesehenen Menschenfreunde und Menschenfreundinnen viele ein, überbieten sich einander scherzend, und bezahlen für die kleinen Sachen gern noch eins so viel als sie werth sind. Den Ertrag wendet man theils zum Ankauf neuer Materialien, theils zum Besten der Kinder an.

Nur eins fand ich an dieser lobenswürdigen Anstalt auszusetzen; dieses nemlich, daß die Handarbeiten der Kinder mit zu weniger Körperbewegung verbunden waren. Ich rieth daher, daß man den ehemaligen Stadtkirchhof, welcher an dieses Haus stößt und jezt nicht mehr gebraucht wird, zu einem Garten machen möchte, um die Kinder truppweise täglich ein Paar Stunden darinn arbeiten zu lassen. Hr. **Wagemann** bezeugte dieser Idee seinen Beifall; und es ist mir daher wahrscheinlich, daß man sie jezt in Ausübung gebracht habe.

Warum hat man nicht schon längst allen unsern niedrigen Stadt- und Landschulen diese zwekmäßige Einrichtung gegeben? Ich wünsche, daß diejenigen unter meinen jungen Lesern, welche auf das Wohl ihrer Mitmenschen einst einigen Einfluß haben werden, sich dieser Frage einmal zu rechter Zeit wieder erinnern mögen.

Die zweite nüzliche Anstalt, die ich hier vorfand, war ein von einer wohlthätigen Privatgesellschaft errichtetes Hospital oder Verpflegungshaus für kranke und gebrechliche Menschen. Dieses Haus unterscheidet sich von ähnlichen Anstalten dieser Art durch einen doppelten Vorzug. Man bemerkte nemlich darinn eine in solchen Häusern nicht sehr gewöhnliche Reinlichkeit und Ordnung, und das Vergnügen, welches dieser Anblik macht, wird ausnehmend vergrössert, wenn man erfährt, wie ungemein nüzlich man zugleich diese Anstalt für eine doppelte Classe von jungen Studirenden zu machen sucht. Es wird nemlich hier sowohl den angehenden jungen Geistlichen, als auch denen, welche sich der Arzneikunst widmen wollen, Gelegenheit gegeben, sich zu ihrem künftigen Stande auf eine sehr zwekmäßige Weise vorzubereiten. Jene müssen die Kranken besuchen, um ihnen Trost und geistlichen Unterricht zu ertheilen, und diesen wird von zweien Professoren der Arzneikunst in eben diesem Hause ein medicinisches Kollegium und zwar jedesmal über solche Krankheiten gelesen, die sie hier gerade vor Augen haben. Diese Methode gewährt den großen Vortheil, daß sie die Natur dieser Krankheiten und die

Mittel dagegen jedesmal durch Erfahrung kennen lernen, welches unstreitig eine weit bestimmtere und zuverläßigere Erkenntniß verschaft, als der bloße wörtliche Unterricht zu geben vermag. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese weise Veranstaltung auf allen andern Universitäten nachgeahmt würde.

Zwei Fragen, die einem aufmerksamen Reisenden hier nothwendig einfallen müssen, habe ich mir nicht zu beantworten gewußt; die erste:

warum an einem Orte, wo man für den Unterricht in jeder gemeinnützigen menschlichen Wissenschaft so sehr gut gesorgt hat, noch immer kein eigentlicher Lehrer der nöthigsten aller Wissenschaften, der Erziehungskunst angesezt ward?

Und die andere:

Warum an einem Orte, wo die Naturlehre, wie jede andere Wissenschaft, so große Kenner und Beförderer hat, auf keinem einzigen Gebäude, so viel ich bemerken konnte, ja nicht einmal auf dem, welches den so außerordentlich großen Bücherschaz enthält, ein Wetterableiter gesehen wird?

Aber es ist Zeit, daß wir Göttingen verlassen, um unsere Reise fortzusetzen.

Mein Weg gieng von hier über Minden nach Cassel. Die dahin führende Kunststrasse ist mit einer schwärzlichen Steinart bedekt, welche Bassalt heißt und von einigen Naturforschern für ein vulkanisches Produkt, d. i. für eine Wirkung ehemaliger feuer-

speiender

speiender Berge gehalten wird. Andere hingegen ziehen diesen Ursprung derselben in Zweifel und halten sie für eine von der Natur auf eben die Weise, wie andere, erzeugte Art von wirklichen Steinen. Eine Auseinandersetzung der Gründe dieser beiden entgegengesezten Meinungen gehört nicht für diesen Ort. Ich begnüge mich daher nur noch hinzu zu fügen, daß man auf einem der Berge zwischen Göttingen und Minden sogar noch den Crater, d. i. den Schlund oder die Vertiefung unterscheiden will, woraus dieser Berg ehemals seinen Feuerstrom ergossen haben soll.

Je weiter man gegen Minden kommt, desto enger rücken die beiden Bergreihen, zwischen denen die Kunststrasse hinläuft, zusammen, bis sie endlich einander so nahe kommen, daß das Thal zwischen beiden nicht viel breiter bleibt, als der Weg ist, auf dem man hindurch fährt. Es entstehen hierdurch einige sehr romantische kleine Berggegenden, worunter diejenige, worinn die Stadt Minden selbst liegt, unstreitig bei weitem die angenehmste und vielleicht eine der niedlichsten in Deutschland ist.

Es liegt nemlich dieser Ort zwischen einer Gruppe von Bergen, welche auf die sonderbarste Weise dergestalt zusammengeschoben sind, daß sie den beiden Flüssen, der Werre und Fulde, nur einige schmale Thäler offen gelassen haben, durch welche sie in vielen Krümmungen sich herwinden, um sich bei Minden zu vereinigen und durch diesen ihren Zusammenfluß die Weser zu bilden. Der Ort, wo diese Vereinigung geschieht, gewährt die angenehmsten Aus-

sichten, die eine malerische Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Die hiesigen Einwohner haben an solchen Stellen, wo die Aussichten sich am schönsten zeigen, Lusthäuser erbaut, denen sie einen sehr naiven plattdeutschen Namen gegeben haben, der mir in Niedersachsen besser, als das italienische Wort Belvedere oder das französische Bellevuë klingt. Sie nennen nemlich dies kleine Häuschen ein Sühdekum; welches auf hochdeutsch so viel als Sieh — dich — um! heißt; eine Benennung, die so passend ist, daß die Erfindung derselben dem sinnreichsten Worterfinder Ehre machen würde.

Meine Ankunft zu Minden erfolgte des Abends ziemlich spät. In dem Gasthofe, worinn ich abtrat, fand ich noch eine lustige Gesellschaft junger Leute versammelt, die mich beim Eintritt in das Zimmer auf eine so cordiale Weise begrüßten und bei ihrer Flasche Ale *) so viel Freiheitssinn und erzwungene Spaßhaftigkeit affektirten, daß ich sie für Studenten hielt. „Die Herren sind gewiß aus Göttingen?“ fragte ich, nachdem wir schon ein Paar Worte mit einander gewechselt hatten. „Ganz und gar nicht! war ihre Antwort; „wir sind hier in loco zu Haus, junge Kaufleute, ihnen zu dienen; kommen fast alle Abende, die Gott werden läßt, hier zusammen, um uns lustig zu machen; treibens hier grade eben so, wie die Herren in Göttingen; halten auch auf Freiheit, auf Liberty, mein Herr! so gut, wie einer in Göttingen!“ Ich machte ihnen mein

Kompli-

*) Englisch Bier. Man liest äl.

Kompliment über ihre Liberty, und bat den Wirth, mich nach meinem Zimmer zu führen.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie ansteckend die Universitätssitten für eine ganze umliegende Gegend sind. Es ist in der That höchst traurig, daß aus eben den Werkstätten der Wissenschaften, welche dazu bestimmt sind, Weisheit und Tugend zu verbreiten, auf eine bei ihrer jetzigen Einrichtung durchaus unvermeidliche Weise, auch zugleich mancherlei Thorheiten und Laster unter die Menschen ausgehn müssen! Junger Leser, hast du ein Herz, welches fähig ist, das Schauderhafte des Gedankens zu fühlen: „an dem größern Verderbniß der Sitten unter seinen Brüdern, und also auch an der Verminderung ihrer Glükseligkeit Schuld zu seyn:“ o so hüte dich, dafern auch du einst in die Gesellschaft leichtsinniger Jünglinge geräthst, an ihren Ausschweifungen Theil zu nehmen, damit du künftig bei dem Anblicke des vielfachen Menschenelendes, welches Thorheit und Laster leider so allgemein verbreiten, nur Mitleid, aber nicht den Vorwurf des Gewissens fühlen darfst, zur Vermehrung desselben durch dein Beispiel mitgewirkt zu haben.

Münden — welches man, im Vorbeigehn gesagt, nicht mit der preußischen Stadt Minden verwechseln muß — ist zwar nur ein kleiner, aber wegen seiner romantischen Lage ungemein angenehmer und ziemlich lebhafter Ort im Fürstenthum Calenberg. Er ist mit einer Menge schönliegender Gärten umgeben, welche alle mit kleinen Lusthäu-

fern geziert sind, wodurch die schon an sich so reitzende Gegend ein noch viel lebhafteres Ansehn gewonnen hat. Ackerland hat diese Stadt gar nicht, einige wenige Morgen ausgenommen, welche zwischen den Bergen verstekt liegen. Aber dagegen hat sie einige nicht unerhebliche Manufakturen, wovon besonders diejenige bemerkt zu werden verdient, in welcher Fayence, d. i. unächtes Porcelän, gemacht wird. Mit der Entstehung dieser Fabrik gieng es so zu.

Bei einem hiesigen sehr bemittelten Kaufmanne fand sich ein Projektmacher, d. i. ein Mann ein, der ihm ein Mittel verkündigte, wie er seine Reichthümer in kurzer Zeit sehr ansehnlich vermehren könnte. Dieser Mann wollte nämlich zuverläßig wissen, daß in einem benachbarten Berge ein großer Vorrath von edlem Metalle liege; und er beredete den Kaufmann zur Ausgrabung desselben ein Bergwerk anzulegen. Dieser glaubte seinen Versicherungen. Erlaubniß, ein Bergwerk anzulegen, ward bei der Regierung nachgesucht und erhalten. Man fieng also an zu graben; allein umsonst! Anstatt, neue Schätze aus den Eingeweiden der Erde herauszugraben, versplitterte man, bei den großen Kosten, die eine solche Unternehmung erfordert, diejenigen, welche man schon hatte. Der Kaufmann lief Gefahr zu verarmen, als man endlich, nach schon aufgegebener Hoffnung Metall zu finden, eine Thonart entdekte, die der Porcelanerde glich. Man machte Versuche damit, und fand, daß sie tauglich sey, Fayence daraus zu machen; und der Kaufmann

legte

legte hierauf den Rest seines Vermögens zur Errichtung einer Manufaktur an, die ihn im kurzen für den ansehnlichen Verlust, den er erlitten hatte, völlig schadlos hielt. So ward auch diesmal, wie das oft der Fall gewesen ist, zufälliger Weise etwas Gutes gefunden, indem man vergebens etwas suchte, was nicht gefunden werden konnte!

Der erheblichste Nahrungszweig dieser Stadt ist der Handel, der hier ziemlich ins Große geht; ein Vortheil, den dieser Ort sowohl seiner bequemen Lage an zweien hier zusammenfliessenden Flüssen, als auch besonders der ihm zukommenden Stapelgerechtigkeit zu verdanken hat. Ich will meinen jungen Lesern sagen, was sie sich bei diesem Worte denken müssen.

Alle Schiffe, welche sowohl die **Weser** herauf, als auch die **Werre** und **Fulde** herunter bis **Münden** kommen, dürfen diese Stadt nicht vorbeifahren. Sie sind vielmehr gezwungen, hier anzulegen und auszuladen, weil die Waaren nur durch solche Schiffe, welche einem Bürger in Münden gehören, weiter fortgeschaft werden dürfen. Dergleichen Güter müssen also jedesmal an einen hiesigen Kaufmann addressirt werden, damit dieser für das Umladen, und die weitere Versendung derselben Sorge trage, welches für diesen allemal einen kleinen Verdienst abwirft. Ein solcher Kaufmann wird in der Handlungssprache ein Spediteur, sein Verdienst Spesen genannt.

Die Schiffahrt auf der Fulde zwischen hier und Kassel, gehört sogar der Stadt Münden ausschliess-

sungsweise, das heißt, dieser Strom darf von keinen andern als mündenschen Schiffern befahren werden. Auf der Werre dürfen zwar auch heßische Schiffe, aber nur bis Münden fahren, wo sie ihre Ladung aussetzen müssen. Meine Leser begreifen, wie viel dieses große Vorrecht der Stadt eintragen müsse, und es wird ihnen nun nicht weiter befremdlich seyn, zu hören, daß dieser kleine Ort Handlungshäuser aufzuweisen hat, welche sogar an großen Kommerzplätzen, wie zu Hamburg, Bremen u. s. w. ansehnliche genannt zu werden, verdienten. —

Ich fuhr an einem schönen heitern Morgen von Münden nach Cassel. Die Kunststrasse läuft anfangs an einem sehr steinigten, aber doch mit Gebüsch bewachsenen Berge hin, an dessen Fuße die Fulde sich in vielen Krümmungen durch ein fruchtbares Wiesenthal schlängelt. Der Rükblik von da herab nach Münden hin, ist so bezaubernd schön, daß ich ihn unzählich oft unwillkührlich wiederholen mußte, und eben so oft schwebten mir die Worte aus Hölty's Liede auf der Zunge:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn!

7.

Aufenthalt zu Cassel.

Auf einem ziemlich hohen Berge zwischen Münden und Cassel tritt man aus dem niedersächsischen Kreise in den oberrheinischen, aus dem Churfürsten-

fürstenthume Hannover in die Landgrafschaft Hessencassel ein. Die Grenze zwischen beiden hätte kaum bezeichnet werden dürfen; man würde sie doch schwerlich verkennen: so auffallend ist in mancher Betrachtung der Abstich des einen Kreises von dem andern! Statt der treuherzigen plattdeutschen Sprache, die man bis dahin gehört hat, schwirrt einem jezt auf einmal ein Gerede vor den Ohren, welches weder platt- noch hochdeutsch, sondern eine unangenehme Misgeburt von beiden ist. Ochsen treten an die Stelle der Pferde, und Weiber, schwarzbraun und gelb, wie die Zigeunerinnen, sieht man die Geschäfte der Männer, z. B. Pflügen und Mähen, verrichten. Die Kleidertrachten des Landvolks, besonders die weiblichen, sind gleichfalls sehr verschieden. Die ganze heßische Nation weiblichen Geschlechts scheint in Trauer zu seyn; ob wegen ihrer in Amerika abgeschlachteten Männer und Söhne, oder wegen der Uebereinstimmung des Schwarzen mit der Farbe ihrer Haut und ihres Haares, weis ich nicht.

Was ich aber mit völliger Gewißheit weis, ist dieses: daß ich in keinem andern Lande jemals so viel häßliche, schmutzige und unförmliche Gesichter sah, als einem hier, und zwar unter dem weiblichen Theile des heßischen Landvolks, in jeder Gegend vorkommen. Breite und platte Gesichter voll grober Züge, dicke Lippen, weit auseinander gehende Nasenflügel, flachliegende Augen, eine gelbschwarze Haut und empor sträubendes Rabenhaar, oft auch noch ein geschwollener Hals, oder sogenannter Kropf

als Zugabe obenein, sind hier die gewöhnlichsten Bestandtheile der ländlichen Schönheit. Denkt man sich nun zu allen diesen Reitzen noch einen gar nicht vortheilhaft zugeschnittenen, meistentheils schwarzen, oft zerlumpten Anzug hinzu: so biete ich der Völkerkunde Troz, mir eine andere europäische Nation zu nennen, bei der die körperliche Bildung des weiblichen Geschlechts, im Ganzen genommen, noch mehr verunedelt und verhäßlichet erschiene.

Auffallend ist hierbei die Bemerkung, daß die Natur alle die körperlichen Vorzüge einer angenehmen Bildung, die sie dem weiblichen Geschlechte hier versagte, dem männlichen um so viel reichlicher zugemessen zu haben scheint. In der That habe ich in diesem Lande fast eben so viel wohlgebaute und wohlgestaltete Männer, als häßliche Weiber, gesehn. Es war natürlich, daß ich mir selbst die Frage aufwarf: woher dieser sonderbare Unterschied beider Geschlechter bei einem und eben demselben Volke doch wohl kommen möge? und die Antwort, die ich darauf fand, und die ich meinen Lesern vorlegen will, wird zugleich den Grund enthalten, warum ich diese ganze Bemerkung hieher gesezt habe. Sie ist diese.

Die Hessen sind seit vielen Jahren eine sehr militärische Nation gewesen. In mehr als einem Kriege hat man dem größten Theil des Mannsvolks — Greise und Knaben ausgenommen — in den Waffen gesehn; und selbst in Friedenszeiten ist das Korps Truppen, welches hier unterhalten wird,

für

für den mäßigen Umfang des Landes sehr beträchtlich *). Eine Folge davon war, daß die heßische männliche Jugend früh unter Menschen von allerlei Ständen und Nationen kam; früh dem Körper nach geübt wurde; früh das verfeinerte Stadtleben in der Nähe sah, und einem gewissen entfernten Antheil daran nahm; mit einem Worte, früh Gelegenheit erhielt, an Leib und Seele in einem gewissen Grade ausgebildet, und veredelt zu werden.

Was mochte nun aber unterdeß, daß die kriegerischen Männer abwesend waren, das Schikfal der hinterlassenen Weiber und ihrer Töchter seyn? Ein sehr hartes, in der That; ein solches, wobei die Veredlung an Leib und Seele wohl unmöglich vorwärts gehen konnte. Auf ihnen ruhete nunmehr die ganze drückende Sorge der Haushaltung; von ihren schwachen Händen allein erwartete der Acker die ihm nöthige Bearbeitung, der Garten seine gehörige Bestellung, jedes häusliche Geschäft seine Abwartung; die jungen Kinder schrien um Brod; der abwesende Gatte im Felde bat um Zuschuß bald an Gelde, bald an Unterkleidungsstücken; der Staat verlangte seine Steuern; der Feind trieb seine

*) Eben da dies gedrukt werden soll, lieset man folgende für das Hessenland sehr erfreuliche Nachricht in den Zeitungen! „Der Landgraf von Hessencaffel hat beschlossen, seinem Lande in Friedenszeiten mehr Arme zum Ackerbau zu schenken, und deswegen bei seinem Korps eine Reduktion vorzunehmen, wodurch das gute Vaterland ohngefähr 3000 Ackerleute, und mit demselben eine neue hoffnungsvolle Aussicht zu einem größern Wohlstande gewinnen wird.“

seine Brandschatzungen bei — Sorge, Mißmuth, übertriebene Sklavenarbeit, Mangel und Elend waren das Antheil dieser armen Weiber!

Aber was für einen Einfluß, werden meine jungen Leser fragen, konnte dies alles auf die Verunstaltung ihrer Körper haben? und ich antworte: einen sehr großen! Denn der Leib richtet ordentlicher Weise sich nach der Seele, die ihn belebt. Wird diese ausgebildet, erheitert und verschönert: so wird es jener auch; sinkt diese, es sey aus welcher Ursache es wolle, zu einem kümmerlichen, und blos thierischen Leben hinab, wobei keine Uebung ihrer edleren Kräfte, kein Genuß sittlicher Freuden mehr statt findet: so drükt sich das Grobe, Unausgebildete und Thierische des verwahrloseten Geistes auch zuverläßig in allen Zügen, und in dem ganzen Bau des daran theilnehmenden Körpers aus. Dies ist eine allgemeine Erfahrung, welche keinem Zweifel unterworfen ist; und auf diese Weise erklärte ich mir die obige Bemerkung.

Aber nun auch noch eine Nutzanwendung für dich, mein lieber Leser, und besonders auch für dich, meine liebe junge Leserinn! Körperliche Schönheit ist zwar an und für sich selbst, wie du wohl weißt, keine Sache, auf deren Besiz ein gescheuter Mensch sich jemals etwas einbildet, oder deren Mangel ihn je bekümmert machen kann: aber sie ist doch immer ein Mittel mehr, wodurch man andern Menschen wohlgefällt, und also in so fern eben nicht zu verachten. Nun merke dir aber, daß es besonders eine Art von Schönheit giebt, und zwar die reitzendste

unter

unter allen, deren Erwerbung ganz von uns abhängt; ich meine die Schönheit der weisen, aufgeklärten und rechtschaffenen Leute. Diese besteht nicht in einer glatten Haut von Milch- und Rosenfarbe, auch nicht eben in einem vorzüglich schönen Wuchse; nein! sie kann vielmehr in einem Gesichte voller Pockengruben, auf einer gelben Haut, ja sogar bei einem ganzen verwachsenen Körper statt finden. Sie ist der Ausdruk eines wohlgebildeten Verstandes und eines edeln wohlwollenden Herzens, welches sich in Blicken, Mienen, Stellung, Stimme und Geberden äussert. Fragst du mich, worinn dieser Ausdruk eigentlich bestehe, so muß ich bekennen, daß ich ihn besser fühlen, als beschreiben kann. Es ist etwas Sanftes, etwas Bescheidenes, etwas Ruhiges, etwas Freundliches, etwas Heiteres und Verständiges — in einer lieblichen Vermischung. Für diese höhere Schönheit haben alle gute Menschen Sinn; alle gute Menschen besitzen sie selbst, und lieben zugleich alle, an denen sie dieselbe wahrnehmen. Möchtest du sie auch besitzen? Siehe, hier hast du das untrügliche Rezept dazu: schmücke deinen Verstand mit jeder schönen und nüzlichen Kenntniß aus, deren Erwerbung dir in deinem Stande möglich ist; halte alle bösartige Empfindungen und Triebe, als da sind: Neid, Zorn, Habsucht, Eigensinn und böse Lüste, weit von dir ab, und übe dich vielmehr täglich in menschenfreundlichen, enthaltsamen und tugendhaften Gesinnungen! Dies ist das ganze Geheimniß; und ich gestehe, daß ich die Gelegenheit, die sich mir darbot, von Schönheit und

Häß-

Häßlichkeit zu reden, aus keiner andern Ursache ergriff, als weil ich dir dieses erprobte Mittel bekannt zu machen wünschte. Versuche es nun selbst, und ich stehe für den Erfolg. —

Jezt ersuche ich meine jungen Leser, sich mit mir in Gedanken nach der Hauptstadt desjenigen Landes, von dem ich eben redete, nach Cassel zu verfügen.

Diese Stadt, welche mit den schönsten in Deutschland um den Vorzug streiten darf, liegt etwas abhängend an dem Fuße eines ansehnlichen Berges, den die vorbeifliessende Fulde benezt. Vermöge dieser ihrer angenehmen Lage kann die Reinigung der Strassen mit leichter Mühe geschehn, weil die Gassen alle abwärts nach dem Flusse laufen. So oft daher ein Regenschauer einfällt, wäscht dasselbe das ausserordentlich schöne Pflaster der Stadt so rein, als wenn es gescheuert wäre, und das unsaubere Waschwasser empfängt die Fulde. Ich sage: das außerordentlich schöne Pflaster; denn wirklich muß ich gestehn, daß ich ein schöneres — ich sage zu wenig — daß ich ein eben so schönes in keiner andern Stadt jemals gesehn habe. Bisher schien mir dasjenige, was man in der Neustadt zu Koppenhagen sieht, das Weiter gehts nicht der Vollkommenheit zu seyn: jezt aber, da ich Cassel kenne, habe ich diese Meinung aufgeben müssen. Hier hat man nemlich, so weit die neue Verpflasterung schon vollendet ist, die Steine nicht blos so zu legen und aneinander zu fügen gewußt, daß sie eine vollkommen ebene Oberfläche bilden: sondern man war auch

darauf

darauf bedacht, sie von einerlei Grösse auszusuchen, und sie dann nach graden Linien in Reihen und wiederum ins Kreuz zu legen, so, daß das Auge überall Ordnung und Ebenmaaß bemerkt. Die Steinart, deren man sich dazu bediente, ist der obenerwähnte harte und schwärzliche Bassalt, den man für ein vulkanisches Produkt hält.

Wollte ich mich darauf einlassen, meinen jungen Lesern nur die vorzüglichsten architektischen Schönheiten, und die unzählbaren Sehenswürdigkeiten dieser prächtigen Stadt zu beschreiben: so möchten sie sich nur immer darauf gefaßt halten, in diesem ganzen Bande aus Cassel nicht wieder hinauszukommen. Und doch würde ich auch alsdann bei weitem noch nicht alles erschöpft haben; sondern einen neuen Band zu Hülfe nehmen müssen. Aber sie können ruhig seyn; ich kenne das Langweilige, und das Ununterrichtende solcher todten Beschreibungen zu gut, und ich finde in meinem Tagebuche so viel andere, wo nicht immer interessantere, doch gewiß lehrreichere Bemerkungen, als daß ich, um einige Bogen anzufüllen, meine Zuflucht zu jenen zu nehmen genöthiget wäre. Eins und das andere muß ich indeß doch davon mitnehmen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich wirklich hier gewesen bin. Ich werde aber dafür sorgen, daß das, was ich davon aushebe, irgend etwas Unterrichtendes mit sich führen soll.

Wenn ich von der schönen Stadt Cassel rede, so meine ich allemal die Neustadt, welche dieses

Beiwort

Beiwort in hohem Grade verdient. Die Altstadt hingegen ist, wie schon ihr Name sagt, alt, krumm, und enge, wie die alten Städte alle sind. Jene hat einige herrliche öffentliche Plätze, worunter besonders der runde Königsplaz, und der noch geräumigere und prächtigere Friedrichsplaz, ausnehmend sehenswürdig sind. Beide sind mit Gebäuden von edler und schöner Bauart umgeben.

Mitten auf dem Friedrichsplatze steht in kolossalischer Grösse — ein Denkmal der Schmeichelei — die weisse marmorne Bildsäule des im vergangenen Jahre gestorbenen Herrn Landgrafen. Wenn ich dieses Werk der Kunst ein Denkmal der Schmeichelei nenne: so will ich damit keinesweges die Verdienste des Herrn Landgrafen in Zweifel ziehn — denn wer bin ich, daß ich über den Werth oder Unwerth der Götter dieser Erde zu richten mich unterfangen dürfte? — sondern ich will nur so viel damit sagen, daß die Errichtung einer Bildsäule unter den Augen dessen, dem sie errichtet wird, wohl von niemand anders, als von einem Schmeichler, der mehr sich selbst zu erheben, als seinen Herrn zu ehren sucht, in Vorschlag gebracht werden kann. Denn wollte man damit wirklich nichts, als das Andenken an den Herrn Landgrafen und an die Verdienste desselben verewigen: warum wartete man denn nicht damit, bis er selbst nicht mehr da wäre, um die Aufrichtigkeit dieser Absicht dadurch ausser allen Zweifel zu setzen? Die kurze und schöne Inschrift: Friderico patria, sagt viel; aber wie viel mehr würde sie sagen, und mit wie viel mehr

Rührung

Rührung würde der Wandrer dabei still stehn, wenn sie ein Paar Jahre später gesezt worden wäre.

Auf der im Museo befindlichen Bibliothek stößt man, gleich beim Eintritt, auf ein zweites Denkmal der Schmeichelei, welches noch auffallender ist. Es ist die Büste des verstorbenen Herrn Landgrafen mit folgender Inschrift:

Frederic à la gloire alliant les vertus
Du *Sage* et du *Heros* offre ici le Modele
Dans ce Marbre animé par un ciseau fidele
Nous voyons *Ptolomée*, *Auguſte*, *Titus*.

In der That, man müßte so viel Gutmüthigkeit besitzen, als der verstorbene Herr Landgraf wirklich gehabt haben soll, um eine so grobe Schmeichelei, die mehr einer Satire, als einem feinen Lobspruche ähnlich sieht, nicht nur ungeahndet zu lassen, sondern auch zu dulden, daß sie da hingepflanzt würde, wohin er selbst wöchentlich ein Paarmal zu kommen pflegte. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Schmeichler, der diese pralende Inschrift machte, dadurch ein Verdienst erworben zu haben wähnte, welches ihn würdig machte, mit seinem Helden zugleich in die Pforten der Unsterblichkeit einzugehen. Deswegen trug er Sorge, daß sein eigener werther Name, zusamt seinem Titel, unter die Inschrift zur Erbauung der Nachwelt zugleich mit eingegraben würde. Er heißt — ich bitte meine jungen Leser einen Reverenz zu machen — Msr. le Chevalier de Nerciat, damaliger Bibliothekar.

Auſſer den genannten beiden Plätzen verdient beſonders noch die Straſſe belle vuë genannt zu werden, welche eine Ausſicht beherrſcht, die wohl nicht ſchöner gedacht werden kann. Dieſe Straſſe, welche die äuſſerſte auf der ſüdöſtlichen Seite iſt, beſteht aus einer einzigen Reihe geſchmakvoller Gebäude, die auf einer Anhöhe ſtehen, deren Abhang mit einem ſchönen Kunſtgarten bekleidet iſt. An dem Fuße der Anhöhe ſchleicht ein kleiner Fluß vorbei, der ſich hier in die Fulde ergießt, und den einige Geographen fälſchlich zu einem Arme der Fulde gemacht haben. Zwiſchen ihm und der Fulde liegt in einem reitzenden Thale die ſogenannte Aue, eine große zu einem herrlichen Luſtgarten eingerichtete Halbinſel mit einem prächtigen Luſtſchloſſe. Jenſeits der Aue breitet ſich eine fruchtbare Ebene aus, in welcher Felder, Auen, Gärten, Luſthäuſer und Dörfer in großer Menge mit einander abwechſeln. Das Ganze wird von einem langen ſtattlichen Gebirge begrenzt, welches den Hintergrund dieſes großen Gemäldes macht.

Hier müßte ich wohnen, ſagte ich, wenn ich ein Maler oder Dichter wäre; und ſiehe! indem ich dies ſagte, zeigte man mir das Haus eines der größten jeztlebenden deutſchen Maler, welcher eine Zierde dieſer Stadt und unſers Vaterlandes iſt. Er heißt Tiſchbein. Meine Leſer können denken, daß ich nicht unterließ, mich zu ihm führen zu laſſen, und ich weis nicht, ob der Anblik ſeiner Meiſterſtücke oder die Bekanntſchaft, die ich mit ſeinem graden, bidern und zugleich ſehr beſcheidenen Charakter

machte, mir die größte Freude verursachte. So viel weiß ich, daß es mir sehr wohl bei ihm war, und daß ich mich eben so ungern von ihm, als von den trefflichen Gemälden trennte, deren Schöpfer er war.

Bei dem Namen der Straße belle vuë muß ich meinen jungen Lesern die Befremdung erzählen, mit der ich, bei meinem ersten Ausgange in Cassel, auf einmal wo nicht mitten in Frankreich, doch wenigstens in eine französische Grenzstadt versezt zu seyn glaubte. Meine Geographie sagte mir: Cassel ist die Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Cassel und liegt fast mitten in Deutschland: aber alles, was ich hier sahe und hörte, schien mir zu antworten: mit nichten! Cassel ist keine deutsche, ist vielmehr eine französische Stadt, so gut als eine, welche jenseit des Rheins liegt. Vor allen Läden und Buden hiengen Schilde mit französischen Aufschriften, wenigstens mit französischen und deutschen zugleich, sogar vor solchen, in welchen Bier und Brantwein geschenkt wird; die Herren und Damen giengen nicht nur vollkommen à la françoise gekleidet, sondern schienen auch sogar ihre deutsche Muttersprache verlernt zu haben. Ihre Manieren und Sitten waren französisch, ihre Lektüre französisch, ihr Theater französisch, ihr Urtheil französisch, ihre Thorheit alles, was deutsch ist, blos deswegen, weil es deutsch ist, zu verachten, mehr als französisch. Sonderbar! Sollte es denn wirklich schön und rühmlich seyn, die Eigenthümlichkeiten der Sprache, des Geschmaks und der Sitten seines

Vaterlandes dahinzugeben, um sich zum Affen eines fremden Volks zu machen? Meine jungen Leser mögen sich diese Frage selbst beantworten.

Doch dieses Schnupfenfieber der Nachahmung scheint jezt zu Cassel auf einmal sein Ende erreicht zu haben. Der jetzige Herr Landgraf, welcher vermuthlich dafür hält, daß es ehrenhafter sey, seinen eigenen graden Gang für sich zu gehn, als andern sclavisch nachzukriechen, hat, wie es scheint, den Vorsaz gefaßt, nicht nur selbst ein Deutscher zu seyn, sondern auch nur über Deutsche herrschen zu wollen. Es ist daher seit dem Antritte seiner Regierung schon viel Französisches in Cassel verschwunden, und deutsche Sitten, deutsche Sprache und Kunst scheinen nunmehr aus ihrer langen Verweisung wieder dahin zurükzukehren. Die deutschen Musen mögen ihn dafür mit Unsterblichkeit lohnen!

Unter den schönen und prächtigen Gebäuden in Cassel verdienen besonders das **Museum** und die neue katholische Kirche gesehen zu werden, leztere sowohl ihrer schönen Bauart, als auch der herrlichen Gemälde wegen, womit **Tischbein** diese Kirche geziert hat. Ersteres enthält einen Schaz von Büchern, Naturalien, Münzen, Modellen und Kunstsachen, welcher den ersten Sammlungen dieser Art an die Seite gesezt zu werden verdient. Ich lasse mich aus Ursachen, die meine jungen Leser nun schon wissen, auf keine Beschreibung derselben ein. Aber es sey mir erlaubt, diejenigen unter ihnen, welche an Natur und Kunst Vergnügen finden, zu einer tausendmal unbeträchtlichern, mir aber

eben

eben so merkwürdigen Sammlung zu führen, von der ich mir zu behaupten getraue, daß sie an einem Orte, wo junge Forstmänner, Kammeralisten und Naturforscher gebildet werden sollen, tausendmal nüzlicher seyn würde, als alle die Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelgesteinen, welche andere Reisende in dem Museo anzustaunen pflegen.

Der Ort, wo ich diese Sammlung fand, ist ein kleines unansehnliches Haus in der Menagerie, d. i. in demjenigen Reviere des landgräflichen Augarten, wo allerhand ausländische Thiere unterhalten werden; und der Urheber und Besitzer derselben ist der Aufseher jener Thiere, der Menagerieinspektor Schildbach. Dieser mir merkwürdige Mann hat weder Erziehung, noch gelehrten Unterricht von irgend einer Art gehabt; und doch hat er sich in der Naturhistorie und in der Naturlehre ganz durch eigenen Fleiß und fast ohne alle Hilfsmittel, Kenntnisse und Geschiklichkeiten zu erwerben gewußt, welche einem Gelehrten Ehre machen würden. Er ist dabei ein geborner Künstler, ohne, so viel ich weiß, eine einzige Kunst von andern gelernt oder berufsmäßig getrieben zu haben. Alles, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm vormalt, das weiß er auch auf irgend eine Weise künstlich darzustellen. Aber es ist Zeit, auf seine Sammlung zu kommen.

Beim Eintritt in seine gar nicht geräumige Wohnstube glaubt man in einem großen Glasschranke eine kleine Bibliothek von ohngefähr dreihundert Büchern zu erblicken. Tritt man näher, so wundert

man sich über den sonderbaren Band dieser Bücher, und hebt man endlich eins heraus, so erfährt man, daß es gar keine Bücher sind. „Und was sind es denn?“ höre ich meine jungen Leser fragen. — Kleine hölzerne Kästchen in Bücherform, welche die ganze Naturgeschichte aller Bäume und Holzarten enthalten, welche in der Landgrafschaft Hessen angetroffen werden. Ich will sie näher beschreiben.

Jedes dieser Kästchen ist aus einer besondern Holzart verfertiget, und zwar so, daß es vollkommen einem Buche gleicht. Der Rücken desselben ist mit der natürlichen Rinde desjenigen Baums belegt, dessen Geschichte das Kästchen darstellen soll; und der rothe Titel zeigt sowohl die botanische Benennung desselben nach dem Linneischen System, als auch den gemeinen Namen, und zwar in deutscher, französischer und englischer Sprache an. Die beiden Deckel des Buchs sind von der nemlichen Holzart, urd zwar der eine der Länge nach, der andere in die Queere geschnitten, um sowohl den Fadengang derselben an dem einen, als auch die Kreise des alljährlich in Holz verwandelten Splints an dem andern Deckel beobachten zu lassen. Diejenigen drei Seiten des Kästchens, welche man an einem Buche den Schnitt zu nennen pflegt, sind von der nemlichen Holzart, doch so gewählt, daß man daraus die Verschiedenheit des Holzes in Ansehung des verschiedenen Alters desselben ersehen kann. Es ist nemlich die eine dieser Seiten von einem jungen, die andere von einem noch nicht ganz erwachsenen und die dritte von einem zu seiner völligen Reife gedie-

gediehenen Baume dieser Art genommen. Irgendwo ist auch entweder etwas Gummi, wenn die Baumart dergleichen enthält, oder ein kleiner Schwamm von denen angebracht, die an einen solchen Baum sich anzusetzen pflegen.

Jezt wird das Kästchen aufgemacht, und da wird man auf einmal durch den Anblik der ganzen übrigen Naturgeschichte des Baums auf die angenehmste Weise überrascht. Man erblikt einen kleinen Zweig desselben; an ihm sieht man Blätter- und Fruchtknospen, ganze Blätter, Blühtenknospen, welche eben aufgebrochen sind und in denen die Befruchtung jezt vor sich gehen will; wiederum andere, in denen die Befruchtung schon geschehen ist, dann die junge, die halbausgewachsene und die reife Frucht, zusamt den Saamenkörnern. Das meiste dieser Dinge ist aus der wirklichen Natur genommen, und zur Erhaltung mit einem Firniß überzogen worden: andere, welche in der Natur nicht aufbewahrt werden können, wie z. B. Obst, waren von Wachs so künstlich nachgemacht, daß sie täuschten. Am meisten bewunderte ich hierbei die Geschiklichkeit, mit welcher der Mann die zarten Befruchtungstheile der Blühten in ihrer natürlichen Lage und Stellung so zu erhalten weiß, als ob sie so eben erst vom Baume genommen wären. Noch sahe man ein oder das andere Insekt daneben liegen, welches diesem Baume seinen Unterhalt verdankt.

Auf eine eben so sinnreiche und geschikte Weise hat der Mann eine zweite Sammlung gemacht, welche die Naturgeschichte aller einheimischen Vögel

stellt. Jeder Vogel hat sein eigenes mit einer Glasscheibe bedektes Kästchen, worinn sowohl er, als auch sein Weibchen, in der ihnen natürlichen Stellung ausgestopft stehen oder sitzen. Neben ihnen sieht man ihr natürliches Nest, so befestiget und hingestellt, wie es in der Natur zu seyn pflegt. In dem Neste liegen die natürlichen Eyer dieser Vögel, auch sizt wohl eins der schon halbbefiederten Jungen daneben. In dem Schnabel oder neben sich hat jeder Vogel etwas von dem, was seine vorzüglichste Nahrung auszumachen pflegt; und die Aufschrift des Kästchens enthält abermals sowohl den systematischen als auch den gemeinen Namen desselben.

Ich stelle es jezt dem Urtheile meiner jungen Leser anheim, ob ich Unrecht hatte, wenn ich diese Sammlung für nüzlicher und sehenswürdiger ausgab, als die vielen künstlichen Uhren, goldenen und silbernen Gefäße und Werkzeuge und die vielen andern unnüzen Kostbarkeiten, welche die Kunstkammer des Museums enthält. Wie geschwind und angenehm könnte der künftige Forstmann aus dieser Sammlung diejenigen Kenntnisse einsammeln, die ihm zu seinem Berufe nöthig sind! Und warum fand sich noch kein Fürst unter denen, welche Millionen übrig haben, wofür sie prächtige Palläste erbauen, kostbare Gallerien und Kunstkammern anlegen können, der diese so nüzliche Sammlung für ein Paar tausend Thaler zu seinem und seines Landes Eigenthum machte? —

In der erwähnten Menagerie, worüber Herr Schildbach die Aufsicht hat, sieht man allerley ausläu-

ausländische Thierarten, z. B. Kamele, Büffel, fremde Schaafe, Steinböcke, Murmelthiere, allerlei indianische und afrikanische Vögel u. s. w. Am meisten zog ein Vogel meine Aufmerksamkeit auf sich, den ich hier zum erstenmale erblikte. Es war ein sogenannter Cacadon à colere, ein scheußliches Thier von Ansehen und Gemüthsart. Wenn meine Leser schon so alt wären, daß sie fünfzehn bis sechszehn Jahre rükwärts denken könnten: so würden sie wie ein gewöhnlicher Cacadon aussehe, wissen, ohne ihn gesehen zu haben. Denn so lange ist es ungefähr her, daß die Männer und Jünglinge nach der Mode sich das Haar en cacadon frisiren ließen, und dadurch dem Kopfe nach, diesem Thiere ziemlich ähnlich wurden. Es ist eine Art von Papagay, der sich vor andern durch ein erstaunlich hohes Toupet unterscheidet, welches er nach Gefallen beinahe senkrecht in die Höhe richten kann. Der Cacadon à colere hat ursprünglich die nämliche Gestalt; aber er ist dabei von so zänkischer und zorniger Gemüthsart, daß er mit jedem, der sich ihm nähert, ohne alle Ursache unaufhörlich zankt, und sich dabei, weil er seine Wuth auf keine andere Weise befriedigen kann, unter einem gräulichen Geschrei selbst die Federn ausrauft. Er ist daher beständig vom Halse bis auf den Steiß so kahl und federlos, wie eine gerupfte Henne, welche eben in den Topf gethan werden soll. Nur sein hohes Toupet allein, welches er mit dem Schnabel nicht erreichen kann, bleibt, wie die Natur es ihm gegeben hat, und sträubt sich bei jedem Zorngeschrei, welches er ausstößt, fürchterlich in die Höhe. Ein wahres Eben-

bild eines zänkischen und zornigen Menschen, den seine Leidenschaft verunstaltet, und der sich selbst am meisten schadet, indem er gegen andere erbittert wird! Armer Cacadon! Arme verblendete Menschen! —

Aber es ist Zeit, für meine Leser und mich hier einen Ruhepunkt zu machen.

8.

Noch etwas von Cassel.

Ehe ich in der Beschreibung der hiesigen Merkwürdigkeiten fortfahre, sey es mir vergönnt, ein Paar rührende Auftritte zu erzählen, von denen ich hier auf die angenehmste Weise überrascht wurde.

Ich saß, vom Herumlaufen ermüdet, auf meinem Zimmer. Es pochte jemand an, und auf meine Einladung trat ein junger Officier herein, der mit einem lauten Freudengeschrei sich mir in die Arme warf. „Kennen sie mich nicht?“ rief er aus, da ich ihn fragte, von wem ich die Ehre hätte, so freundschaftlich begrüßt zu werden. „Kennen sie ihren ehemaligen Zögling B** nicht mehr?“ Jezt erkannte ich ihn und schloß ihn mit Entzücken in meine Arme.

Er war einer der Zöglinge des Dessauischen Instituts, zu der Zeit, da man mir die Direktion dieser Erziehungsanstalt anvertraut hatte; damals ein Knabe von zehn Jahren, den seine vortreffliche Mutter, die ehemalige Oberhofmeisterin von B**

zu

zu Berlin, meiner besondern Fürsorge empfohlen hatte. Von seinen nachherigen Schikfalen war mir nichts gemeldet worden; ich wußte daher auch nicht, daß ich ihn in Cassel wieder finden würde; um so viel lebhafter war mein Vergnügen über dieses unerwartete Wiedersehn.

Meine Freude wuchs in eben dem Maaße, in welchem ich mich theils durch eigene Beobachtungen über ihn, theils durch eingezogene Nachrichten überzeugte, daß der Jüngling den Hoffnungen entsprach, die ich mir von ihm gemacht hatte, da er noch ein Knabe war. Haben meine Leser etwa schon der Freude genossen, die erste süsse Frucht eines jungen Baums zu schmecken, dessen sie, da er noch ein zartes Bäumchen war, selbst gepflegt und gewartet hatten? Wäre dies, so könnten sie sich ungefähr ein Hunderttheilchen der rührenden Freude denken, welche Eltern und Erzieher empfinden, wenn sie diejenigen wiedersehn, die sie zur Tugend und Glükseligkeit zu bilden suchten, und nun in der Ueberzeugung, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen sey, die ersten Früchte ihrer zärtlichen Sorgfalt geniessen.

An eben diesem Tage hatte ich noch einen zweiten nicht minder rührenden Auftritt. Ein würdiger Erzieher führte mir die hinterlassene Familie des Obersten von W** zu, den ich, da ich noch Prediger in Potsdam war, als einen sehr braven Mann kannte, und unter meine Freunde zählen durfte. Der älteste von seinen verwaiseten Kindern, denen er nichts als die Ehre der Rechtschaffenheit und ein

gutes

gutes Beispiel zur Nachahmung hinterlassen konnte, war jezt ein Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hörte von ihnen folgende traurige Begebenheiten, die diesen unglüklichen Kindern vor ungefähr einem Jahre begegnet war.

Ihre zärtliche und sehr edle Mutter pflegte nach dem Tode des geliebten Gatten, je zuweilen einen Gang nach dem Grabe desselben zu machen, und ihre vier Kinder mit sich dahin zu führen. Die beiden Jüngsten hiengen ihr dann an den Armen, und die beiden Aeltesten giengen voraus. So war sie auch jezt aus der Stadt gegangen, und näherte sich dem Kirchhofe. Schon sahe man das Grab; sie zeigte es mit nassen Augen den Kleinsten ihrer Kinder von fern, und in demselben Augenblicke stürzt sie, vom Schlage gerührt, todt zur Erde. Die Kinder fallen weinend und schreiend über sie her, versuchen sie aufzuheben, legen sich ihr auf den Mund, um ihr Luft einzublasen, aber umsonst! Einer von ihnen läuft nach der Stadt, trift einen Wundarzt auf der Straße und muß ihn fast mit Gewalt mit sich fortziehn, weil der phlegmatische Mensch nicht von der Stelle zu bringen ist; kommt endlich mit ihm an, die Kinder bitten, flehen, daß er ihr geschwind, geschwind eine Ader schlagen möchte: allein der Unwissende behauptet, es sey weiter nichts als eine Ohnmacht, und will nicht Aderlassen. Endlich zieht der Aelteste, ein eben so gesezter und verständiger als schwächlicher Jüngling, ein Federmesser aus der Tasche, um seiner Mutter selbst eine Ader aufzureißen. Diese edle Entschlos-

senheit

senheit des Kindes bewegt denn endlich den trägen Wundarzt, sein Amt, wiewohl mit großer Langsamkeit, selbst zu verrichten. Das Blut fließt, aber der Körper bleibt entseelt. Die armen, nun völlig verwaiseten Kinder müssen ohne Mutter zurükkehren. —

Ich bin versichert, daß meine jungen Leser mir für die Mittheilung dieser kleinen Geschichte danken werden. Ich erzähle sie aber nicht, um eine müßige Rührung bei ihnen hervorzubringen, sondern um ihnen die vernünftige Entschlossenheit des ältesten dieser unglüklichen Kinder zur Nachahmung auf ähnliche Fälle zu empfehlen.

Am folgenden Tage fuhr ich in Begleitung einiger Freunde, und zwar mit Extrapost nach dem landgräflichen Schlosse **Weissenstein**, welches ungefähr eine halbe Stunde von Cassel auf einer felsigten Anhöhe am Fuße des sogenannten **Winterkasten** liegt. Warum mit Extrapost? — Weil man nicht blos aus Cassel heraus, sondern auch in Cassel selbst, dafern man keine eigene Equipage hat, nicht anders als auf diese Weise fahren darf. Hier fährt man sogar Visite mit Extrapost; und eine Folge davon ist, daß man hier besser thut, sich seines angebornen Fuhrwerks, der Füße, zu bedienen, es sey denn, daß man das Zipperlein oder einen großen Vorrath überflüßigen Geldes habe. Bei mir war nun weder das eine noch das andere der Fall; und ich würde daher auch nicht gefahren seyn, wenn ich die hiesige Einrichtung des Fuhrwesens nicht erst da erfahren

hätte,

hätte, als der bestellte Wagen bereits vor dem Hause hielt.

Der Weg von der Stadt bis nach dem Schlosse Weissenstein ist eine schnurgrade, auf beiden Seiten mit Bäumen besezte Kunststrasse, an welcher von Jahr zu Jahr immer mehr neue Häuser entstehen, wodurch Stadt und Schloß in kurzem mit einander verbunden werden. Das Schloß selbst fällt nicht sonderlich ins Auge: aber der vortreffliche englische Garten, welcher hinter demselben anhebt, schon jezt einen großen Theil des breiten und hohen Berges bedekt und immer weiter ausgedehnt wird, ist um so viel sehenswürdiger. Ich zweifle, daß man etwas Schöneres, Prachtvolleres und Kühneres von dieser Art in Deutschland sehen könne.

Fast alle Theile dieses Gartenberges stellen irgend etwas aus dem fabelhaften Reiche der Schatten oder aus der alten Feenwelt, hie und da auch aus der wirklichen Geschichte vor; eine Vermischung des Wahren und des Fabelhaften, welche den Regeln des guten Geschmaks nicht sehr gemäß zu seyn scheint. Da sieht man die sogenannten Höllenflüsse Styx, Cocytus und Acheron, die Insel der Calypso, die meine jungen Leser aus ihrem Telemach kennen werden, den Pallast und Garten der Circe, einer Hexe, welche die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelte, die elysäischen Felder, die Höhle der Sybille, einer andern Hexe, welche weissagen konnte, die alten Philosophen Demokritus, welcher über die Thorheiten der Menschen lacht, Heraklytus, welcher darüber weint, den

Ana-

Anaxagoras und Pythagoras, deren jeder in einer besondern Parthie des Gartens in einem ihm angemessenen Häuschen und in einer täuschenden Figur in Lebensgrösse dargestellt worden ist; ferner den Diogenes in seinem Fasse und den Sokrates in seinem Gefängnisse, wo er über die Unsterblichkeit der Seele nachdenkt. Wiederum sieht man neben einem Bassin die Grotte des Neptuns und seiner Begleiter; weiter hin die Höllengrotte, welche vielleicht das sehenswürdigste vor allen ist. Von dieser muß ich daher wohl erst eine kurze Beschreibung machen.

Diese Grotte ist gleichfalls neben einem Springbrunnen und einem Wasserbehälter angelegt. Ausserhalb derselben erblikt man die Furien und ähnliche mythologische Fratzen fürchterlich schön in Stein gehauen. Die Fenster und Fensterthüren der Grotte bestehen aus gelben Glase, wodurch das Tageslicht auf eine so sonderbare Weise fällt, daß man beim Eintritte in die Grotte nicht umhin kann, zu glauben, daß sie durch Flammen erhellt werde. Die Täuschung ist so stark, daß man sich wirklich nach dem Orte des Flammenfeuers umsieht. Das Inwendige der Grotte ist mit lauter schöngearbeiteten Figuren und Gruppen aus weißem Marmor geziert, welche irgend eine mythologische Person oder Geschichte aus dem Höllenreiche vorstellen. Gleich beim Eingange strekt einem der Höllenhund Cerberus drei gräuliche Rachen entgegen und gegen ihm über steht mit aufgehobener Keule Herkules, um ihm, wie es scheint, die drei Köpfe einzuschlagen.

In

In der Mitte sitzen auf einem erhabenen Throne der Höllengott Pluto und seine Gemahlin Proserpine; neben ihnen halten die drei Höllenrichter Minos, Radamantus und Aeakus, Gericht über die abgeschiedenen Geister, und weiter hin erblikt man die Parcen, welche das menschliche Leben spinnen. Die eine zieht den Faden aus, die andere läßt ihn fortlaufen, und die dritte, mit einer Scheere bewaffnet, schneidet ihn ab. Weg ist alsdann der Mensch!

An einer andern Stelle sieht man den Orpheus, der die Erlaubniß erhalten hat, seine Frau Euridice wieder ins Leben zurükzuführen, doch nur unter der Bedingung, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen soll, bis er das Reich der Schatten verlassen und das Licht der Oberwelt wieder erreicht haben wird. Aber ach! der unglükliche Gatte kann dem Verlangen, sein liebes Weib schon jezt zu sehn, nicht länger Widerstand thun; er sieht sich um und — Euridice ist verschwunden!

Wiederum ist zu schauen Tantalus, der bis an den Hals im Flusse steht und gleichwohl, weil er sich nicht bücken kann, von brennendem Durste unaufhörlich gequält wird; Sysiphus, der einen großen Stein einen steilen Berg hinauf wälzen muß, aber nie damit zu Stande kommt, weil ihm derselbe, so oft er beinahe den Gipfel des Berges erreicht hat, jedesmal wieder aus den Händen schlüpft und bergunter rollt; endlich Jrion, der auf ein Rad gebunden ist, welches, ohne still zu stehen, unaufhörlich herum gedrehet wird. Ein bei diesen Gequälten

quälten hingestellter Satyr lacht, als wenn er bersten wollte, und man kann ihn nicht ansehn, ohne mitzulachen.

Die schönste Gruppe, die man, meinem unmaßgeblichen Urtheile nach, in dieser Grotte sieht, stellt die ewige Höllenarbeit der neun und vierzig Töchter des Danaus vor, welche, wenn wir der Fabel glauben wollen, ihre neun und vierzig Gatten alle in der ersten Nacht ermordeten, und dafür von den Höllenrichtern zu der endlosen Arbeit verurtheilt wurden, ein durchlöchertes Faß mit Wasser anzufüllen. Danaus hatte zwar der Töchter funfzig; aber eine derselben war menschlicher gewesen, als ihre grausamen Schwestern, hatte des Lebens ihres jungen Gatten geschont, und hatte daher auch an der Strafe der Schwestern keinen Theil. Der Ausdruk des Gesichts, mit welchem die eine Wasser schöpft, die andere den Krug emporhebt und eine dritte verzweiflungsvoll in das leere Faß hinabblikt, schien mir meisterhaft zu seyn. Daß übrigens nicht die neun und vierzig Danaiden alle, sondern nur einige derselben hier zu sehen sind, versteht sich, denke ich, wohl von selbst.

Genug von dieser abscheulich schönen Grotte!

Indem man so von einer Sehenswürdigkeit zur andern fortschreitet, hat man nach und nach eine solche Höhe erstiegen, daß man beinahe den Gipfel des Berges schon erreicht zu haben glaubt. Aber wehe dem, dessen Kräfte nun schon erschöpft sind, und der gleichwohl das Sehenswürdigste von allem, den berühmten Wasserfall und dann das Felsenge-

bäude auf dem Gipfel des Berges bis in die kolossalische Figur des Herkules hinauf noch in Augenschein zu nehmen wünscht! Denn von hier bis dahin muß er sich gefallen lassen, nicht weniger als achthundert zwei und neunzig Stufen auf einer breiten Treppe aus Fels gehauen zu ersteigen. Man denke, was das sagen wolle, da ein Thurm von zweihundert Stufen schon unter die ansehnlichen gehört!

Meine Freunde und ich waren indeß entschlossen, nicht von dannen zu gehn, bevor wir nicht auch dieses Abentheuer bestanden hätten. Wir fiengen also muthig an zu steigen; aber ohngeachtet wir von Zeit zu Zeit Halt machten, um wieder zu Athem zu kommen: so fehlte doch nicht viel, daß ich, um meiner Brust zu schonen, auf das Vergnügen, den Gipfel zu erreichen, hätte Verzicht thun müssen. Ich erreichte ihn indeß glüklich; aber nun entstand eine neue Verlegenheit. Das Ersteigen einer so fürchterlich hohen Treppe hatte so manchen Schweißtropfen gekostet, und die auf dem Gipfel des Berges herrschende Luft war so kalt und rauh, daß man, nach einer solchen Erhitzung, besorgen mußte, sich hier auf eine gefährliche Weise zu erkälten. Eine Tasse Thee oder Kaffee würde uns hier gar treflich zu statten gekommen seyn; aber woher diese so nahe unter den Wolken? Ich sahe indeß in einiger Entfernung ein Paar zerstreute Hütten stehn und lief dahin. In der ersten fand ich ein altes Mütterchen, welches mich auf die bittende Anfrage: ob sie mir nicht irgend ein Getränk zur Erwärmung zu machen im Stande wäre? ziemlich schnöde gehen hieß.

In

In der andern wollte es mir anfangs eben so wenig glücken: aber durch anhaltendes Bitten erlangte ich doch am Ende die Gunst, daß man mir ein Töpfchen voll gewärmte Milch überließ. Ich lief hierauf erquikt zurük nach dem erstaunlichen Felsengebäude des sogenannten **Winterkastens.**

Der Anblik dieser mit seltener Kühnheit aufgeführten Felsenmasse hat etwas Demüthigendes und Erhebendes zugleich. Man fühlt sich nemlich, indem man so daneben steht, oder unter die hohen Schwibbögen und Gewölbe von ungeheuern Quaderstucken tritt, dem Körper nach zu der Kleinheit eines Insekts zusammengeschrumpft; und wenn man hierauf erwägt, daß **Menschen** es waren, die diese Felsen zusammenwälzten, sie so kunstmäßig auf einander thürmten und dadurch ein Gebäude errichteten, welches der Ewigkeit zu trotzen scheint: so kann man nicht umhin, sich in dem Gedanken, selbst Mensch zu seyn, wiederum recht groß zu fühlen.

Das ganze hohe Gebäude ist, wie gesagt, aus lauter großen Felsenstücken zusammengesezt. Der Gipfel desselben ziert die ungeheure kupferne Bildsäule des Herkules, von deren Größe meine jungen Leser sich ungefähr einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß in der Keule desselben, welche nicht dicker als seine Schenkel ist, vier bis fünf stehende Menschen Plaz haben. Und doch erscheint dieser Koloß, von der Spitze des Berges gesehn, in gewöhnlicher Menschengröße, und am Fuß des Berges nicht viel größer, als eine Mario-

nettenpuppe. Ueberhaupt verliert das Ganze viel, wenn man es aus der Ebene ansieht, weil es alsdann von beiden Seiten des sehr breiten Berges, worauf es steht, zu sehr verkleinert wird. Wäre dieser Berg ein sogenannter Pico oder Spizberg, so würde das Riesengebäude auf seinem Scheitel zehnmal größer erscheinen.

Jezt wollte man den Wasserfall und die damit verbundenen vielen Wasserkünste spielen lassen; wir fiengen daher wieder an, den Berg hinabzugehn. Da gab es nun abermals bei jedem Absatze viel mehr zu sehen und zu hören, als ich, wenn ich nicht gar zu weitläuftig werden will, beschreiben darf. Hier strömte Wasser aus der Urne eines so genannten Wassergottes herab; dort spie ein ungeheurer Riesenkopf einen ganzen Strom in die Luft; hier und dort und da durchkreuzten sich hundert kleine Vexierfontainen und benezten die Zuschauer, die nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, um davor gesichert zu seyn. Innerhalb eines Felsen, aus welchem Wasser strömt, hört man ein Orgelspiel, und weiter unten blasen zwei Tritonen von Wassergöttern auf ihren Hörnern auf eine so starke Weise, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Der Wasserfall selbst hat, wenn ich anders recht gezählt habe, fünf und zwanzig Absätze! aber grade diese Vielheit der auf einander folgenden Fälle, verursacht, daß sowohl jeder insbesondere, als auch das Ganze keine große Wirkung auf den Zuschauer macht. Steht man unten am Ende aller dieser Absätze, so scheint einem das Ganze ein einziger den Berg

herab-

Herabschießender Bach zu seyn. Hat man besonders schon vorher einen oder den andern merkwürdigen Wasserfall, etwa den Rheinfall bei Schafhausen, in der Natur gesehn: so kann man in diesem unmöglich etwas Großes finden, bei dem man lange verweilen möchte.

In dem lezten Bassin am Fuß des Berges erhebt sich ein Springbrunnen zu einer Höhe, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Nicht etwan ein dünner Wasserstrahl, wie bei den gewöhnlichen Fontainen, sondern eine ganze dicke Wassersäule steigt nicht weniger, als hundert und achtzig Fuß hoch, und macht vom Winde bewegt und von der Sonne beschienen, eine unbeschreiblich schöne Wirkung.

Und dies mag denn auch genug seyn von den unzählbaren hiesigen Sehenswürdigkeiten, die ich meinen Lesern nicht stükweise beschreiben, sondern von denen ich ihnen nur eins und das andere zur Probe erzählen wollte. Man fährt noch immer fort, dieselben zu vermehren. Wir sahen z. B., eine Menge Menschen mit dem Ausgraben eines großen Raums beschäftiget, in welchem ein See angelegt werden soll. Nahe dabei ist erst neuerdings eine arkadisch schöne Meierei fertig geworden, bei welcher Ostfriesische und Schweizer Kühe, so wunderschön von Gestalt und Farbe, als ich sie noch nie gesehen hatte, und eine ganze Heerde amerikanischer Schaafe weideten — ein trauriger Anblik für die vielen Wittwen und Waisen, deren Gatten und Väter in eben dem Lande erschlagen wurden, aus welchem Hessen diese Schaafe zum Ersaz erhielt!

Was mein Vergnügen bei der Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten ausnehmend schwächte, war der Anblik zerlumpter Bettler, welche an diesem prachtvollen Orte und also nahe unter den Augen des Durchlauchtigsten Bewohners dieser paradiesischen Gegend herumgiengen und um Almosen fleheten. Warum war denn bei den Lebzeiten dieses Herrn unter denen, die er seiner Vertraulichkeit würdigte, keiner, der das Herz hatte, ihm den Rath zu geben, sich durch Vermächtnisse zu guten Armenanstalten ein Denkmal zu stiften, rührender und dauernder als das, was die Schmeichelei ihm auf dem Friedrichsplatze errichtet hat?

Vor einigen Jahren soll es in dieser Betrachtung noch viel ärger hier gewesen seyn. Damals liefen, wie man mir erzählt hat, die Bettler, besonders die Kinder derselben schaarenweise hinter jedem wohlgekleideten Menschen her, der sich auf der Straße blicken ließ. Da erbarmte sich — nicht der Staat — sondern eine wohlthätige Gesellschaft bloßer Privatpersonen dieser öffentlichen Noth, und machte einen Plan zu einem Arbeitshause für diejenigen Kinder, welche bisher von Almosen leben mußten, um dieselben sowohl zu versorgen, als auch zu einem arbeitsamen und gemeinnützigen Leben zu erziehn. Der Herr Professor Casperson stand an der Spitze dieser Edeln. Jeder derselben erbot sich zu einem seinen Umständen angemessenen Beitrage; und der ganze Entwurf wurde dem hochseligen Landgrafen mit der Bitte um seinen Beitritt vorgelegt. Dieser schenkte der Unternehmung — seinen Beifall, und

zugleich

zugleich ein zu diesem Behufe nicht sehr bequemes altes Bürgerhaus, welches er dazu kaufen ließ.

Ich besahe diese Anstalt, freute mich über die darinn bemerkte Ordnung und Reinlichkeit, und bewunderte den Fleiß der Kinder, deren einige Baumwolle spannen, andere Band webten. Die Zahl derselben ist schon sehr ansehnlich.

Eine zweite gemeinnützige Anstalt, die ich gleichfalls besuchte, ist das hiesige Schulmeisterseminarium, eine Pflanzschule künftiger Landlehrer, die zu ihrem künftigen Berufe zwekmäßig vorbereitet werden. Aber leider! beruhet auch dieses nüzliche Institut größtentheils auf dem gutwilligen Eifer eines einzigen braven Mannes, des an der hiesigen Stadtschule stehenden Kantors Georgi *), der, wenn ich mich des Gehörten recht erinnere, für alle Mühe der Aufsicht und des Unterrichts, die er dieser Anstalt, außer seinen eigentlichen Berufsgeschäften, widmen muß, nicht mehr als fünfzig Thaler einzunehmen hat. Ueberhaupt flossen zu der Zeit, da ich hier war, aus der fürstlichen Kasse dieser Pflanzschule, jährlich nicht mehr als 150 Thaler zu, — eine ärmliche Summe für einen so gemeinnützigen Zwek! Die künftigen Dorflehrer werden hier im Schreiben, Rechnen, Singen, auf der Violine, vor-

*) Hätte der Herr Professor **Cramer** in Kiel diesen wackern Mann gekannt, oder den Eifer gesehn, mit welchem er sich die Bildung der jungen Landschullehrer angelegen seyn läßt: so würde er, vermuthe ich, die ihm zugesandte Verunglimpfung desselben seinem musikalischen Magazine nicht einverleibt haben.

vornemlich aber auf dem Klaviere unterrichtet, um einst die Orgel schlagen zu können. Auch lernen sie etwas Erdbeschreibung und Geschichte; und um die Kunst zu unterweisen, theils von andern abzusehn, theils durch Uebung sich zu eigen zu machen, müssen sie sowohl einigen Lehrstunden in der öffentlichen Schule beiwohnen, als auch in dem vorher beschriebenen Arbeitshause für Kinder selbst Unterricht geben. —

Folgende kleine Begebenheit, die sich während meines hiesigen Aufenthalts zutrug, erzähle ich meinen jungen Lesern, weil sie daraus lernen können, wie vorsichtig man an fremden Orten mit solchen Personen umgehn müsse, von deren Rechtschaffenheit man noch keine überzeugende Beweise hat.

Es war kurz vor der hiesigen Messe. Unter den Fremden, welche sich dazu einstellten, befanden sich auch zwei Herren, der eine ein Deutscher, der andere ein Franzose, wovon der erstere sich für einen Grafen, der andere, ich weis nicht wofür, ausgab. Beide hatten sich in eben den Gasthof einquartirt, worinn ich selbst abgetreten war; allein, da der Wirth in den Reden und in dem Betragen dieser Leute etwas ihm Verdächtiges zu bemerken glaubte, so benachrichtigte er die Policei hievon und bat, daß man sie anhalten möchte, entweder ihren wahren Stand und ihr Gewerbe anzugeben, oder sein Haus zu verlassen. Dies geschahe; und die beiden Abentheuer fanden für gut, das Lezte zu wählen.

Unter dem Vorwande, mit der nächsten Post weiter reisen zu wollen, schlagen sie ihre einstweilige

Woh-

Wohnung nunmehr in dem Posthause auf, wo zu eben der Zeit auch ein Juwelenhändler aus Paris abgetreten war. Mit diesem suchen sie Bekanntschaft zu machen, und der gutmüthige und leichtgläubige Mann, der nichts Böses ahndet, kommt ihrem Verlangen auf halbem Wege entgegen. Es wird Abend, und der eine von den beiden neuen Freunden weis ihn zu bereden, daß er mit ihm in die Komödie geht: aber wie groß ist das Entsetzen des armen Mannes, da er bei seiner Zurükkunft seinen Koffer erbrochen, und statt seiner Juwelen und seines Geldes einen leeren Raum findet!

Man durchsucht das Haus; der eine Fremde wird vermißt; man schöpft Argwohn, bittet die Polizei um Hülfe, und noch in der nemlichen Nacht werden mehrere Leute zu Pferde aus allen Thoren ausgesandt, um dem Entronnenen nachzusetzen. Einige von ihnen kommen ihm denn auch bald auf die Spur. Zum Glük hatte der Gauner nicht reiten gelernt; er mußte sich also fahren lassen, welches ihn nöthigte, auf der Straße zu bleiben, und wodurch es den nachsetzenden Reutern leicht gemacht wurde, ihn einzuholen. Dieses geschahe ohngefähr achtzehn Meilen von hier an einem Orte in Franken, wo man ihn zur Nachtzeit entkleidet im Bette fand. Bei seiner Gefangennehmung wollte er sich zur Wehre setzen; allein er ward übermannt, und in Banden gelegt. Indeß fand man bei angestellter Durchsuchung seiner Kleider von den gestolnen Juwelen nichts; allein nach einigen Verhören wurde er endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er sie

irgendwo in die Erde gescharrt habe. Man führte ihn hierauf nach dem angegebenen Orte hin, und es fand sich, wie er ausgesagt hatte.

Dasmal bekam also der Kaufmann seine Kleinodien wieder. Sicher wird er künftig vorsichtiger seyn; und besonders an fremden Orten, ganz besonders an solchen, wo Jahrmärkte und Messen gehalten werden, künftig die weise Vorschrift befolgen:

Traue — schaue wem.

Und eben diese nöthige Vorsicht empfehle ich auch meinen jungen Lesern bestens.

Noch verdient von Cassel, bevor wir weiter reisen, Folgendes angemerkt zu werden. —

Dieser Ort verdankt seinen blühenden Zustand größtentheils dem unvernünftigen Verfolgungsgeiste, welcher unter **Ludwigs** XIV. Regierung in Frankreich herrschte. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel schon, wie viel tausend **Hugenotten**, d. i. reformirte Christen, damals aus ihrem Vaterlande unbarmherzig verjagt wurden. Von diesen wandten sich viele nach Cassel, wurden hier, wie in andern deutschen und preußischen Städten, liebreich und mit Freuden aufgenommen; und ihrer fleißigen Geschiklichkeit verdankt man nun die vielen Künste und Manufakturen, welche seitdem in diesen Städten empor gekommen sind. Cassel ist besonders reich daran. Man verfertigt hier goldene und silberne Tressen, eine Art von Porcellan, aus dem sehr geschmakvolle Urnen und andere Gefässe gemacht werden, sehr feine Hüte, allerlei wollene und seidene

Waaren,

Waaren, Spiegel u. s. w. Die Bevölkerung dieser Stadt wird von Büsching auf 21000, von einem neuern Reisenden *) hingegen gar auf 32000 Seelen geschäzt, welches aber zuverläßig übertrieben ist.

Uebrigens glaubt ein Fremder, beim Anblik des hiesigen Militärs, in Potsdam zu seyn. Denn auch hier wimmeln die schönen Straßen, wie dort, von Soldaten; und die landgräfliche Garde trägt beinahe die nämliche Uniform, wie die des großen Friedrichs. Auch die übrigen Truppen sind ganz auf preußischen Fuß gekleidet und geübt. Für Deutschland überhaupt mag diese kriegerische Verfassung verschiedener kleiner Theile desselben zuweilen ihren großen Nutzen gehabt haben: aber wie diese kleinen Länder selbst sich dabei befinden — das werden wir in dem folgenden Kapitel sehn.

9.

Reise von Cassel über Marburg und Giessen nach Frankfurt am Mayn.

Ich bediente mich zu meiner fernern Reise der Diligence, das heißt hier, wie im ganzen Reiche, der ordinären Post. Allein die Postwägen, denen dieser Name beigelegt wird, sind von denen, die man in Ober- und Niedersachsen kennt, eben so verschieden, als die Kunststrassen, auf denen man hier fährt, sich von den meisten Postwägen in den beiden

*) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

beiden sächsischen Kreisen unterscheiden. Sie sind nicht bloß bedekt, sondern auch gepolstert, und gewähren, ohngeachtet sie für acht bis zehn Personen eingerichtet sind, doch hinreichende Bequemlichkeit für jeden. Alles Gepäk liegt ausserhalb des Wagens in zweien, vorn und hinten angebrachten sehr geräumigen Körben, und wird durch ein darüber gespanntes Leder vor der Nässe geschüzt.

Hessen ist ein sehr bergigtes Land; aber die Thäler und kleinen Ebenen zwischen den Bergen haben einen guten fruchtbaren Grund, dem zur Ernährung des Landmanns weiter nichts, als fleißige Hände und eine geschiktere Bearbeitung zu fehlen scheint. Und hier zeigt sich zuvörderst das Nachtheilige, welches die kriegerische Verfassung dieses Landes für vorzüglichste Quelle des öffentlichen Wohlstandes, den Ackerbau, mit sich führt, auf eine in die Augen fallende Weise. Denn da die meisten kraftvollen Hände des Mannsvolks die Waffen tragen müssen: so fällt, auch in Friedenszeiten, ein Theil der schweren Feldarbeit, schwachen Greisen, Weibern und Knaben zu. Diese können nicht mehr Kräfte daran setzen, als sie besitzen; und eine Folge davon ist, daß der Acker schwach und nachläßig bearbeitet wird, mithin auch weniger trägt, als er tragen könnte.

Von der in Holstein, und besonders in Mekelenburg so weit getriebenen Verbesserung der Landwirthschaft, sieht man hier nicht viel. Nicht einmal den großen Nutzen der Abzugsgräben, wodurch man in den genannten Ländern die Saaten vor Ertränkungen schüzt, scheint man hier zu kennen; oder

wenn

wenn man ihn auch kennt, so fehlt es doch an Hän-den, um solche Gräben aufzuwerfen. An irgend eine Art von Befriedigung derjenigen Aecker, welche an die Landstrasse stossen, wird hier eben so wenig gedacht. Sie liegen größtentheils offen da, und ich bemerkte häufig, daß mehrere Quadratruthen der schönsten Saaten abgefressen, oder zertreten waren. Viele Aecker sind mit rothem und weissen Kohle, aber so ungeschikt bepflanzt, daß die meisten Köpfe nicht viel grösser, als ein Paar an einander gehaltene geballte Fäuste werden können. Denn, statt die Pflanzen in derjenigen Weite, welche die Natur des Kohls erfordert, auseinander zu setzen, pflanzt man sie hier durchgängig so nahe an einander, daß die eine der andern die Nahrung stehlen muß, und keinen Raum behält, sich gehörig auszudehnen.

Auffallend ist die große Armuth des hiesigen Landvolks, und diese Bemerkung wird noch auffallender, wenn man die Spuren des Wohlstandes sieht, dessen diese Leute ehemals sich erfreuen durften. Dergleichen Spuren fand ich besonders in der Bauart der hiesigen Landhäuser, und in den vielen Zierrathen, womit man dieselben überflüßiger Weise auszuputzen suchte. Diese Häuser sind nemlich nicht blos durchgängig zwei Stokwerke hoch, und mit Kalk beworfen: sondern man hat auch selten ermangelt, den weissen Wänden allerlei Figuren einzugraben, und wo nicht mehrere, doch wenigstens Ein Fachwerk mit spaßhaften Reimereien zu bemalen, denen man es deutlich genug ansieht, daß sie in den Köpfen der Bauern selbst entstanden seyn müssen. Hier

sind

sind ein Paar dergleichen Strophen zur Probe, deren erste zugleich etwas von den Eigenthümlichkeiten der hiesigen Landessprache hören läßt:

Wer da will bauen,
Der muß den Peutel (Beutel) anschauen;
Hat er nit Batzen,
Werd er (wird er) von vorn und von hinten sich kratzen.

Die zweite:

Brod ohne Kümmel,
Korn ohne Blumen,
Spiegel ohne Glas:
Sagt, ihr Herren, was ist das?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesen und ähnlichen Verzierungen der Landhäuser, einen Beweis von dem ehemaligen Wohlstande der hiesigen Bauern finde. Leute, welche gegen den Mangel zu kämpfen haben, und für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens ängstlich sorgen müssen, haben ordentlicher Weise weder Zeit noch Lust, auf überflüßige Zierathen zu denken, und sind zum Spaßmachen wenig aufgelegt. Wo also Hang zum Verschönern und zum Witzeln wahrgenommen wird: da pflegt in der Regel auch Wohlstand und Ueberfluß zu herrschen.

Und wo mag denn dieser Wohlstand der heßischen Landleute nun geblieben seyn? So viel ich selbst darüber beobachten und durch Erkundigungen erfahren konnte, liegt die Schuld vorzüglich in drei Dingen,

Dingen, und diese sind: Krieg, Kaffee, und Mangel an Mannsvolk. Der lezte siebenjährige Krieg, dessen blutiger Schauplaz oft in Hessen war, hat diesem Lande mehrmalige große Verheerungen zugezogen; der überhand nehmende starke Gebrauch des entnervenden Kaffeegetränkt hat den Beutel und die Kräfte der Leute angegriffen, und den Trieb zur Arbeitsamkeit in ihnen geschwächt; und die vielen Tausende blühender Jünglinge und rüstiger Männer, welche theils jener langwierige Krieg dahingeraft, theils Amerika verschlungen, theils der militärische Dienst im Lande dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen hat, haben in den Dörfern einen Mangel an kraftvollen Mannsleuten zurükgelassen, den Weiberhände und Kinderarme nicht zu ersezen vermochten. Es steht indeß zu hoffen, daß diese erschöpfte Nation unter einer milden und weisen Regierung, und im Genuß eines ununterbrochenen vieljährigen Friedens sich nach und nach erholen, und von neuem wieder zu Kräften kommen werde; ein Glük, welches der durchreisende Weltbürger ihr von Herzen wünscht.

Auf dem Wege von Cassel nach Marburg kommt man bei einem landgräflichen Lustschlosse Wabern genannt, vorbei, welches zum Behuf der Reiherbeitze angelegt worden ist. Es giebt nemlich in dieser Gegend eine große Menge Reiher, eine meinen jungen Lesern gewiß bekannte Vogelart von ansehnlicher Größe, die man durch andere, viel kleinere Vögel, durch Falken nemlich, fangen läßt. Leztere hat man so abzurichten gewußt, daß sie sich von der

Hand

Hand des Jägers in die Luft erheben, um eines Reihers ansichtig zu werden, alsdann wir der Bliz auf ihn herabschießen, und sich mit ihren Krallen so fest an ihn klammern, daß er weder entfliehen, noch sich von ihnen losmachen kann. Auf die Abrichtung und Unterhaltung dieser Falken wird viel Geld verwandt. Mir fiel hierbei der Gedanke ein, ob in unsern erfindungsreichen Zeiten sich nicht irgend ein Mittel ausfindig machen liesse, das ansehnliche Heer der Bettler, wovon die meisten Länder wimmeln, dergestalt abzurichten, daß sie, etwa wie Falken oder Jagdhunde, die großen Herren in denjenigen Stunden, in welchen sie von ihren großen Sorgen und Arbeiten ausruhen wollen, amüsiren könnten, weil dieses unstreitig das sicherste Mittel zu ihrer Versorgung seyn würde; oder ob nicht umgekehrt die großen Herrn selbst so abgerichtet werden könnten, daß sie am Wohlthun, an der Beglückung ihrer Nebenmenschen und besonders ihrer Unterthanen, eben so viel Vergnügen fänden, als ihnen jezt ihre Falken, Windspiele, Papagaien und Affen gewähren? Ich überlasse die Auflösung dieses Problems dem künftigen Nachsinnen derjenigen unter meinen jungen Lesern, welche Lust und Trieb in sich fühlen, sich ein recht großes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, und — fahre in meiner Erzählung fort.

Der nächste namhafte Ort, den man sieben Meilen jenseits Cassel berührt, ist die hessische Stadt **Marburg.** Diese Stadt hängt — gar artig anzusehen — an der Seite eines Berges, welcher

nach

nach oben zu so steil wird, daß die aufwärtslaufenden Straſſen zu bloßen Treppen werden, welche nicht befahren werden können. Den Gipfel des Berges ziert ein altes, ehemals befestigtes Schloß, und sein Fuß wird von der vorbeifließenden Lähn gewaschen. Die ganze kleine Gegend ist, wie die zu Münden, von Bergen eingeschlossen und überaus romantisch. Kommt man vollends, wie dies der Fall auf meiner Rükreise war, hier zur Nachtzeit an: so machen die erleuchteten Fenster der Häuser, von untenauf gesehen, eine sonderbare Wirkung. Es scheinen nämlich alsdann, weil man den Berg und die Stadt nicht zugleich mit sehen kann, die vielen Lichter, welche man erblikt, in der Luft zu schweben, welches einige Augenblicke lang eine angenehme Täuschung verursacht.

Marburg ist eine Universität. Auch wenn ich dieses vorher nicht gewußt hätte, so würde der erste, der mir bei meiner Einfahrt in diese Stadt begegnete, mich wenigstens die Vermuthung gebracht haben. Es war ein Student zu Pferde, der seine Parforcepeitsche um nichts und wieder nichts unaufhörlich knallen ließ, um die Leute an die Fenster zu locken, damit sie ihn reiten sähen. Sein Gesicht, welches mit einer ungeheuern fingerbreiten Schmarre von oben bis unten gezeichnet war, kündigte einen von jenen akademischen Donquischotten an, welche auf heroische Abentheuer ausgehn, und nicht in der Absicht zu lernen und sich auszubilden, sondern in der sich zu raufen und herum zu balgen da zu seyn glauben. Arme ver-

blendete Jünglinge! Wie werdet ihr einst, aber vergebens wünschen, die edle Zeit und die kostbare Gesundheit, die ihr jezt so liederlich verschwendet, für einen Theil eures Lebens zurükkaufen zu können!

Die Ursache der vielen Katzebalgereyen, welche hier, wie auf den meisten andern Universitäten, im Schwange gehn, liegt auch hier, wie anderwärts, theils darinn, daß die Studenten, nach einem alten sehr schädlichen Herkommen, nicht der ordentlichen Obrigkeit des Orts, sondern einem eigenen Gerichte unterworfen sind, welches die Professoren ausmachen, theils in der Gelindigkeit, womit die Raufereyen der Studenten von diesen ihren akademischen Richtern bestraft zu werden pflegen. Diesen akademischen Richtern liegt nemlich viel daran, daß die Zahl der Studenten nicht vermindert werde; auch liegt einem jeden von ihnen insbesondere viel daran, sich einen Anhang unter den Studenten zu machen, weil ihr Brod und ihr Ansehen davon abhängen: was Wunder, daß Verbrechen, welche man in jeder andern bürgerlichen Gesellschaft, mit Festungsbau, Landesverweisung oder mit dem Schwerdte bestraft, hier gemeiniglich nur mit einer gar nicht beschwerlichen kurzen Gefangenschaft und mit einer Geldstrafe geahndet werden, welche nicht den jungen Verbrecher, sondern seine schuldlosen Eltern drükt? Wie lange wird es noch währen, daß unsere Fürsten diese höchstschädliche Einrichtung ihrer Universitäten und das viele Unheil, welches

welches daraus entspringt, mit gleichgültigen Augen ansehn?

Reisende, welche gern etwas Glänzendes sehn, pflegen nicht zu verabsäumen, in einer der hiesigen Kirchen das Grabmal der heiligen Elisabeth anzustaunen, welches aus geschlagenem und vergoldetem Silber bestehen und mit Perlen und Edelgesteinen besezt seyn soll. Ich habe es nicht gesehn.

Der Zwek meiner Reise erlaubte mir überhaupt nicht, mich hier zu verweilen. Ich reisete daher mit der nämlichen Diligence, mit welcher ich gekommen war, nach einer Stunde weiter und kam noch an eben dem Tage, wiewohl etwas spät, zu Gießen an. Auch hier gedachte ich mich nicht aufzuhalten, sondern erst in Frankfurt auszuruhen. Aber es geschahe anders.

Ich fand nämlich in dem Posthause, wo ich abtrat, eine ziemlich zahlreiche und vergnügte Gesellschaft vor, die indeß anfangs eben so wenig von mir, als ich von ihr, Notiz zu nehmen schien. Jeder blieb für sich; jene bei ihrem Glase Wein, ich und meine Reisegesellschaft bei unserm Abendbrod. Unterdeß mochte man, ich weiß nicht wie, meinen Namen erfahren haben; und nun war ich auf einmal mitten unter liebenden Freunden, die mich, da ich mich wieder nach der Diligence verfügen wollte, plözlich umringten, mit liebreicher Gewalt zurükhielten und, noch ehe ich eingewilligt hatte, meinen Koffer herunternehmen und ins

Haus bringen ließen. Gegen Härte, Unbilligkeit und Ungerechtigkeit kann ich mich stemmen: aber gegen Wohlwollen und Güte vermag meine Seele nichts. Ich mußte mich also ergeben, so wenig dies auch vorher in meinem Plan gewesen war.

Einer in dieser Gesellschaft war der berühmte Orgelspieler, der Abt und geistliche Rath Vogler, dessen seltene Fertigkeit auf der Orgel viele meiner jungen Leser kennen werden, weil er seit einigen Jahren an den vorzüglichsten Orten Deutschlandes, so wie in Frankreich, England und Holland, sein Spiel öffentlich hören ließ. Das Verlangen, diesen Virtuosen, (um den es Schade ist, daß er seine Kunst seit einiger Zeit zu einer bloßen Künsteley oder Spielerey erniedriget) hier spielen zu hören, trug zu der Veränderung meines Reiseplans nicht wenig bei. Hierzu kam ein anderer Umstand, welcher gleichfalls einen Bewegungsgrund dazu herab. Man erzählte mir nämlich, daß sich dermalen ein Mann in Gießen aufhalte, der die Kunst zu fliegen erfunden haben wollte und, wo nicht morgen, doch spätestens übermorgen den ersten Versuch damit anstellen würde. Dies mit anzusehen, schien mir gleichfalls der Mühe werth zu seyn.

Unter allen Menschen sind mir diejenigen, welche die Masse der menschlichen Kenntnisse und Geschiklichkeit durch neue Erfindungen vergrößerten, von jeher die interessantesten gewesen. Auch dann, wann ihre Versuche mislangen, bewunderte ich in

ihnen

ihnen noch die Kühnheit, mit der sie sich über das Bekannte und Gewöhnliche zu erheben strebten, und sie blieben mir daher, auch wann sie fielen, noch in ihrem Falle achtungswerth. Auch war ich immer der Meinung, daß man Geister dieser Art, selbst wenn sie sich in das Reich der Unmöglichkeit zu verirren scheinen, keinesweges abschrecken, sondern vielmehr auf alle Weise ermuntern und unterstützen müsse. Denn auch verunglükte Versuche können lehrreich werden, und man hat nicht selten gesehn, daß aus einer verfehlten Erfindung eine andere entstand, die der menschlichen Gesellschaft zu noch größerem Nutzen gereichte, als diejenige, auf die es eigentlich angesehn war.

Ich hatte daher am folgenden Tage nichts angelegentlicheres, als den Mann, der die Kunst des Dädalus *) wiederherzustellen verhieß, von Person kennen zu lernen. Ich fand ihn bei einem der berühmtesten hiesigen Professoren, dem Herrn Schlettwein, jetzigen Gutsbesitzer im Meklenburgischen, dessen Anverwandter er war. Er hieß Meerwein, und ich lernte in ihm einen Mann von sehr lebhafter Einbildungskraft kennen, der seiner Sache so gewiß war, daß er sich so, wie er nächstens in der Luft zu erscheinen glaubte,

*) Ein künstlicher Mann, der, wie die Fabel sagt, um sich und seinen Sohn Ikarus aus der Gefangenschaft zu befreien, für ihn sich Flügel aus Wachs bildete, und so mit ihm davon flog.

schon in Kupfer hatte stechen lassen. Er zeigte mir die schon fertigen Flügel, deren er sich bedienen wollte; allein sobald ich diese gesehen hatte, konnte ich es nicht mehr der Mühe werth halten, des damit anzustellenden Versuches wegen länger hier zu bleiben. Denn es war mir mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Sache unausgeführt bleiben würde, weil offenbare Unmöglichkeiten dabei vorausgesezt waren, wie meine jungen Leser selbst finden werden, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Flügel mache.

Jedes derselben war ein großes Oval, ohngefähr zwölf Fuß lang, und in der Mitte ohngefähr sechs bis acht Fuß breit. Der äußere Rand bestand aus ziemlich schweren hölzernen Latten; der Zwischenraum war mit einem Nezwerk von Bindfaden ausgefüllt, und an demselben hatte er eine Menge papierner Lappen von gleicher Größe dergestalt befestiget, daß sie wie Schuppen über einander lagen und, wie die Federn der Vögel, von der Luft bewegt werden könnten. Beide Flügel wurden durch ein Leder zusammen gehalten, doch so, daß die damit vorzunehmende Bewegung dadurch nicht gehindert wurde.

Seine Absicht war nun diese. Er wollte sich, auf einer Anhöhe stehend, durch Hülfe gepolsterter Riemen an diese Flügel festbinden lassen, und sich alsdann von der Anhöhe herabwerfen. Dann hoffte er es nicht blos in seiner Gewalt zu haben, sich

sich schwebend zu erhalten, sondern auch durch eine leichte Bewegung der Flügel sich gemächlich fortzuschwingen. Allein man durfte das Gewicht dieser ungeheuern Flügel nur gefühlt haben, um mit völliger Gewißheit vorherzusehen, daß es ihm unmöglich seyn würde, die geringste Bewegung damit vorzunehmen, sobald er keinen festen Standpunkt mehr haben, sondern in freier Luft schweben würde. Ich äußerte ihm diese Bedenklichkeit; allein er versicherte dagegen, daß er alles wohl berechnet habe und seiner Sache gewiß wäre.

Auch hat er sich nachher, wie ich auf meiner Rühreise erfuhr, durch keine Vorstellungen abschrecken lassen, sondern den beschlossenen Versuch wirklich angestellt. Allein dieser Versuch fiel so aus, wie man vorhersehen konnte. Zum Glük war der Ort, von welchem er sich herabstürzte, eben nicht hoch, und die ausgebreiteten großen Flügel hielten seinen Fall doch so viel auf, daß er nicht gar zu unsanft niederstürzte. Er soll indeß die Hoffnung, seine Erfindung dennoch zu Stande zu bringen, keinesweges aufgegeben haben.

Ich brachte diesen Tag auf die angenehmste Weise zu, indem ich theils verschiedene der hiesigen verdienstvollen Professoren kennen lernte, theils Herrn Vogler die Orgel schlagen hörte, theils von einem meiner neuen Freunde, in Gesellschaft verschiedener würdigen Männer auf einem sehr angenehm liegenden öffentlichen Landhause bewirthet ward.

Gießen ist eine Hessen-Darmstädtsche Stadt und Universität an der Lahn von ungefähr 700 Häusern und etwa 5000 Einwohnern. Die alte Befestigung dieses Orts ist sehr unbedeutend; aber die angenehme Lage desselben, die ausserordentlich wohlfeilen Preise der meisten Bedürfnisse des Lebens, der gute gesellige Ton, welcher hier, sogar unter den Professoren, ja sogar unter den Studenten zu herrschen scheint, müssen diese Stadt zu einem angenehmen Aufenthalte machen. Es giebt hier z. B. Regierungsräthe, welche nur 200 Gulden d. i. ungefähr 112 Thaler einzunehmen haben, und doch, so lange sie unverheurathet bleiben, so ziemlich damit fertig werden. Welch ein Abstich gegen das theure Hamburg, wo ein sogenannter Ochsenschreiber seine 2000 Thaler, ein sogenannter Zehnpfennigsknecht seine 4000 Thaler schwer Geld einzunehmen hat, und vielleicht kaum damit auszukommen weis! — Was aber die Sitten der hiesigen Studirenden betrifft: so war es mir, bei meinem dreimaligen Aufenthalte an diesem Orte ungemein auffallend, auch nicht einen unter ihnen zu bemerken, der etwas Sonderbares affektirte, sich durch einen lüderlichen oder abgeschmakten Anzug auszeichnete, oder durch Grobheiten gegen Fremde unkluger Weise sich ein lächerliches Ansehen zu geben suchte. Aber freilich ist ihre Zahl hier auch nicht groß, die Mannszucht hingegen strenger, als sie auf deutschen Universitäten gemeiniglich zu seyn pflegt. —

Da ich den nächsten Posttag hier nicht abwarten wollte: so mußte ich mich schon entschliessen, mich abermals einem Miethpferde anzuvertrauen; und da hatte ich denn abermals, weil ich mir selbst keins aussuchen konnte, das Mißvergnügen, mit einer der abgelebtesten Musen bedient zu werden, mit der ich, auch bei der größten Vorsicht, nicht selten Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Der Weg von hier nach Frankfurt, welcher sieben Meilen beträgt, geht durch die sogenannte **Wetterau**, eine fette lehmigte Landschaft, an welcher sehr viele Landesherrschaften Antheil haben, und die ihren Namen von dem kleinen Flusse **Wetter** erhalten hat, der ohnweit **Laubach** entspringt. Man kommt über **Butzbach**, eine hessendarmstädtsche Landschaft mit einem Schlosse und Lustgarten, und über **Friedberg**, eine freie Reichsstadt, die auf einer Anhöhe liegt. Am Fuß derselben fließt ein kleiner Fluß, **Usbach** genannt, vorbei, der bei trockener Witterung sehr unbedeutend seyn mag, bei anhaltendem Regen aber dergestalt anzuschwellen und schnell zu fließen pflegt, daß das Durchreiten und Durchfahren mit großer Gefahr verbunden ist. Dies war der Fall zu der Zeit, da ich hier ankam.

Ich erblikte indeß eine Brücke und ritt darauf zu; allein diese war durch einen verschlossenen Baum gesperrt, und ich schaute vergebens umher, ob nicht jemand da wäre, der sich mir eröffnete.

Da war weder ein Haus in der Nähe, noch ein Mensch zu sehen; bis endlich jenseits der Brücke ein Mädchen erschien, welches Wasser schöfte. Diesem rief ich zu und bat sie, mir zur Eröffnung des Baums behülflich zu seyn; allein das Mädchen antwortete: der Baum würde nicht eröffnet; für Pferde und Wagen sollte diese Brücke verschlossen seyn. „Aber, sagte ich, indem ich in das lehmigte und schnell vorbeischiessende Wasser blikte, wie soll ich denn hinüber kommen?“ Er muß durchreiten, war die Antwort; und damit kehrte das Mädchen mir den Rücken zu. „Aber wo? rief ich; wo ist der Ort, wo ich ohne Gefahr durchreiten kann?“ Da schau der Herr selbst zu, antwortete die undienstfertige Dirne, und gieng ihrer Wege.

Ich hielt noch ein Weilchen still, um die Ankunft irgend einer andern menschenfreundlichern Seele zu erwarten: allein es kam niemand. Nun war also kein anderer Rath, ich mußte entweder umkehren, oder mich der Gefahr aussetzen. Ich wählte das Leztere, weil ich im Nothfalle mich darauf verließ, daß ich schwimmen konnte. Meine matte Rosinante sank bis an den Sattel ins Wasser und hatte Mühe, dem reissenden Strome zu widerstehen; doch kam ich glüklich mit ihr durch. Ich ritt hierauf den Berg hinan, und erblikte, indem ich mich dem Thore nahete, ein Schilderhaus, welches à la Arlequin bestrichen, d. i. mit vielfarbigten Würfeln bemalt war. Nicht übel! dachte ich; einer Stadt, die eine Brücke baut,

und

und sie nachher verschlossen hält, steht diese Uniform schon recht. Und so ritt ich vollends hinein.

Meine erste Frage an den Wirth, bei dem ich abtrat, betraf die Ursache, warum man hier denn eigentlich Brücken baute; wenn man den Gebrauch derselben nicht gestatten wollte? Seine Antwort war: man wäre hier so arm, daß wenn diese Brücke einmal schadhaft würde, man keine neue wieder bauen könnte. Deswegen müßte man sie, um sie nicht verbrauchen zu lassen, vor jedermann verschlossen halten. Er gestand zwar ein, daß eine verschlossene Brücke so viel als gar keine sey, und daß das Durchreiten und Durchfahren bei angelaufenem Wasser oft sehr gefährlich wäre: allein die Sache stünde nun einmal nicht zu ändern.

Die einzige Nahrung dieser verarmten freien Reichsstadt besteht in Ackerbau und Gastwirthschaft. Handel und Manufakturen von einiger Bedeutung sind gar nicht hier. Auch ist die Stadt nicht ganz so frei, als andere Reichsstädte; sondern sie hängt gewissermassen von einem sogenannten Burggrafen ab, dessen Burg an dem einen Ende der Stadt liegt. An diese Burg ist die Stadt vor mehrern hundert Jahren für 10000 Gulden verpfändet worden; wofür dem jedesmaligen Burggrafen gehuldiget werden muß. Dadurch erhält denn dieser auf die innern Angelegenheiten dieses kleinen und schwachen Freistaats einen starken Einfluß.

Der

Der Weg, von hier bis Frankfurt läuft durch ein sehr fettes und zähes Erdreich, und ist daher bei anhaltender Näsſe an den meisten Stellen unbeschreiblich elend. Aber troz der ausnehmenden Fettigkeit des hiesigen Bodens fand ich die noch auf dem Felde stehenden Saaten und Gartengewächse viel kleiner und kümmerlicher, als diejenigen, welche man in Holstein und Meklenburgischen auf den leichtesten Aeckern baut. Die anhaltende Nüsse dieses Jahrs mochte hiezu wohl viel beigetragen haben; aber auch in bessern Jahren kann der hiesige Landmann aus seinen fruchtbaren Kornfeldern nur einen sehr eingeschränkten Nutzen ziehen. Es fehlt ihm nämlich an hinlänglicher Grasung, um so viel Hornvieh zu unterhalten, als er zu gehöriger Bemistung seiner Aecker nöthig hätte; und um den Mangel an natürlichen Wiesen durch künstliche zu ersetzen, dazu fehlt es ihm an Freiheit. Denn da die Schäfereyen hier durchgängig herrschaftlich sind, so darf der Bauer in seine Brach- und Stoppelfelder keine Futterkräuter säen, wenn er nicht den Verdruß haben will, sie von den herrschaftlichen Schaafheerden abgefressen zu sehen. Er unterläßt dies also, und begnügt sich, nur so viel Vieh zu halten, als sein dürftiger Wiesewachs ihm gestattet. Daher sein Mangel an Mist; daher der schlechte Ertrag seiner Aecker! —

Die erbärmliche Beschaffenheit des Weges, der Witterung und meines Pferdes machte, daß ich mich herzlich freute, als ich endlich Frankfurt erblikte. Ich kam, zwar etwas ermüdet, aber doch

wohl.

wohlbehalten daselbst an, und genoß, indem ich ausruhete, des großen Vergnügens, welches die Zurükerinnerung an überstandene Mühseligkeiten gewährt.

10.

Aufenthalt zu Frankfurt am Mayn.

Beschreibung dieses Orts.

Zu Frankfurt trat ich, weil auch hier grade die Messe bevorstand, zu welcher Zeit jedes öffentliche Haus gar sehr besezt und der Aufenthalt in demselben kostbar zu seyn pflegt, in einem Bürgerhause ab, an welches ein Freund aus Gießen mich gewiesen hatte. Der Besitzer dieses Hauses war Fähndrich unter dem Bürgerkorps. Ich führe diesen unbedeutenden Umstand deswegen an, um die Bemerkung hinzuzufügen, daß die hiesigen Bürger durchgängig nach ihren militärischen Ehrenstellen — Herr Fähnrich, Hr. Capitain, Hr. Cornel (soll heissen Hr. Colonel oder Hr. Oberster) — genannt werden, welches für einen Fremden etwas auffallend ist.

Frankfurt ist, nächst Hamburg, die größte, reichste und blühendste freie Reichs- und Handelsstadt in Deutschland. Büsching schäzt die Zahl der christlichen Einwohner derselben auf 36000, und die jüdischen auf 6600; in Frankfurt selbst glaubt man jene auf 40000 diese auf 10000 ansetzen zu dürfen.

Die

Die Stadt ist zwar alt und die Straßen, wie gewöhnlich, krumm und enge; indeß findet derjenige, welcher an Licht und Luft gewöhnt ist, hier doch noch eher seine Nothdurft, als in Hamburg. Auch das Steinpflaster ist hier nicht völlig eben so schlecht, als dort; vielleicht auch etwas weniger schmutzig, weil es von 40000 Paar Füssen weniger betreten wird. Die einzige grade, breite und mit ansehnlichen Gebäuden prangende Straße, die man hier sieht, ist die sogenannte Zeile, d. i. die Geradlinichte, worauf der wirklich ansehnliche Gasthof, das rothe Haus genannt, und verschiedene churfürstliche Palläste stehn. Uebrigens haben die meisten Häuser in Frankfurt ein gefängnißmäßiges und zugleich buntscheckiges geschmakloses Ansehn, indem sie mit allerlei oft schlecht zusammenpassenden Farben bemalt und die Fenster des untersten Stokwerks mit starken eisernen und zwar weit vorspringenden Gittern versehn sind.

Um die Stadt und die große und reiche Gegend, worinn sie liegt, zu überschauen, ließ ich mir einfallen, den höchsten hiesigen Thurm zu ersteigen. Allein diese Neugierde wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen. Der Aufgang geschieht nämlich vermöge einer Windeltreppe, welche immer schmäler und steiler wird je höher man kommt, so daß sie zulezt beinahe senkrecht aufwärts läuft und so schmale Stufen hat, daß nur die Hälfte des Fußes Plaz darauf findet. Dazu kömmt, daß diese Treppe von Zeit zu Zeit hart an einem Gitter vorbeiführt, wodurch man jedesmal in den Abgrund hin-

abschaut und die Höhe gewahr wird, die man nunmehr schon erstiegen hat, wobei denn dem, der zum Schwindel geneigt ist, gar sonderbar zu Muthe wird. Dies war bei mir der Fall. Dennoch kam ich glüklich hinauf, und genoß nunmehr des Lohns meiner Anstrengung — einer in der That großen und herrlichen Aussicht.

Die ansehnliche Stadt lag, wie ein verjüngtes Modell zu meinen Füßen. Lachende Gärten, voll von Weingeländern und mit niedlichen Lusthäusern besäet, machen weit und breit die Einfassung derselben aus. Auf diese folgen fruchtbare Kornfelder, überall mit Obstbäumen durchpflanzt, welche der ganzen weiten Gegend das Ansehn eines grossen Gartens geben, durch welchen der prächtige Mayn sich blos deswegen so feierlich langsam fortzuwinden scheint, weil er in dieser wohlangebauten Gegend sich gern noch etwas länger verweilen möchte. Von fern erblikt man auf der einen Seite die sogenannte Höhe, einen stattlichen Berg, an welchem Homburg liegt, auf der andern in einer weitern Entfernung den Spessart, wie auch den Anfang der jenseits Darmstadt anhebenden langen Bergreihe, welche den Odenwald begrenzt, und an welcher die bekannte Bergstrasse hinläuft. Gegen Westen sieht man in die weinreiche Gegend von Hochheim und Mainz.

Jezt war die Frage: wie ich nun wieder hinab kommen sollte? welches in jeder Betrachtung mislicher und schauderhafter als das Heraufsteigen war.

war. Fast hatte es das Ansehn, daß ich mich würde entschliessen müssen, mich für immer und ewig der Familie des Glökners einverleiben zu lassen, welcher hier nahe unter den Wolken ihre luftige Wohnung hat: denn so oft ich mich der kleinen Windeltreppe näherte; um wieder hinabzusteigen, drehete sich alles mit mir um. Aber man sehe, wie viel ein ermunterndes Beispiel vermag! Indeß ich so da stehe und zaudere, läuft der acht oder zehnjährige Sohn des Glökners bei mir vorbei, springt auf die Windeltreppe und — steigt nicht — sondern hüpft mit einer Sorglosigkeit und Geschwindigkeit hinab, als wenn er auf ebener Erde kindische Luftsprünge machte. Ich erröthe. Wie? denke ich, sollte dieser kleine rohe Bube dich an Muth und körperlicher Geschiklichkeit übertreffen? Auf einmal fühle ich mich beherzt; trete meine halsbrechende Reise muthig an — und daß ich glüklich sie vollendete, brauche ich nicht erst zu sagen, weil dies schon aus dem Umstande erhellet, daß ich sie jezt noch zu beschreiben vermochte.

Ich besuchte an eben diesem Tage die katholische Domkirche, in welcher grade ein Hochamt oder eine feierliche Messe gehalten wurde. Diejenigen meiner jungen Leser, welche einem katholischen Gottesdienste noch niemals beigewohnt haben, werden es vielleicht gern sehn, wenn ich ihnen hier eine kurze Beschreibung davon mache.

Alles, was man hier sieht und hört, ist weit sinnreicher, prachtvoller und ceremonienreicher, als man in protestantischen Kirchen wahrzunehmen gewohnt ist. Da ist zuvörderst ein sogenannter

hoher

hoher Altar prächtig geschmükt, und an einem erhabenen, von dem übrigen Raume der Kirche durch Stufen, gemeiniglich auch durch Gitterthore abgesonderten Orte, welcher das Chor genannt wird. Hier haben blos die Chorherren, das ist, die Geistlichen des Doms ihren Sitz, welche lateinische Lieder singen. Vor dem hohen Altare erblikt man drei Priester, wovon einer das sogenannte hohe Amt verrichtet, indeß die andern beiden ihm dabei behilflich sind, hundert sonderbare kleine Ceremonien zu verrichten. Alle drei sind nicht, wie unsere Geistlichen, schwarz, sondern ungemein prächtig und mannigfaltig gekleidet, indem sie bald in Sammet und Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt, bald ganz weiß, bald in dieser, bald in jener Farbe erscheinen. Der öftere Wechsel der Kleidung macht nemlich einen Theil dieser sonderbaren Gottesverehrung aus.

Nun wird abwechselnd bald von einer, bald von verschiedenen Stimmen, bald von Geistlichen, bald von der Gemeine lateinisch gesungen, dann wieder murmelnd ein Gebet verrichtet, dann gekniet und wieder aufgestanden, dann eine tiefe Verbeugung gemacht, dann durch Schwingung silberner Rauchgefässe geräuchert, dann von zwei Knaben in Chorhemden am Fuße des Altars mit kleinen Glökchen geklingelt, da denn jedesmal die ganze Versammlung das Zeichen des Kreuzes, jeder vor seiner Stirn und Brust macht, auch wohl Stirn und Brust mit Fäusten schlägt.

In einer Nische des Altars *) stehet das sogenannte Venerabile oder die Monstranz. Dies ist eine von Gold, Silber und Edelgesteinen glänzende, und gleich einer gemalten Sonne, mit Stralen versehene Maschine, in welcher eine Hostie, das ist, eine der geweihten Oblaten befindlich ist, deren man beim Abendmahle sich bedient, und von der man glaubt, daß sie zu Fleisch und Bein geworden, und in den wirklichen Leib und Blut Christi verwandelt sey. So oft nun der Priester dieses Venerabile ergreift und es dem Volke vorzeigt, wirft sich alles, wie vom Bliz gerührt, auf die Knie, kreuziget sich, und murmelt unverständliche Worte.

Ausser dem hohen Altare gibt es in einer solchen Kirche verschiedene Kleinere, vor denen andere Priester ähnliche Ceremonien verrichten, und hierauf das Abendmahl austheilen.

Für einen Protestanten, der seinen Gott, nicht durch viel ceremoniöse Gebräuche, sondern — wie Christus wollte — im Geist und in der Wahrheit anzubeten gewohnt ist, hat dieses alles viel Sonderbares und Auffallendes. Am wunderbarsten kommt einem solchen hierbei das widersprechende Betragen der versammelten Gemeinde vor, bei der man die heisseste Andacht und Zerknirschung des Herzens mit dem größten Leichtsinn, und einer auffallenden Flatterhaftigkeit unaufhörlich abwechseln sieht. Die Kirche gleicht einem Bienenstocke, wo beständig auf- und

*) Diese Nische wird das Tabernakel genannt.

und eingegangen wird. Hier drängt sich einer rauschend durch, als wenn es ins Spielhaus gälte; dort liegen Dutzende auf den Knien, und beten mit der busfertigsten und frömmsten Miene ihren Rosenkranz *) ab, und einen Augenblik nachher sieht man sie lachen und schäkern, als wenn sie in der lustigsten Gesellschaft wären; da spazieren andere längst den Seitenwänden hin, um die schönen Gemälde zu besehn; und wiederum andere scheinen nur da zu seyn, um ihr Ohr an der lieblichen Musik zu weiden. Und eben diese, welche jezt blos ihres Vergnügens wegen hier zu seyn scheinen, sahe man einige Augenblicke vorher, als busfertige Sünder, im Staube liegen, die Augen verdrehen, und mit einer Inbrunst beten, als wenn ihre ganze Seele der Sinnlichkeit entflohen, und in Andacht und Frömmigkeit ganz versunken wäre.

*) Der **Rosenkranz** oder das **Paternoster** ist eine Schnur mit aufgereihten kleinen und großen Kügelchen von Holz, Bernstein, oder Elfenbein, nach welchen die Katholiken die von ihnen täglich zu verrichtenden Gebete abzählen. Der Rosenkranz hängt ihnen auf der Hand, und indem sie ein Kügelchen nach dem andern zwischen die Finger nehmen, murmeln sie mit größter Geschwindigkeit dasjenige Gebet her, welches ihnen dabei vorgeschrieben ist. Ein kleines Kügelchen deutet auf ein Ave Maria (Gegrüßt seyst du, Maria), ein grösseres auf ein Pater noster, das ist, auf ein Vater unser. Wie hierbei der Befehl Christi: **wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern**, erfüllt werde, überlasse ich dem Urtheile meiner nachdenkenden jungen Leser.

An den Thüren solcher Kirchen sieht man einen Kessel oder steinernes Gefäß mit Wasser, worüber der Priester gewisse geheiligte Worte ausgesprochen hat, und welches deswegen **Weihwasser**, das ist, geweihtes oder geheiligtes Wasser, genannt wird. Diesem ganz ordinären Wasser schreibt man eine ausserordentliche Kraft zur Reinigkeit der Seelen, und zur Bewahrung vor allem Bösen zu. So oft daher der Katholik zur Kirche geht, versäumt er nie, sich damit zu besprengen, fest überzeugt, daß ihm das wohlthun werde an Leib und Seele.

Ich bitte meine protestantischen jungen Leser, welche sich hierbei vielleicht des Lächelns nicht enthalten können, zu bemerken, wie groß die Wirkungen der Erziehung und des Unterrichts sind, und wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen loszumachen, die man frühzeitig eingesogen hat! Unter den Katholiken, welche diese und ähnliche Gebräuche, die uns läppisch vorkommen, mitmachen, giebt es viele sonst kluge, und sehr verständige Leute: aber ihr Verstand wagt es nur nicht, über Dinge nachzudenken, an denen zu zweifelen ihnen von Jugend auf als das größte Verbrechen geschildert ward. Sie drücken daher die Augen ihres Geistes herzhaft zu, um blindlings zu glauben, was man zu prüfen und zu untersuchen, ihnen bei Verlust der ewigen Seligkeit verboten hat. Würden wir, denen dies alles jezt so abgeschmakt vorkommt, es anders machen, wenn wir, so wie sie, von katholischen Eltern geboren, und in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen wären? Ich zweifle.

Es sey mir daher vergönnt, meine jungen Leser zu erinnern, daß es unverständig und lieblos gehandelt seyn würde, wenn wir unsere katholischen Brüder deswegen, daß sie das Unglük haben, minder aufgeklärt als wir zu seyn, belachen oder verspotten wollten. O, meine jungen Freunde! laßt uns das Licht der bessern Erkenntniß, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten läßt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen ward — nemlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glüklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glükseligkeit verbreiten zu helfen, wo, und wie wir können — aber laßt uns nie so unbillig und grausam seyn, jemanden zu verspotten, oder zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflößt hat, und von denen also frei zu seyn, uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann. —

Ungeachtet ich jezt von einer katholischen Kirche in Frankfurt geredet habe, so wissen meine Leser doch wohl schon ohne mein Erinnern, daß die Einwohner dieses Orts größtentheils lutherisch sind. Indeß giebt es hier, ausser den Katholiken, welche einige der vornehmsten Kirchen und mehrere Klöster besitzen, auch zwei reformirte Gemeinden, eine deutsche und eine französische, nur daß diese, so oft sie Gott auf ihre Weise öffentlich verehren wollen, es nicht in der Stadt thun dörfen, sondern nach Bokenheim, einem in der Nähe gelegenen Flecken wandern müssen. Warum dieses? Das mögen meine jungen

Leser in Frankfurt selbst erfragen, weil ich einen vernünftigen Grund davon anzugeben nicht vermögend bin.

Die sämmtlichen Juden der Stadt Frankfurt sind in eine einzige schmale, und gar nicht lange Gasse verbannt, von der man zuversichtlich behaupten darf, daß sie die volkreichste in der Welt sey. Man stelle sich vor; zehn tausend Menschen in einer einzigen engen Gasse von sehr mittelmäßiger Länge *). Nicht genug; diese zehntausend Israeliten werden nun auch überdem alle Sonntage, und überhaupt an jedem andern feierlichen Tage, an welchem es etwa dieses oder jenes Ungewöhnliche zu sehen giebt **), in dieser ihrer vollgepfropften Gasse, wie Missethäter, eingesperrt; zu welchem Ende man diesen Judenkerker mit einem Thore versehen hat. Ich sahe an einem solchen Tage durch dies Thor hinein, und erschrak über den Anblik. Das Steinpflaster war mit Kindern bedekt; die Treppen, Schwellen und Dielen konnten vor Menschen kaum gesehen werden, und aus den Fenstern von unten bis unters Dach, ragte eine unzählbare Menge von

*) „Die Häuser dieser ringsum vermauerten Strasse sind bis unter das Dach mit Leuten angefüllt, und in sieben Häusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum fünfzig Schritte in die Länge hatten, fanden sich gegen tausend Seelen". **Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.**

) Wie z. B. an dem, da **Blanchard eine Luftreise bei Frankfurt anstellte.

von Köpfen hervor, welche alle nach Luft zu schnappen schienen.

Ich gestehe, daß dieser Anblik einen sonderbaren Eindruk auf mich machte. Was in aller Welt, dachte ich, mag doch wohl die Ursache seyn, warum diese Leute an denjenigen Tagen, an welchen die Christen sich am meisten den Vergnügungen überlassen, auf eine so harte Weise behandelt werden? Und was meynen meine jungen Leser, das auf diese Frage mir geantwortet wurde? Dieses: die Juden, sagte man, sind ein so zudringliches und unbeschreiblich unbescheidenes Geschlecht, daß, wenn sie die Freiheit hätten, an feierlichen Tagen auszugehen, die Christen auf das Vergnügen der Promenade an solchen Tagen gänzlich Verzicht thun müßten, weil diese Leute ihnen überall haufenweise den Weg versperren würden. Ich glaubte anfangs, man scherze: allein, so oft ich die nemliche Frage in andern Gesellschaften aufwarf, erhielt ich jedesmal die nemliche Antwort. Indeß kann ich noch immer mich nicht überreden, daß dies die wahre Ursache einer so harten Verfügung sey; und ich wünschte daher wohl, eine andere zu erfahren, die sich mit den Begriffen, die ich mir von der Weisheit und Menschenfreundlichkeit des Frankfurter Magistrats aus anderweitigen Anstalten abgezogen habe, besser reimen ließe.

Weil ich aus dem feuchten, trüben und windigen Holstein gekommen war, so fand ich das Klima von Frankfurt schon ungemein milde und angenehm. Auch bemerkt man in der Lebensart der hiesigen Ein-

wohner eins und das andere, welches unter einem rauhern Himmelsstriche nicht statt finden kann, und welches mir daher neu und sonderbar vorkommen mußte. Als ich z. B. am zweiten Tage meines Hierseyns aus einer Abendgesellschaft zwischen zehn und eilf Uhr nach meinem Quartiere gieng, und in die Gegend eines mit Bäumen bestanzten öffentlichen Platzes auf dem Roßmarkte kam: wallte mir durch die Dunkelheit der Nacht ein verwirrtes dumpfes Getöse und Gemurmel entgegen, welches in eben dem Maaße stärker und lauter ward, in welchem ich dem Platze näher kam. Ich stuzte, und fragte meinen Begleiter: was dieses Getöse zu bedeuten habe? „Man promenirt hier", war seine Antwort. Wie? fragte ich abermals, um diese Zeit? In dieser nächtlichen Finsterniß? „Allerdings, antwortete mein Freund; es ist die gewöhnliche Zeit zur Abendpromenade im Sommer, weil in einer frühern Stunde es hier zum Lustwandeln noch zu warm zu seyn pflegt". Wir betraten in diesem Augenblik den Promenadeplaz selbst. Ich vermuthete, daß die Gesellschaft der Lustwandelnden aus lauter jungen Leuten und aus schwärmenden Pöbel bestehen würde; aber ich ward durch den Anblik einiger hundert Menschen von jedem Alter und aus allen Ständen, sogar aus den feinsten und gesittetsten überrascht, welche hier in bunter Vermischung, bald in kleinern, bald in grössern Trupps auf- und niedergiengen, und sich einander durchkreuzten. Das Gemurmel der Spazierenden glich dem Börsengetöse in Hamburg, nur daß es in der Finsterniß, und bei der sonstigen Stille der Nacht eine weit sonderbarere Wirkung that.

Eine

Eine anderweitige Folge des wärmern hiesigen Klima's ist die Gewohnheit, im Sommer Mittags und Abends bei offenen Thüren und Fenstern zu sitzen, zu arbeiten und zu speisen, um der erfrischenden Zugluft zu geniessen, welche in Hamburg, unter dem Namen der Hohlung, wie die Pest vermieden wird. Um dabei die Lichter brennend zu erhalten, pflegt man sie in einer Art hoher gläserner Laternen aufzusetzen, welche oben offen sind. Ich habe übrigens hier niemand über Flüsse oder ähnliche Zufälle klagen hören, welche in nördlichern Gegenden die gewöhnliche unangenehme Wirkung der Zugluft zu seyn pflegen.

Ueberhaupt muß ich aus eigener Beobachtung bestätigen, was der scharfsinnige Verfasser der Reisen eines Franzosen durch Deutschland bemerkt, und durch treffende Beispiele aus der alten und neuern Völkerkunde, wie mich dünkt, ausser allen Zweifel gesezt hat: daß es ein irriges Vorurtheil sey, nach welchem wir nördlichen Europäer uns selbst das Kompliment zu machen pflegen, daß die Natur Gesundheit, Kraft und Stärke des Leibes und der Seele den Bewohnern des kalten und rauhen Nordens in einem reichern Maaße ausgespendet habe, als denen, welche unter einem mildern und wärmern Himmelsstriche leben. Die Erfahrung älterer und neuerer Zeiten zeigt offenbar das Gegentheil, und beweist, daß unter gleichen Umständen, das ist, bei gleicher Erziehung, gleicher Lebensart, gleicher Gesezgebung und Regierungsform, die Kinder des wärmern Südens den Kindern des kalten Nordens, an Leibes- und Seelenstärke in der Regel allemal überlegen zu seyn pflegen.

pflegen. Man vergleiche nur einen Franzosen aus der Provence mit einem Deutschen aus Holstein, einen Ungar mit einem Dänen, u. s. w. Aber es ist hier der Ort nicht, dies weitläuftiger auseinander zu setzen.

Unter die Merkwürdigkeiten von Frankfurt, welche die Aufmerksamkeit eines wißbegierigen Reisenden verdienen, gehört vornemlich das sogenannte Senkenbergische Institut, eine sehr wohltätige Stiftung eines ehemaligen begüterten Arztes dieses Namens, welches eine doppelte gleich schäzbare Absicht hat. Sie soll zur Beförderung der Arzneikunst, und zugleich zur sorgfältigen Verpflegung alter, schwacher und kranker Menschen dienen. Zu diesem Behufe legte der menschenfreundliche Mann einen sogenannten medizinischen oder botanischen Garten an, und führte um und in demselben verschiedene zwekmäßig eingerichtete Gebäude auf. Eins derselben bestimmte er zu einem Hospital, oder zu einem Verpflegungshause für Schwache und Kranke; ein zweites zu einem sogenannten theatro anatomico, das ist, zu einem theatermäßig eingerichteten Gebäude, worin die Zergliederungskunst zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers gelehrt wird; ein drittes zu einem Gewächshause für ausländische Pflanzen; ein viertes, welches zugleich zu seiner eigenen Wohnung bestimmt war, zu einer medizinischen Bibliothek, zu einem Verwahrungsorte für mancherlei medizinischen und chirurgischen Apparat, und zu medizinischen Vorlesungen, welche die jedesmaligen erfahrnen und geschikten Aerzte der Stadt den jungen

Stu-

Studirenden geben sollten. Alles dieses zusammengenommen, macht ein sehr schönes, zwekmäßiges und wohlthätiges Ganzes aus.

Besonders entzükte mich die Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und Nettigkeit des Krankenhauses; Eigenschaften, die ich in einem so hohen Grade in keinem andern Hospitale jemals gesehen hatte. Treppen, Fußböden, Wände, Fenster, Gardienen, Betten — alles schien erst eben gescheuert und gewaschen zu seyn; und durch das ganze Gebäude herrschte eine so vollkommen reine Luft, daß man durchaus nicht merken konnte, man sey in einem Krankenhause. Schmerzhaft rührend war mir die Erzählung, daß der menschenfreundliche Mann, dem Frankfurt diese Stiftung verdankt, ein unglükliches Opfer seiner wohlthätigen Bemühungen werden mußte. Das Hospital war errichtet, aber noch nicht ausgebaut; er wollte selbst nachsehn, ob die innere Abtheilung seiner Idee entsprechen würde, mußte hierbei über einen bloßen Balken gehn, verlor das Gleichgewicht, stürzte herab, und — brach den Hals!

Ich lernte in Darmstadt einen vortreflichen Neffen dieses Opfers der Mildthätigkeit, den Baron von Senkenberg, kennen, einen Mann, dessen Name einst unter den Wohlthätern der Menschheit in der Geschichte glänzen wird. Der Umstand, wodurch er diese Ehre verdient hat, ist zu merkwürdig, als daß ich ihn meinen jungen Lesern vorenthalten könnte.

Als der vorige Churfürst von Baiern ohne Kinder starb, machte das Haus Oestreich Ansprüche auf sehr beträchtliche Theile dieses Landes, und war im Begrif, dieselben in Besiz zu nehmen. Allein der König von Preussen Friedrich der Einzige, dieser allgeliebte Sachwalter der Menschheit, dieser großmüthige Schuzgeist der deutschen Reichsverfassung, behauptete, daß das östreichische Haus schon längst auf diese Erbschaft durch einen feierlichen Vertrag, und gegen anderweitige dafür erhaltene Vortheile Verzicht gethan habe, und daß also diese Länder dem Churfürsten von der Pfalz, als dem einzigen rechtmäßigen Erben, allein zufallen müßten. Dies wurde geläugnet; und unglüklicher Weise fand man in dem baierschen Archive zu München, wo das Originaldokument von jener Verzichtthuung liegen sollte, eine leere Stelle. Es kam also vom Wortwechsel zum Schwertschlage, indem die östreichischen und preußischen Heere in Böhmen und Schlesien gegeneinander rükten, und das Trauerspiel eines Krieges eröfneten, welcher ganz Europa in Flammen zu setzen drohete.

Nun war der Vater des Barons von Senkenberg Reichshofrath in Wien gewesen, und hatte, als solcher oft die wichtigsten Papiere und Dokumente, welche das deutsche Reich betreffen, in Händen gehabt, und einige derselben mochten zufälliger Weise sich unter seine eigenen Papiere verloren haben. Leztere waren nach des Vaters Tode dem Sohne zugefallen, und dieser fand darunter, da er sie in Ordnung bringen wollte, glüklicher Weise auch die obenerwähnte Verzichtthuungsakte. Ohne alle eigennüzige Absich-

ten,

ten, und lediglich um die vielen Tausende von Menschen zu retten, welche der entstandene Krieg dahin zu raffen drohete, eilte der Baron von Senkenberg, eine Abschrift dieses wichtigen Dokuments nach München an den Churfürsten von Pfalz-Baiern zu schicken, und dieser theilte sie dem Berliner Hofe mit. Von Berlin aus berief man sich nun auf diese Akte mit Zuversicht; und da der Wiener Hof fortfuhr, dies alles für eine Erdichtung auszugeben: so sahe man sich genötiget, den Mann, der diesen wichtigen Fund gemacht hatte, zu nennen, um die Art und Weise, wie man daran gekommen wäre, aufzuklären und begreiflich zu machen.

Dem allen ungeachtet beschloß der biedere Senkenberg, grade in dieser kritischen Zeit eine Reise zu seiner noch lebenden Mutter nach Wien zu thun. Seine Freunde widerriethen ihm diesen gewagten Schritt; selbst das Berliner Ministerium ließ ihn warnen, auf seiner Hut zu seyn, und bot ihm Schuz und einen ansehnlichen Posten an, wenn er nach Berlin kommen wollte. Allein der gutmüthige Mann wollte für das, was er lediglich aus Menschenpflicht gethan hatte, keine Belohnung haben; und da er, nach seiner eigenen rechtschaffenen Denkungsart, es nicht möglich fand, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte, etwas gethan zu haben, was Gerechtigkeit und Menschlichkeit von ihm gefordert hatten: so reisete er in Gottes Namen ab, und trug, da er in Wien angekommen war, kein Bedenken, sich für den auszugeben, der er war.

Die Warnung seiner Freunde schien indeß nur allzugegründet gewesen zu seyn; er wurde wirklich in

Ver-

Verhaft genommen. Allein Senkenberg blieb, seiner Unschuld sich bewußt, auch im Gefängniß ruhig. Man befragte ihn, und er erzählte den ganzen Vorgang mit naiver Aufrichtigkeit. Man wiederholte das Examen zu verschiedenen Zeiten, und immer erhielt man die nemlichen Antworten, weil er immer bei der Wahrheit blieb. Man wollte von ihm wissen, warum er das Dokument nicht vielmehr dem Wiener als dem baierschen Hofe zugeschikt hätte; und er antwortete: weil es diesem, nicht jenem zugehört, und weil es diesen vor allen andern interessirt habe, einen verlohrnen Beweis seines rechtmässigen Eigenthums wieder zu bekommen. Endlich, da man sahe, daß man den Mann mit keinem Scheine von Gerechtigkeit eines Verbrechens in dieser Sache zeigen konnte: so sezte man ihn — Dank sey der Gerechtigkeit der glorreichen Maria Theresia und ihres großen Sohns! — wieder auf freien Fuß; doch mit dem Bedeuten, daß er binnen 24 Stunden die östreichischen Staaten räumen sollte Senkenberg gehorchte, nahm Extrapost, und fuhr nach Gießen zurük, wo er seitdem ein den Wissenschaften geweihtes unabhängiges Leben führt.

II.

Fortsetzung von Frankfurt am Mayn.

Unter allen öffentlichen Gebäuden der Stadt Frankfurt ist das Rathhaus oder der sogenannte Römer wohl das allermerkwürdigste, weil dies der

Ort

Ort ist, wo die neuerwählten und gekrönten deutschen Kaiser sich auf einem Balkon dem Volke zu zeigen pflegen. Mit der Wahl und Krönung selbst geht es so zu: Wenn ein römischer König, das ist, ein Thronfolger des Kaisers gewählt werden soll, so finden sich die sämtlichen Churfürsten des Reichs, denen diese Wahl allein zukommt, entweder in Person oder durch Abgesandte in Frankfurt ein, reiten hierauf feierlich nach dem Römer und stellen daselbst eine vorläufige Berathschlagung an. Dann wird wieder aufgesessen und nach der oben erwähnten Dom- oder Bartholomäuskirche geritten, allwo die Wahlherren sich in eine Kapelle verfügen und sich so lange unterreden, bis sie in Ansehung der Person, welche gewählt werden soll, völlig einig sind. Ihre Wahl wird hierauf öffentlich bekannt gemacht.

Wenn nun die Zeit da ist, daß der zum römischen König erwählte Prinz zum wirklichen Kaiser gekrönt werden soll: so verfügt er sich in eigener Person nach Frankfurt. Hier wird er aus demjenigen Hause, wo er abzusteigen pflegt, von den zu Pferde sitzenden Churfürsten abgeholt und in einem feierlichen Zuge nach der Domkirche geführt, wobei der Churfürst von Bayern den Reichsapfel, der Churfürst von Brandenburg den Scepter, der Churfürst von der Pfalz die Krone und der Churfürst von Sachsen das Schwert trägt. Dies sind nämlich die bekannten Insignien oder Zeichen der Kaiserwürde. Der neue Kaiser selbst geht unter einem von zehn Frankfurter Rathsherren getragenen prächtigen Baldachin oder sogenannten Himmel einher.

Sobald man in der Kirche angekommen ist, verfügt man sich auf das Chor, alwo der Kaiser und die Wahlfürsten vor dem hohen Altare niederknien und ein Gebeth verrichten. Jezt werden dem zu krönenden Kaiser die Reichsgesetze und die Bedingungen vorgelegt, unter denen man ihn zum Kaiser krönen will, und er macht sich durch einen feierlichen Eid verbindlich, diesen Bedingungen nachzuleben. Hierauf wird er unter dem Geläute aller Glocken und unter hundert Kanonenschüssen, von dem Churfürsten von Mainz gesalbet und gekrönt.

Nach vollendeter Krönung geht der ganze Zug, und zwar zu Fuß, auf einem dazu gemachten niedrigen Gerüste, mit rothem Tuch bedekt, aus der Kirche nach dem Römer. Hier zeigt sich nun der neue Kaiser auf einem Balkon dem Volke; worauf denn öffentliche Tafel gehalten wird.

Für das Vergnügen des Volks wird an diesem feierlichen Tage gleichfalls und zwar auf mehr als Eine Weise gesorgt. Es wird ihm nemlich ein ganzer am Spieß gebratener Ochse und eine Menge Hafer Preis gegeben; und ein dazu angelegter Springbrunnen versorgt es mit Wein. Ausserdem werden von dem Römer herab silberne und goldene Münzen ausgeworfen.

Den Schluß der Feierlichkeit macht ein Zug zu Pferde von dem Römer nach dem kaiserlichen Quartiere, wohin die sämtlichen Churfürsten ihn begleiten.

Das Reichsgrundgesez, welches der Kaiser beschwören muß, und welches auf dem Römer verwahrt wird, ist in lateinischer Sprache abgefaßt, auf Vergament mit alter Mönchsschrift geschrieben und mit einer großen goldenen Kapsel zur Aufbewahrung des Siegels versehen. Dieses lezten Umstandes wegen wird es die goldene Bulle genannt *). Dieses alte Reichsgesez rührt von Kaiser Karl IV. her; und es wird, gleich einem Heiligthume, mit so viel Sorgfalt und Behutsamkeit aufbewahrt, daß, da vor einiger Zeit die seidene Schnur, womit die Pergamentblätter zusammengeheftet sind, vor Alter auseinander fiel, das Einheften einer neuen Schnur nicht anders als im Beiseyn einer dazu ernannten Commission geschehen konnte.

Frankfurt besteht eigentlich aus zwei Städten, wovon die kleinere, die von der größern, als dem eigentlichen Frankfurt, durch den Mayn getrennt wird, Sachsenhausen heißt. Beide hängen durch eine prächtige steinerne Brücke zusammen, welche beinahe 400 Schritte lang ist und zu den öffentlichen Abendpromenaden gehört. Diesseits der Brücke ist an dem Ufer des Mayns der große Weinmarkt, wo alle Frankenweine, welche den Strom herab nach Frankfurt kommen und von da aus weiter

*) Von dem lateinischen Wort Bulla, welches zwar ursprünglich eine **Wasserblase**, dann aber auch eine solche **Kapsel** bedeutet, worinn bei wichtigen Dokumenten das dazu gehörige Siegel liegt.

ter versandt werden, bis zu ihrem Abgange liegen bleiben müssen. Man sieht hier einige tausend Fässer, theils unter Schuppen, theils unter freiem Himmel liegen, oft auch, wann der Mayn aus seinen Ufern getreten ist, im Wasser schwimmen. Man hat sie auf diesen Fall mit Tauen festgebunden, damit der Strom sie nicht fortführen könne.

Die Einrichtung, allen Frankenwein ausserhalb der Stadt zu verwahren, hat man zum Vortheil des Rheinweinhandels für nöthig erachtet. Denn da jener schlechter als dieser ist, beide aber einige Aehnlichkeit mit einander haben: so könnte von gewinnsüchtigen Weinhändlern leicht eine Vermischung derselben vorgenommen werden, wodurch denn der Rheinwein auswärts in Miskredit kommen und minder Abgang haben würde. Um nun, sowohl eine solche Verfälschung selbst, als auch den Verdacht derselben zu vermeiden, hat man weislich verordnet, daß die ankommenden Frankenweine nicht in die Stadt gebracht, sondern auf dem jezt beschriebenen Platze an dem Ufer des Mayns bis zu ihrem Abgange in andern Gegenden liegen bleiben sollen. Ob indeß diese gute Absicht hierdurch so ganz erreicht werde, lasse ich dahin gestellt seyn.

Jezt bitte ich meine jungen Leser, mich über die schöne lange Brücke nach Sachsenhausen zu begleiten.

Hier glaubt man, nicht blos in eine ganz andere Stadt, sondern auch in ein ganz anderes, von einer fremden Nation bewohntes Land zu treten: so viel Eigenthümliches und Unterscheidendes haben

die

die Bewohner dieses Anhängsels von Frankfurt in ihrer Sprache, in ihrer Tracht, in hrer Lebensart und in ihren Sitten! So wie die Juden unter den Christen, die Hallischen Halloren unter den Obersachsen ihren eigenthümlichen Charakter zu behaupten wissen, eben so haben auch die Sachsenhäuser, ungeachtet sie neben und unter Frankfurter leben, ihr Unterscheidendes bisher immer zu erhalten gewußt. Sie machen eine für sich bestehende altdeutsche und noch ziemlich rohe Nation aus, die, indeß alles um sie her sich mit jedem Jahre immer mehr und mehr verfeinert und aufklärt, bei ihrer rauhen Gemüthsart und bei ihren groben Sitten unabänderlich zu bleiben, hartnäckig entschlossen zu seyn scheint. Sollte jemand seyn, der da zweifelte, ob Aufklärung und Veredelung der Menschheit wirklich für etwas Gutes und Wünschenswürdiges zu halten sey oder nicht, dem müßte man rathen, eine Zeitlang unter diesen Leuten zu leben; und es stünde zu erwarten, daß sein Urtheil nicht lange unentschieden bleiben würde. Die Maynbrücke, wodurch die rohen Sachsenhäuser von den gesitteten Frankfurtern abgesondert werden, ist vielleicht der bequemste Standpunkt in Deutschland für den, der über die Vortheile und Nachtheile der Sittenverfeinerung auf der einen, und der altdeutschen Roheit auf der andern Seite aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen richtig urtheilen will. Es ist wahr, die Sachsenhäuser, als eine noch ganz unpolirte und unverfeinerte Nation, äussern in ihren Reden und Handlungen eine Freimüthigkeit, eine Offenherzigkeit, eine Gradheit, einen Muth und eine Stärke

des Leibes und der Seele, welche man in solcher Allgemeinheit unter gesitteten und verfeinerten Menschen vergebens sucht; und das sind herrliche Ueberbleibsel wahrer und unverderbter Menschheit, welche dem unbefangenen Menschenbeobachter nicht anders als sehr schäzbar vorkommen können: aber eben diese Leute sind nun auch grob, unbändig, jachzornig, widerspenstig und aufrührerisch gegen ihre Obrigkeit, unbiegsam, tückisch, rachsüchtig und grausam bei der mindesten Beleidigung, welche ihnen widerfährt; und das sind scheußliche Auswüchse der ungebildeten Menschheit, wodurch jene guten Eigenschaften gar sehr verdunkelt werden. Folgende kleine Beobachtungen, welcher hier jeder machen kann, mögen diesem Urtheile zum Belage dienen.

Ein Sachsenhäuser redet fast nicht anders als mit unaufhörlicher Einmischung pöbelhafter Schimpfwörter und gräulicher Flüche. Selbst seine zärtlichsten Liebkosungen werden damit aufgestuzt. Wenn z. B. eine Mutter zu ihrem lieben Kinde sagen will: komm her, kleiner Engel! so heißt das in ihrer Sprache: **komm, kleiner Carnalje!** (Canaille) Will der Vater in einem scherzhaften Tone etwa folgendes ausdrücken: ei wie kömmst denn du hieher, mein liebes Söhnchen? so lautet das in seiner sachsenhäusischen Kraftsprache ungefähr so: **i tu kleiner Carnalje! Tu Pulverhornsnooß!** (Pulverhornsnase) Schlag tich das tunderwetter zehntausend Klafter tief unter die Erde, wie kömmst denn du hier her?

Der

Der Krautmarkt in Frankfurt wird lediglich von Sachsenhäusern versorgt. Da sieht man einige hundert alte Weiber mit allerlei Gartengewächs auf dem Steinpflaster sitzen, wodurch der Weg so versperrt wird, daß man Mühe hat, sich hindurch zu arbeiten. Hat nun jemand das Unglük im Vorbeigehn etwa einen Kohlkopf umzustossen: dann wehe ihm! Da fliegt eine Carnalje, ein Pulverhornsnoos nach dem andern und eine Menge anderer schmuziger und pöbelhafter Schimpfnamen hinter ihm her; und zehnmal wehe ihm, wenn er sich einfallen läßt, darauf zu antworten und Schimpf mit Schimpf erwiedern zu wollen! In diesem Falle geräth der ganze Kohlmarkt in Allarm; das gesamte Chor der Sachsenhäuser Grazien nimmt Parthie gegen ihn, und er kann von Glük sagen, wenn er blos von hundert Stimmen geschimpft und verflucht und nicht auch auf eine noch fühlbarere Weise gemißhandelt davon kommt!

Der Gartenbau und die Fischerei sind fast die einzige Nahrungszweige der Sachsenhäuser. Beider haben sie sich so ausschliessend bemächtiget, daß sie es für einen Eingriff in ihre Rechte halten, wenn jemand anders, als sie, irgend ein Gartengewächs zu Markte bringt. Hierüber ereignete sich grade zu der Zeit meines Hierseyns folgender sonderbare Vorfall, welcher leicht sehr bedenkliche Folgen hätte haben können.

Einige begüterte Frankfurter, welche große Gärten besitzen, hatten den Einfall gehabt, von ihrem überflüßigen Gartengewächs etwas verkaufen

zu lassen. Die Sachsenhäuser, darüber aufgebracht, machen hierauf eine Verschwörung unter sich, und in einer einzigen Nacht waren, wie man versicherte, wohl an hundert Frankfurter Gärten dergestalt verwüstet, daß alles darinn befindliche Gartengewächs theils zertreten, theils zerschlagen, zerhauen und ausgerissen war. Die Sache machte Lerm; daß die Sachsenhäuser es gethan, wußte jedermann; aber da war keiner, der das Herz gehabt hätte, eine ordentliche Untersuchung darüber anzustellen, weil die Verschwornen auf diesen Fall allerlei Drohungen, unter andern auch die ausstießen: „daß sie, wenn man sich gelüsten ließe, einen einzigen von ihnen zu bestrafen, ihre Seelen samt und sonders zum Teufel geben und katholisch werden wollten!“

Alles daher, was der Frankfurter Magistrat in dieser mislichen Sache vorzunehmen wagte, schränkte sich blos darauf ein, daß er einen Preis von 300 Gulden für denjenigen aussezte, der einen oder mehrere der Gartenverwüster angeben würde, und daß er dem Prediger in Sachsenhausen den Auftrag gab, eine Strafpredigt darüber zu halten. Allein das erstere that gar keine Wirkung, weil diese Leute viel zu viel Gemeingeist besitzen, als daß die größte Belohnung sie zur Verrätherei bewegen könnte, das andere hätte das Uebel beinahe noch viel ärger gemacht. Denn als der Prediger, dem erhaltenen Auftrage gemäß, von dem vorgefallenen Unfuge zu reden anfieng: standen einige alte Weiber in der Kirche auf und schalten ihn, daß er von Dingen

schwatze,

schwatze, die nicht auf die Kanzel gehörten: ein allgemeines Gemurmel bestätigte diese Verweise, viele liefen zur Kirche hinaus, und der Prediger sahe sich genöthiget, aufzuhören. Auch dieser Unfug blieb ungeahndet.

Es starb um diese Zeit ein Sachsenhäuser, der von besonderem Ansehen unter ihnen gewesen war und den sie deswegen ihren Burgermeister zu nennen pflegten. Sogleich beschließt man einen neuen Burgermeister zu wählen; der Sohn des Verstorbenen wird dazu auserkohren, und recht als wenn es darauf angelegt gewesen wäre, der Schwäche des Frankfurter Magistrats öffentlich zu spotten, so läuft ein Trupp von ihnen nach der Maynbrücke, bemächtiget sich des am Ende derselben stehenden Schilderhauses und pflanzt es vor die Wohnung ihres neugewählten Burgermeisters hin. Auch hierauf erfolgte, so viel ich erfahren konnte, keine Ahndung.

Was sagen nun meine jungen Leser zu diesem allen? Hätten sie wohl Lust, unter solchen Kraftleuten zu wohnen, oder nur ihr Nachbar zu seyn?

Am schlimmsten ist ein armer Jude daran, der diesem rohen Menschengeschlechte in die Hände geräth. Jude und Schwein sind ihnen Wesen von einerlei Werth. Ich irre mich; das Schwein wird bei weitem mehr geachtet und menschlicher behandelt. Als daher vor einiger Zeit ein Jude ermordet war und der Mörder hingerichtet werden sollte: behaupteten die Sachsenhäuser laut, daß das eine Ungerechtigkeit wäre, die sie nicht zugeben würden.

Der Erschlagene sey ja nur ein Jude gewesen! sagten sie, und machten Anstalt, den Missethäter zu befreien. Und was that der Magistrat dabei? Um einem Tumulte und einer gewaltsamen Störung der Gerechtigkeitspflege zuvor zu kommen, ließ er an dem Tage, da die Hinrichtung vor sich gehen sollte, die Brücke sperren, damit kein Sachsenhäuser herüber kommen könnte. Auch mußten die sämtlichen Juden sich an diesem Tage gefallen lassen, in ihrem oben beschriebenen Kerker eingesperrt zu bleiben, um keinen Mißhandlungen ausgesezt zu seyn. — O ihr heiligen Rechte der Menschheit, wie wenig kennt und ehrt man euch da, wohin die allbeseligende Aufklärung mit ihrem milden Lichte noch nicht durchgedrungen ist! —

Frankfurt ist, nächst Hamburg, unstreitig die wichtigste Handelsstadt in Deutschland; ein Vorzug, den dieser Ort nicht blos seiner ungemein vortheilhaften Lage, sondern vornemlich auch der Freiheit verdankt, deren er noch als Reichsstadt genießt. Denn wenn die Lage allein hinreichend wäre, eine Stadt zu einem großen Handelsplatze zu erheben: so müßte Frankfurt von dem vier Meilen davon gelegenen **Maynz** bei weitem übertroffen werden, weil dieses zwei Ströme, den **Rhein** und **Mayn**, die allda zusammenfließen, Frankfurt hingegen nur blos den Mayn beherrscht; und was ist gleichwohl Maynz gegen Frankfurt? Das, was Altona gegen Hamburg ist, und nicht dieses einmal. Aber Freiheit, Freiheit ist die Seele der Handlung! Wo diese fehlt, da stocken die Säfte des Staatskörpers, wie

die

die des menschlichen Körpers, wenn er in Fesseln gelegt wird; da schwinden seine Kräfte; da verlieren sich nach und nach Lust, Muth und Gelegenheit zu kühnen Spekulationen und zu großen Unternehmungen. Alles sinkt zu eingeschränkten blos mechanischen Beschäftigungen hinab. Die Handlung wird Krämerei, und aus Fabriken und Manufakturen werden bloße Werkstätte einzelner Handwerksleute.

Die beträchtlichste aller Fabricken, welche in und bei Frankfurt blühen, wäre diesem Orte, eines bloßen reichsstädtischen Eigensinns wegen, beinahe ganz entrissen worden. Dies ist die berühmte Tabaksfabrik der Herrn Bolongaro; eine Anstalt, welche wohl verdiente, daß ich meinen jungen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht davon gebe.

Bolongaro war ein junger Savoyärde, der, nach Art seiner Landesleute, sein unfruchtbares Vaterland verließ, um durch Hülfe eines abgerichteten Murmelthiers sein Glük in der Fremde zu suchen. So kam er nach Frankfurt. Weil er indeß keine von den gemeinen Seelen war, welche sich immerfort in einem und ebendemselben kleinen Ideenbezirke herumdrehen und aus dem einmal gewohnten Geleise ihrer Lebensart nie herauszugehen wagen, so mochte dieser junge Mensch wohl zuweilen dem Gedanken nachgehängt haben: ob er nicht vielleicht auch etwas Besseres und Nüzlicheres thun könnte, als mit seinem Murmelthiere umherzugehen? Diese Frage hatte ihn denn vermuthlich gereizt, über dies und jenes nachzugrübeln, diesen und jenen kleinen

Versuch anzustellen; und so war er denn endlich auf den Einfall gerathen, sich darauf zu legen, Schnupftabak zu verfertigen. Hierinn war er nun ganz ausserordentlich glüklich. Er erfand durch Nachdenken und Versuche eine Sauce, die dem Tabak nicht blos einen sehr angenehmen Geruch, sondern auch die schäzbare Eigenschaft giebt, daß die Nase davon nicht angegriffen und wund gemacht wird.

Niemand war im Stande, ihm diese Sauce nachzumachen. Sein Tabak wurde daher in kurzer Zeit berühmt, er selbst ein steinreicher Mann. Da seine Fabrik nunmehr sehr ins Große gieng: so wünschte er, Bürger der Stadt Frankfurt zu werden, um an allen Freiheiten und sonstigen Handlungsvortheilen, deren die hiesige Bürgerschaft genießt, Antheil nehmen zu können. Er erbot sich, wie man versichert, für dies begehrte Bürgerrecht zwanzig tausend Thaler zu bezahlen: allein umsonst! Die Herren Frankfurter verschmähten diese Summe, und wollten einen für den Staat so wichtig gewordenen Mann nicht als Mitbürger unter sich aufnehmen.

Aus Unwillen über diese Verweigerung beschloß Bolongaro seine Millionen und seine große Fabrik einem andern Lande zuzuwenden; und die churfürstliche Regierung von Maynz kam ihm, zur Ausführung dieser Absicht, mit den größten Anerbietungen von Freiheiten und Vorrechten entgegen. Höchst, ein zwischen Frankfurt und Maynz liegender Flecken an dem Ufer des Mayns, ward zum Verpflanzungsorte

orte für seine Fabrik bestimmt und Bolongaro erbaute daselbst mit fürstlichem Aufwande nicht blos Einen, sondern mehrere zusammenhängende Palläste und Häuser, die zusammengenommen ein sehr schönes und großes Ganze machen. So verlor Frankfurt einen Industriezweig, den Maynz für die größten Aufopferungen nicht zu theuer zu erkaufen glaubte.

Bolongaro starb als einer der reichsten Particüliers, die es je gegeben haben mag; und zum immerwährenden Andenken an seine Herkunft verordnete er, sagt man, im Testamente, daß jeder wandernde Savoyarde, der in diese Gegend kommen würde, von seinen Erben bewirthet werden und einen Louisd'or zum Geschenk erhalten sollte. Ein Beweis, daß dieser Mann nicht, wie es oft geschieht, sich durch sein Geld den Kopf verdrehen ließ, weil er wollte, daß die Geschichte seiner niedrigen Herkunft auf die Nachwelt fortgepflanzt werden sollte.

Ich habe übrigens diese Erzählung für lehrreich gehalten, weil meine jungen Leser daraus lernen können, wie weit ein aufmerksamer und indüstriöser Jüngling, der seine Verstandeskräfte gehörig anzuwenden und über alles nachzudenken und zu spekuliren sucht, es in der Welt zu bringen vermöge. Der Quellen des Reichthums und des Wohlstandes giebt es so viele und mancherlei; nur daß sie mit Sorgfalt aufgesucht und etwas mühsam aufgegraben seyn wollen! Und dieses belohnt sich wohl der Mühe. Denn ist es nicht schön, neue Triebräder der menschlichen Thätigkeit in Bewegung zu setzen, welche

vielen, sonst müßigen, sonst vielleicht darbenden Menschen Arbeit und Unterhalt gewähren; und ist es nicht selig, mehr zu haben, als man bedarf, um Hungrige speisen, Nakte kleiden, Wankende unterstützen und überhaupt bei hundert Gelegenheiten zum Besten der menschlichen Gesellschaft kräftig mitwirken zu können? Dies alles aber kann der Reiche mehr und öfterer als der Arme. Es ist daher sehr thöricht, die Bemühung Ueberfluß zu erwerben, (dafern sie sich in den Schranken rechtmäßiger Mittel hält) als etwas Unrühmliches oder gar Unerlaubtes und Sündliches zu verschreien; und es ist Zeit, dieses Ueberbleibsel aus der Sittenlehre der Mönche (die ihre guten Ursachen hatten, Armuth und Verachtung aller irdischen Güter zu empfehlen) aus der unsrigen auszustreichen. —

Als man nach Bolongaro's Tode merkte, daß die Erben desselben nicht abgeneigt wären, wieder nach Frankfurt zurükzukehren: so eilte man, den ehemals begangenen Fehler der Politik wieder gut zu machen, und versuchte diese vielbedeutende Männer, eben das Bürgerrecht, welches man dem alten Bolongaro für 20000 Thaler nicht hatte verkaufen wollen, jezt unentgeldlich anzunehmen. Sie bauten sich Häuser in Frankfurt, zogen die Fabrik nach und nach wieder zurük, und bedienen sich seitdem der Palläste zu Höchst nur noch als Lustschlösser zu einem abwechselnden Sommeraufenthalte. Man sieht hieraus, daß auch zu Frankfurt, wie an andern Orten, seit zwanzig Jahren Verstand und Klugheit merkliche Fortschritte gemacht haben müssen.

12.

Fortsetzung von Frankfurt. Kleiner Abstecher nach Hanau und Wilhelmsbad.

Frankfurt hat jährlich zwei große Märkte oder Messen, welche vielleicht die beträchtlichsten in Deutschland sind, oder doch wenigstens mit denen, welche zu Leipzig gehalten werden, um den Vorzug streiten. Dann strömen hier Käufer und Verkäufer, nicht blos aus allen deutschen Provinzen, sondern auch aus verschiedenen benachbarten Ländern, besonders aus der Schweiz und aus Frankreich, zusammen. Wer Frankfurt in dieser Zeit zum erstenmale sieht, der sollte glauben, daß die Volksmenge dieser Stadt sich eben so hoch, als die von Hamburg beliefe. Aber ein Drittel, wenigstens ein Viertel besteht alsdann aus Fremden.

Diesmal war der Zusammenfluß von Menschen, einer besondern Ursache wegen, ganz ungewöhnlich groß, ja sogar noch größer, als sie zur Zeit einer Kaiserkrönung zu seyn pflegt. Das machte Herr Blanchard, der grade in dieser Zeit von hieraus eine Luftreise anzustellen versprochen hatte, die erste und bis jezt die einzige, welche in Deutschland statt gefunden hat. Ein so neues und nie gesehenes Schauspiel zog eine erstaunliche Menge von Neugierigen aus der Nähe, und aus der Ferne herbei. Nicht blos alle Gasthöfe und viele Bürgerhäuser der Stadt, sondern auch die umliegenden Dörfer und Flecken waren voll davon, weil in den öffentlichen

Häusern

Häusern der Stadt kein Zimmerchen mehr für Geld zu haben war. Die Strassen wimmelten; aus allen Fenstern gukten Menschenköpfe hervor; die öffentlichen Spaziergänge waren wie besäet mit Menschen aus allen Ständen. Auch der Prinzen, Prinzeßinnen und Ordensbänder waren so viele angekommen, daß man sie nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich zu behaupten mir getraue, daß Hr. Blanchard der Stadt Frankfurt und der umliegenden Gegend ein Paar Tonnen Goldes zugeführt habe; und es verdroß mich daher, daß meine damaligen Landsleute, die Hamburger, einen ähnlichen Vortheil, den ihnen dieser Luftschiffer zuwenden wollte, ich weiß nicht aus was für reichsstädtischen Ursachen, von sich ablehnten *). Es ist nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß blos einzelne Gastwirthe, wie z. B. der im rothen Hause, über zwei bis drei tausend Thaler bei dieser Gelegenheit gewonnen haben. Dieser Mann stellte unter andern damaligen Lustbarkeiten auch von Zeit zu Zeit ein sogenanntes Vaurhall an, welches aber wohl schwerlich für jemand anders, als für ihn selbst, eine wirkliche Lustparthie zu nennen war. Man stelle sich vor, daß in einem einzigen Saale von mäßigem Umfange, und in einem danebenliegenden Zimmer jedesmal gegen

*) Meine damaligen lieben Landsleute haben diesen Vorwurf in dem verflossenen Augustmonate des laufenden Jahrs, da sie dem Blanchard eine Luftreise bei Hamburg anzustellen erlaubten, rühmlichst von sich abgewälzt.

gegen 7 bis 800 Menschen zusammenflossen, wovon ein Theil sich durchzuarbeiten suchte, um nur wieder hinauszukommen, indeß ein anderer, vielleicht in der ungegründeten Hoffnung, weiter hin mehr Raum und Luft zu finden, sich aus allen Kräften vorzudringen bestrebte. In der Mitte dieses zum Sticken erhizten und vollgepfropften Saals ward von einigen Paaren getanzt, aber so, daß man die Tänzer in dem Getümmel der übrigen beinahe gar nicht zu unterscheiden vermochte. Für den bloßen Eintritt in diesen Saal, den man wohl recht eigentlich Drangsaal hätte nennen können, mußte ein Gulden bezahlt werden, wofür man, glaube ich, eine Tasse Thee, und den scheußlichsten Geruch aus einem geheimen Verschlage beim Eingange, unentgeldlich hatte.

Ich hatte mich hinbegeben, um Menschengesichter zu beobachten, und einen und den andern merkwürdigen Menschen kennen zu lernen. Aber ich fand bald, daß ich am unrechten Orte dazu war, auch wenn es mir möglich gewesen wäre, das Gedränge, und die bis in die Mitte des Saals durch den eben erwähnten unentgeldlichen Weihrauch vergiftete Luft länger, als eine halbe Stunde auszuhalten. Denn alle Gesichter waren von Drang und Hitze aufgeschwollen und verzerrt, und an Unterhaltung durch Gespräch war in diesem unordentlichen Getümmel gar nicht zu denken. Ich arbeitete mich daher, so geschwind ich konnte, durch, und freute mich, da ich endlich glüklich die Thür erreichte, wie ein Fisch, der dem engen Kasten entschlüpft,

und

und nun wieder frisches Wasser im freien Strome athmet.

Die Geschichte von der dermaligen, das erstemal verunglükten, nachher aber mit desto glüklicherem Erfolge vollzogenen Luftreise des Herrn Blanchard, hat in allen Zeitungen gestanden. Ich mag sie daher nicht wiederholen, und begnüge mich blos anzumerken, daß der Schauplaz auf eben dem Felde bei Bergen unweit Frankfurt war, wo im Jahr 1759 eine blutige Schlacht zwischen den Franzosen und Alliirten, zum Nachtheil der leztern vorfiel. Die vielen Tausende, der hier jezt versammelten Menschen, kamen der Einbildungskraft zu Hülfe, und machten ihr es leicht, sich das Bild jener schauderhaften Scene ziemlich lebhaft auszumalen; und diese Vorstellung verstärkte das Herzklopfen, womit man dem Ausgange des gegenwärtigen Schauspiels entgegen sah, obgleich bei diesem nur das Leben dreier Menschen, welche das Luftschiff bestiegen, in Gefahr gesezt wurde. —

Bei dieser Gelegenheit konnte man deutlich sehn, wie sehr auch hier, wie anderwärts, das Ansehn der Geistlichen seit einiger Zeit gesunken seyn müsse, und wie sehr eine freiere Art in Religionssachen zu denken, auch hier schon überhand genommen haben müsse. Denn, man erlaubte nicht blos, um die Meßgeschäfte nicht zu stören, daß die Luftreise an einem Sonntage vor sich gehen sollte, ungeachtet vorauszusehen war, daß der gewöhnliche Gottesdienst dabei gänzlich wegfallen würde, sondern man verstattete auch sogar, wiewohl zum erstenmale,

und

und als eine durch die Umstände gerechtfertigte Ausnahme, daß an eben diesem Tage Komödie gespielt würde; und ich habe nicht gehört, daß weder das eine noch das andere auf den Kanzeln wäre geahndet worden. Doch dies war vielleicht mehr ein Beweis der Klugheit und der friedfertigen duldsamen Denkungsart der hiesigen Geistlichkeit, als ihres verlorenen gegangenen Ansehns; eine Vermuthung, die mir nachher wahrscheinlich wurde, da ich das Vergnügen hatte, einige Mitglieder derselben kennen zu lernen, bei denen ich aufgeklärte und tolerante Gesinnungen fand. Auch hat man hier — was in mancher andern freien Reichsstadt unüberwindliche Hindernisse finden würde — die allgemeine Beichte, statt der sonstigen papistischen Ohrenbeichte, eingeführt, welches allein schon hinreichend ist, von der Denkungsart der jetzigen hiesigen Geistlichkeit ein sehr günstiges Vorurtheil zu erwecken.

Ich genoß auch hier, wie an andern Orten, durch welche mein Weg mich führte, des süßen Lohns meiner geringen Arbeiten für die Kinderwelt, mich von einer Menge junger Menschen aufgesucht zu sehen, die auf eine gewiß unverdächtige, und daher für mich sehr rührende Weise, mir ihre Liebe und Dankbarkeit bezeugten. Eines Tages, da ich einen kleinen Abstecher nach **Wilhelmsbad** und **Hanau** machen wollte, fand sich wohl ein Dutzend derselben, aus den ersten hiesigen Häusern, begleitet von ihren Führern, bei mir ein, um mich zu bitten, mich von ihnen nach einem Garten vor dem Thore führen zu lassen, wo ich die Diligence, deren ich mich zu

dieser Seitenfahrt bedienen wollte, erwarten könnte. Ich erfüllte ihr Verlangen; und so zog ich denn, wie der berühmte Rattenfänger zu Hameln, an der Spitze dieses lieben Völkchens durch die Strassen der Stadt, indem je zwei und zwei meiner jungen Freunde sich an mich hiengen, bis ihnen meine Hände oder meine Schöße von zweien andern streitig gemacht wurden. Unser Zug erregte Aufmerksamkeit, und ich darf wohl sagen, daß ich eben so viel, vielleicht mehr und reineres Vergnügen, auch wohl nebenher eben so viel Stolz und Eitelkeit dabei empfand, als Cäsar, wenn er auf seinem Triumphwagen durch die Strassen von Rom nach dem Kapitol fuhr.

An den Erziehern dieser Kinder lernte ich sehr wackere, liebe und aufgeklärte Männer kennen, welche die Bemerkung bestätigten, die ich auf meiner bisherigen Reise fast überall zu machen Gelegenheit hatte, daß das, was seit einiger Zeit zur Verbesserung des Erziehungswesens geschrieben und gethan worden ist, keineswegs vergeblich gewesen sey. —

Der Weg von Frankfurt bis Hanau ist bis auf die Hälfte eine vortreflich angelegte, und sehr wohl unterhaltene Kunststrasse. Auch alle andere Kunststrassen, die ich in der Grafschaft Hanau sahe, waren musterhaft angelegt. Ueberhaupt glaubte ich in diesem kleinen Lande unverkennbare Spuren einer vorzüglichen Indüstrie, und einer aufmerksamen und thätigen Regierung wahrzunehmen. Der bisherige Regent desselben war damals noch Erbprinz, und ist nunmehr bekanntlich regierender Landgraf von Hessen-Cassel.

Die

Die Felder von Frankfurt bis Hanau, so wie von hier bis in die Schweiz, haben das Ansehn eines ununterbrochenen großen Gartens, welcher Obst, Gartengewächse aller Art, und zugleich Getraide in gleicher Menge und Vortrefflichkeit trägt. Einen solchen Segen an Obst, als ich von hier an bis nach Basel überall erblikte, hatte ich nie gesehn. Die Bäume waren mit Früchten dergestalt belastet, daß sie unter ihrer Bürde erliegen wollten, und daß bei jedem derselben zwanzig und mehr Stützen nöthig waren, um die Aeste aufrecht zu halten. Es war ein wunderschöner, und für ein noch nicht ganz fühllos gewordenes Herz ungemein rührender Anblik!

Man bauet von hier an durchs ganze Reich sehr viel sogenanntes welsches Korn, oder türkischen Waizen, ein sehr ergiebiges Getraide, welches zwar größtentheils für's Vieh, zum Theil aber auch zu Brod gebraucht wird. Da diese Getraideart sehr weitläuftig gepflanzt werden muß, so nüzt man die vielen Zwischenräume zu allerley Gartengewächs, als Kohl, Bohnen, rothe Rüben, Kürbisse, u. s. w. wodurch ein so bepflanzter Acker ein gar mannigfaltiges und artiges Ansehn gewinnt. Statt der Pferde bedient der Landmann sich hier, wie in der ganzen Wetterau, sowohl zum Ackern als auch zum Fahren, einer wohlbeleibten und starken obgleich eben nicht sehr großen Art von Kühen, welche eben so viel, als in andern Ländern die Ochsen, arbeiten und den Nutzen der Milch noch obenein gewähren.

Hanau, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens ist ein Ort, der sich, sowohl durch seinen

Umfang, als auch durch sein Ansehen über die Mittelmäßigkeit erhebt, und den vorzüglichsten Städten Deutschlands an die Seite gesezt zu werden verdient. Er ist etwas befestiget, doch ohne Aussenwerke. Die Neustadt zeichnet sich durch eine ziemlisch hübsche und regelmäßige Bauart aus. Auch hier, wie an allen andern Orten, wo man ehemals reformirte Flüchtlinge aufgenommen hat, scheint ein vorzüglicher Kunstfleiß zu herrschen. Ausser vielen wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, welche hier verfertiget werden, giebt es auch so vortrefliche Arbeiter in Gold und Silber hieselbst, daß die dasigen Kunstprodukte dieser Art mit denen, welche in Paris verfertiget werden, um den Vorzug streiten dürfen. Eine seit einiger Zeit hier angelegte Zeichenschule bildet für die Werkstätte dieser Künstler brauchbare Zöglinge.

Ich lernte hier unter andern den berühmten Herrn Consistorialrath Bergsträßer kennen, der dem Publiko die Bekanntmachung einer besondern Art, seine Gedanken auf eine weite Entfernung ohne Brief und Boten mitzutheilen, verheissen hat, und mit der Erfüllung dieses seines Versprechens noch jezt beschäftiget ist. Sonderbar, daß zu eben der Zeit, da Hr. Bergsträßer von dieser seiner Erfindung die erste Nachricht gab, ein anderer Mann an eben diesem Orte, der Herr Direktor Reiser, ebendenselben oder doch wenigstens einen ähnlichen Einfall hatte, ungeachtet, wie lezterer mich versicherte, beide nie darüber mit einander gesprochen hatten. Herr Reiser war eben im

Begriffe

Begriff, eine Anzeige seiner Erfindung in die Zeitungen zu setzen, als er die von Herrn Bergsträsser schon in den Zeitungen fand. Er brachte hierauf die von ihm erfundene Methode zu Papier, versiegelte den Aufsaz und legte ihn bei dem hiesigen Consistorio nieder, wo er so lange unerbrochen liegen bleiben soll, bis Herr Bergsträßer die Bekanntmachung der seinigen vollendet haben wird.

Sie leben in erfindungsreichen Zeiten. Eben, da ich aus der Gesellschaft dieser beiden Männer, welche mir das Vergnügen gemacht hatten, im Wilhelmsbade mit mir zu speisen, wieder nach Frankfurt zurükgekehrt und in einem Buchladen abgetreten war, fiel mir eine kleine französische Brochüre in die Hände, worinn von einer noch viel wunderbarern Erfindung Nachricht gegeben wird. Sie führte den Titel: kurze Nachricht von der Entdeckung eines physischen Mittels, ankommende Schiffe, wie auch Land in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen anzumelden, von E. Bottineau *). Französischer Wind! dachte ich, und wollte das Ding schon wieder aus der Hand legen, als mir beim Umschlagen eines Blattes die Versicherung in die Augen fiel, daß der Erfinder dieser unglaublich scheinenden Kunst auf der Insel Isle de France unzählige Proben

*) Precis historique de la découverte d'un moyen physique, qui annonce les Vaisseaux & les Terres jusqu'à deux cents cinquante lieues de distance par E. *Bottineau*. 1785.

von der Zuverläßigkeit derselben zum Theil vor den Augen der ersten Personen des dortigen Gouvernements angestellt und glaubhafte Zeugnisse darüber mitgebracht habe. Ich las weiter und fand wirklich viele Attestate abgedrukt, worinn angesehene Männer des Militär- und Civilstandes, ja sogar der Gouverneur, der Insel selbst, bezeugen, daß der Mann unter hundert und mehrmalen, da er die Ankunft der Schiffe drei bis vier Tage früher angesagt hätte, als man ordentlicher Weise etwas von ihnen wissen konnte, sich kaum drei oder vier mal geirrt habe. Ich erstaunte; und das noch mehr, da ich die Zuversicht wahrnahm, mit welcher der Mann den französischen Seeminister auffordert, ihn in Begleitung einiger Commissarien entweder nach Cadix oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu senden, um an dem einen oder dem andern Orte die Untrüglichkeit seiner Kunst mit so viel Beweisen zu belegen, als man nur verlangen würde.

Was soll man nun dazu sagen, meine lieben jungen Leser? Eine so unglaubliche Erfindung auf das bloße Wort des Mannes, der sie gemacht haben will, sogleich zu glauben, dürfte wohl zu voreilig seyn. Aber die Zeugnisse der angesehenen und glaubwürdigen Männer, auf die er sich beruft und die er drucken läßt? — Auch diese können untergeschoben, können von ihm selbst geschmiedet seyn. Dennoch sollte es mir leid thun, wenn die französische Regierung ganz und gar nicht darauf achtete, nicht den Mann beim Worte hielte und ihn hinschikte, wo er die Wahrheit seiner Erfindung zu beweisen versprochen

chen hat. Denn wer vermag der wunderbaren menschlichen Erfindungskraft Grenzen anzuweisen und zu sagen: so weit kannst du kommen und weiter nicht? Besonders in unsern Tagen, wo wir der unglaublichen Erfindungen schon so viele erlebt haben! — Aber es ist Zeit, daß ich wieder einlenke.

Wilhelmsbad, wo ich in Gesellschaft der obengenannten beiden Freunde einen sehr angenehmen Nachmittag zubrachte, ist ein so reitzender und von dem ieztregierenden Herrn Landgrafen so ungemein verschönerter Lustort, daß ich, wenn ich mich auf eine umständliche Beschreibung desselben einlassen wollte, viele Bogen damit anfüllen müßte. Die neuen, schönen und lachenden Gebäude, der englische Garten voll artiger und überaus sinnreicher Anlagen, die Fasanerie, die Sommerwohnung des Hrn. Landgrafen, damaligen Erbprinzen, welche von aussen ein altes Gemäure zu seyn scheint und gleichwohl sehr prächtige, bequeme und geschmakvolle Zimmer in sich faßt — dies alles macht ein wunderschönes Ganzes aus, an dem man sich nicht satt sehen kann. Man sagt, daß der damalige Herr Erbprinz diese niedlichen Anlagen von dem Gelde gemacht habe, welches er für die nach Amerika geschikten Hanauischen Truppen erhielt. So mußten also aus den Verwüstungen, welche der alles verheerende Krieg in dem einen Welttheile anrichtete, in einem andern neue Palläste und bezaubernde Lustörter entstehen! Wie sonderbar!

Ich bin nun wieder in Frankfurt.

Von den hiesigen Schulen machten einige junge Leute, welche Unterricht darinn genossen hatten, mir eine traurige Beschreibung. Ihrer Erzählung nach, laufen die meisten darinn angestellten Geistesübungen auf bloßes Gedächtnißwerk hinaus. Die Geschichte, die Geographie, die Grammatik, die Religion — alles wird hier wörtlich und sklavisch auswendig gelernt. Von der Geographie versicherten sie sogar, daß sie dieselbe ohne Landcharten gelernt hätten. Vier Wochen vor jeder öffentlichen Schulprüfung, sagten sie, hätte man ihnen alle Fragen und Antworten, die dabei vorkommen sollten, in die Feder diktirt, um sie auswendig zu lernen u. s. w. Die Wahrheit dieser Erzählung, die in unsern Zeiten beinahe unglaublicher scheinen mag, als die von Bottineau's Erfindung, kann ich nicht verbürgen, ungeachtet die Jünglinge, von denen ich sie habe, allen Glauben zu verdienen und im geringsten nicht die Absicht zu haben schienen, den Ort, wo sie unterrichtet worden waren, verläumden zu wollen.

Aber angenommen, daß sich alles wirklich so verhalte, so folgt daraus keinesweges, daß die Schuld einer so erbärmlichen Schulverfassung lediglich den hiesigen Schulmännern beizumessen sey. Ach, es mag vielleicht mancher einsichtsvolle und rechtschaffene Mann darunter seyn, dem das Herz blutet, so oft er sich gezwungen sieht, seine jungen Leute dem Herkommen und Schulverordnung gemäß auf eine zwecklose, unnütze und verderbliche Art zu behandeln! Aber was soll er thun?

Der hochweise Magistrat, oder die Herrn Oberalten, oder die Herrn Superintendenten und Pastores und — ich weiß nicht was für andere hochweise, hochwürdige und hochgelahrte Männer, welche über die Schulen gebieten, ungeachtet sie selbst nie Schulmänner waren, das Schulwesen nie studierten, nie gehörig kennen lernten, haben nun vielleicht einmal für allemal verordnet, daß so und nicht anders gelehrt werden soll; und da muß ja denn wohl auch so und nicht anders gelehrt werden! In jedem andern Fache der menschlichen Thätigkeit wird es anders gehalten; daher sieht es denn auch gemeiniglich in jedem andern Fache besser aus, als in unsern Schulen. Man hat kein Beispiel, daß der König von Preussen seinen Konsistorialräthen, Superintendenten, Pastoren, oder irgend einem der hochweisen Herrn des Raths die Inspektion über seine Regimenter aufgetragen habe. Er wählt vielmehr hiezu gerade die erfahrensten und verdienstvollesten Heerführer, und seine Armeen haben der Welt schon lange bewiesen, daß diese Methode besser seyn müsse, als diejenige, welche bei der Aufsicht über unsere Schulen beobachtet wird. Dennoch hat man bisher in diesem Stücke für gut gefunden, es bei dem Alten zu lassen! —

Es hält übrigens, wie in jeder Republik, so auch besonders in jeder freien Reichsstadt, viel schwerer, das fehlerhafte Alte abzuschaffen und Verbesserungen einzuführen, als in einem monarchischen Staate; weil dort unter funfzig guten Köpfen

oft nur ein einziger Querkopf zu seyn braucht, um die besten Vorschläge auf einmal unkräftig zu machen. Sey also billig, junger Leser, und schließe, wenn du alte fehlerhafte Einrichtungen in einem solchen Staate wahrzunehmen glaubst, nicht zu rasch: daß ein solcher Staat von lauter Dummköpfen regiert werden müsse. Oft liegt die Schuld an einem einzigen, indeß die übrigen mit den Zähnen knirschen, daß dieser Einzige sie hindert, erkannte Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen. Hiervon sah man zur Zeit meines Aufenthalts in Frankfurt folgendes sehr auffallende Beispiel.

Auch hier, wie in den meisten andern Städten und Ländern, war das Armenwesen bis hieher in einer kläglichen Verfassung geblieben. Die Zunft der Bettler nahm überhand; jedermann sehnte sich nach einer Befreiung von ihnen; und der Rath, der dieses große Staatsbedürfniß endlich beherzigte, beschloß, ihm abzuhelfen. Man verschrieb in dieser Absicht einen Mann, von dem man wußte, daß er in diesem Fache ganz vorzügliche Einsichten besitze. Herr Rulf — so heißt dieser verdiente Mann — erschien. Er ließ seine erste Sorge seyn, den Ort, die bisherigen Einrichtungen des Armenwesens, die Fonds desselben und was sonst dazu gehört, genau kennen zu lernen. Da fand er denn unter andern, daß in dem hiesigen großen und reichen Hospitale an hundert und zwanzig — nicht etwa Arme, Kranke und Gebrechliche — sondern großen Theils blos begünstigte Personen, die den Rest ihres Lebens gern

in

in Ruhe und Gemächlichkeit hinbringen wollten, auf das köstlichste bewirthet wurden. Sie hatten z. B. vor allen andern Einwohnern der Stadt das beste Bier, das weisseste Brod, und einen Tisch, von dem Herr Rulf mich versicherte, daß er selbst ihn nicht besser zu haben wünschte. Zur Verwaltung dieses Hauses, zur Verpflegung der darinn befindlichen Glüklichen und zur Bedienung derselben waren nicht weniger, als sechzig Offizianten mit einem guten Jahrgehalte angesezt.

Herr Rulf schüttelte hiebei den Kopf. Er sezte sich hin und machte seinen Plan, nach welchem aus diesem unzwekmäßigen Hospitale eine dreifache zwekmäßiger eingerichtete Anstalt, ein Armenhaus, ein Arbeitshaus und ein Zuchthaus, das erstere für Alte, Kranke und Gebrechliche, das zweite für Müßige und das dritte für muthwillige Bettler und Missethäter gemacht werden sollte. Sein Plan wurde allgemein gebilliget; nur von einem einzigen Manne nicht, und dieser Einzige war grade der, dessen Stimme hinreichend war, ihn zu vereiteln. Es war nämlich derjenige Rathsherr, welcher als Patron dieser Anstalt, das meiste dabei zu sagen hatte. Diesem mochte es unangenehm seyn, auf die Macht, so manchen Begünstigten bei und in dieser Anstalt zu versorgen, Verzicht zu thun. Er sezte sich daher mit Hand und Mund dagegen, und versicherte, daß, so lange er der Vorgesezte dieser Anstalt wäre, eine solche Veränderung derselben nimmermehr statt haben sollte. Ob man in der Folge Mittel gefunden habe, entweder seine Einwilli-

gung

gung oder seine Abdankung zu erhalten, weis ich nicht.

Ich erzählte diesen Vorfall — nicht um den Mann zu beschämen; denn was für ein Interesse könnte ich dabei haben? — sondern weil ich es für die Pflicht eines nach Gemeinnützigkeit strebenden Schriftstellers halte, Dinge dieser Art öffentlich bekannt zu machen, und weil ich meinen jungen Lesern ein Beispiel schuldig war, wie schwer es in einer freien Reichsstadt den aufgeklärtern und bessern Gliedern des Raths gemacht werde, nüzliche Neuerungen einzuführen. —

Wenn man Menschenkenntniß erwerben will, so ist es nüzlich, die Leute in jeder Lage, besonders aber auch an solchen Orten zu beobachten, wo das Vergnügen sie zusammen führt. Deswegen gieng ich an einem angenehmen Nachmittage, von einem Freunde begleitet, nach dem sogenannten Sandhofe, einem öffentlichen Gasthause jenseits des Mayns, welcher einer der vorzuglichsten öffentlichen Vergnügungsörter der Frankfurter ist. Er liegt an einem kleinen Walde, dem man durch einige Schneitzen — so nennt man hier einen ausgehauenen Weg im Walde — das Ansehn eines Parks gegeben hat. Der Weg dahin geht über Sachsenhausen und ist mit Bettlern, wie mit einem ununterbrochenen Kordon, besezt. Eine solche Menge derselben hatte ich vorher nie gesehn; aber ich war auch noch nicht in der Gegend der vier Waldstädte gewesen, wo ich fünf Wochen nachher,

auf

auf östreichischem Grund und Boden, eine noch viel größere Anzahl wahrzunehmen Gelegenheit hatte. — Man kommt, indem man nach dem Sandhofe geht, bei einer großen Indiennefabrik *) vorbei, welche, wie ein Sommerpallast, in einer offenen Gegend am Mayn liegt, und einem Kaufmann in Frankfurt gehört.

Auf dem Sandhofe und in dem daran stossenden Wäldchen fand ich es ziemlich lebhaft. Gesellschaften aus allen Klassen, von den niedrigsten bis zum höchsten, waren hier bunt durch einander gemischt. Es wurde getanzt; und auch hieran nahm, ohne Unterschied des Standes, Theil wer wollte, die Tochter des Schneiders wie die des Rathsherrn, der Kaufmann und der Bürstenbinder. Dies schien mir sehr republikanisch zu seyn, und ich sah daher eine Zeitlang mit Vergnügen zu. Auch konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die niedrigen Stände hier schon unweit mehr Kultur und Verfeinerung äußern, als man im nördlichen Deutschland unter ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Denn unter den Weibern, Töchtern und Söhnen der Handwerker und gemeinen Bürgerleute, die ich hier tanzen sah, war niemand, der sein Menuet, seinen englischen Tanz, ja sogar seine Allemande nicht eben so kunstmäßig gelernt hätte, als in jenen nördlichen Gegenden blos die Vornehmen und Reichen sie zu lernen pflegen. Auch in Ansehung der Kleidung ist hier der Unterschied zwischen Vor-

*) So nennt man hier, wie in Frankreich und in der Schweiz eine **Kattunfabrik.**

Vornehmen und Geringen nicht so groß und merklich, als in andern Ländern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Leute aus den niedrigen Ständen hier viel leichteres Blut, einen freiern Sinn, und bei weitem nicht so viel Schwerfälliges und Plumpes in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Benehmen äußern, als man in Westphalen, Holstein, Meklenburg und Pommern findet. Ob dies von dem mildern Clima und von dem täglichen Genusse des Rheinweins, statt des in jenen Ländern gebräuchlichern Biers und Branteweins herrühre; und ob die größere Gewandheit und Feinheit der hiesigen gemeinen Bürger und Handwerksleute ein hinreichendes Aequivalent für die westphälische und niedersächsische Treuherzigkeit, Simplicität und Ehrlichkeit sey, lasse ich dahin gestellt seyn.

Wenn man während der Messe nach Frankfurt oder aus Frankfurt in die umliegenden Länder reiset: so muß man sich mit einem Geleitszettel versehn. Dies ist eine Art von Paß, die heutiges Tages wohl keinen andern Endzwek hat, als die Reisende in Kontribution zu setzen. Man muß ihn nämlich kaufen; und wer dieses unterläßt, der läuft Gefahr unterwegens in Verhaft genommen und genöthiget zu werden, seine Loslassung durch eine weit beträchtlichere Summe zu bewirken. Der Ursprung dieses Gebrauchs ist folgender.

Ehemals übten die Ritter und Fürsten eine Art von ehrlicher und gesezmäßiger Straßenräuberei in Deutschland aus. In diesen Zeiten des Faustrechts waren besonders die Kaufleute, welche mit ihren

Waaren

Waaren auf die Jahrmärkte und Messen zogen, den gewaltsamen Beraubungen auf öffentlicher Landstrasse häufig ausgesezt, und es gab kein ander Mittel, sich davor zu sichern, als daß sie sich von einer Anzahl bewafneter Leute begleiten und beschützen ließen. Diese öffentliche Unsicherheit hat nun zwar Gottlob! schon lange aufgehört; aber der Gebrauch der Begleitung zur Zeit der Frankfurter Messe dauert fort: Die Kaufleute von **Bamberg Nürnberg** u. s. w. die zur Messe wollen, reisen Karavanenweise, werden unter einer Bedeckung von Reutern bis an die nächste Gränze gebracht, wo andre Reuter sie in Empfang nehmen, und so werden sie aus einem Lande ins andre bis an das Gebiet der Stadt Frankfurt begleitet. Hier kömmt ihnen eine Deputation der Stadt entgegen und führt sie an die Thore.

Wenn die sämtlichen Geleite angekommen sind, so wird in der Stadt selbst eine Feierlichkeit vorgenommen, welche man das **Pfeifergericht** nennt. Es ziehen nämlich die Kaufleute dreier Städte — wenn man mich recht benachrichtiget hat, so sind es die von **Worms, Bamberg** und **Nürnberg** — in Prozeßion nach dem Römer, wobei sie in blauen und rothen Mänteln erscheinen und sich von einem Trupp Musikanten auf blasenden Instrumenten vorspielen lassen. Wann sie nun auf einem dazu bestimmten Saale des Römers angekommen sind, so überreichen sie den daselbst versammelten Deputirten des Raths einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Stäbchen, ein Paar lederne Handschuh und einige Münzen. Auf was eigentlich ein jedes dieser sonder-

baren

baren Opfer deuten soll, habe ich nicht erfahren können. Eins dieser Geleite muß, sagt man, auch einen Filzhut überreichen und zwar zum Andenken, sagt man, an die Verweise oder Filze, welche das Geleit derselben Stadt einst zu Frankfurt bekommen habe, da es einmal zu spät erschienen war.

So lange nun die Messe währt, läßt jeder benachbarte Staat, zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit, Husaren oder Reuter auf den Landstrassen reiten. Diese halten jeden Reisenden an, und verlangen, den Geleitszettel zu sehn. Hat man ihn, so darf man ungehindert seiner Wege ziehn; hat man ihn aber nicht, so wird man in Verhaft genommen und sieht sich allerlei Beschwerden, Geldkosten und Weitläuftigkeiten ausgesezt, bevor man wieder auf freien Fuß kommt.

Da ich nicht weiß, ob und wann ich meine Rükreise, welche über Maynz gieng, werde beschreiben können; dieser Ort aber allerdings verdient, daß meine jungen Leser ihn schon jezt, da ich sie in die Nachbarschaft desselben geführt habe, etwas genauer kennen lernen: so halte ich es für nüzlich, bevor ich weiter gehe, hier ist eine diese Stadt betreffende und aus den Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland entlehnte Episode *) Auszugsweise einzuschalten.

Episode von Maynz.

„Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Wege von Frankfurt nach Maynz erblikt, würden in

*) Abschweifung.

in Baiern oder Nord = Deutschland Städte heissen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstande der Einwohner. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Striche Landes äußerst wohl. Er ist fast durchaus ein freier Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrükt wird. In den benachbarten darmstädtischen Landen ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der maynzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und emsiger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler. "

„Bis auf zwei Stunden von **Maynz** beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der außerordentlich ergiebig ist, und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beste gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüse. Feiner Blumenkohl und vortrefflicher Spargel sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüsen und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland nirgends besser, als hier; der **Kappes** *) wird aus dieser Gegend sowohl roh, als eingemacht in großen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar bis nach Holland verführt. Das kleine Städtchen **Kronberg**, welches ungefähr zwei Stunden von der Landstrasse entlegen ist, und welches man

längst

*) So heißt in einigen Gegenden der weiße Kopfkohl.

längst einem großen Strich Weges hin auf seiner Anhöhe thronen sieht, verkauft jährlich für ungefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obstessig und Kastanien, von denen es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Walde von Obstbäumen, und beherrschen ausser demselben ungeheure Getraidefelder. Das Land ist übrigens vortrefflich angebaut. In dem Striche von Frankfurt bis Maynz, und von Maynz bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ungefähr vier Meilen in die Länge, und zwei in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 große Marktflecken und gegen 80 Dörfer, worunter wenige über 60 Familien stark sind."

„Zu **Wikert**, zwei Stunden von Maynz, verändert sich die Natur des Landes. Von der durch die Wetterau laufenden Bergreihe erstrekt sich hier ein Arm bis an das Ufer des Mayns herab, und bildet unfern desselben 2 breite Hügel, auf deren einem **Wikert**, auf dem andern aber **Hochheim** liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortrefflichen Wein. Der östliche Abhang des zweiten ist unvergleichliches Getraidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Flecken **Hochheim**, von welchem die Engländer allem Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark seyn. Einen schönen und reichern Bauernort hab ich nicht gesehn. Er gehört dem Domkapitel von Maynz, und der Dechant dieses

Kapi-

Kapitels genießt die Revenüen desselben. In einem guten Jahre gewinnt derselbe hier für 12 bis 15 tausend Gulden Wein. Er, und die Augustiner von Maynz und Frankfurt sind ausschließlich im Besiz der sogenannten Blume *) des Hochheimer Weines, von welcher in guten Jahren das Stükfaß zu 600 Maaß für 900 bis 1000 Gulden von der Kelter wegverkauft wird. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt. "

„Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Orte selbst die gewöhnliche grüne Bouteille mit einem Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgang in diesem Sekulum, nemlich von 1766. Auch hätten wir ihn nicht bekommen, wenn nicht ein Advokat von Maynz bei uns gewesen wäre, dem der Wirth seiner Vortheile halber, zu Gefallen seyn wollte. Dies war der erste deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden habe. Er war auf der Zunge bloßes Gewürz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch seyn mag, ist doch nicht von Eßig frei, ob man schon die Bouteille vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit einem halben Gulden im Orte selbst bezahlt. "

„Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis nach Maynz, war eine der angenehmsten auf meinen deutschen Reisen. Erst geht es den goldenen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten hinab, die an der Strasse stark von

*) D. i. der allerbesten Art.

Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhange beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bei dem Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet. Die Blume des Hochheimer Weins wächst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedekt ist, sondern gerade gegen Süden. Hierauf kömmt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obstgärten die schönsten ländlichen Scenen darstellen. Zur Linken schimmert nahe bei, durch einen Wald von Obstbäumen das wirklich prächtige Dorf Kostheim, hervor. Die schöne Strasse windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des großen Fleckens Cassel, welcher am Ende der mannichfaltigen und natürlichsten Allee am Ufer des Rheins, grade gegen Maynz über, zum Vorschein kömmt."

„So, wie man die Schiffbrücke erreicht, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblik überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer des Mayns verschlungen hat, und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kömmt aus einer Ebene herab, die am Horizont den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, nachdem er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Fußen und auf deren Abhange man einige Oerter schimmern sieht, bilden amphitheatralisch das sogenannte

nannte Rheingau, welches der Thron des deutschen Bacchus ist *). Der Rhein hat hier immer noch die schöne grünliche Farbe, die man in Helvetien an ihm bewundert, und noch auf eine weite Strecke hinab unterscheidet er sein Gewässer sorgfältig von dem trüben Mayn. Grade vor den Augen hat man die Stadt Maynz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzähligen Schiffe, welche die Rheden derselben bedecken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchenthürme im Kristallwasser des Rheines. Die Länge der Stadt am Rhein hinab, beträgt, die weitläuftigen Festungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die große und etwas finstere Masse der alten Gebäude, sieht man hier und da einige neuere hervorblicken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowohl längst dem Rhein hinab, als auch zu beiden Enden ist der Häuserbau hie und da mit reichem Grün geschmükt. — Kaum läßt sich die Lage von Dresden mit der von Maynz vergleichen, so prächtig jene auch ist."

„Die Reize des Anbliks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kömmt. Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteigquartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist grade der, wo die wenigsten, und fast gar keine Gasthöfe, und keine Passagen sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den drei Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in

*) Wo der vorzügliche meiste deutsche Wein wächst.

der finsterſten und abſchreckendſten Gegend derſelben, ſo gut auch die Bewirthung darinn iſt. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas anders, als eine finſtere Häuſermaſſe zu ſehn, die über die engen Straſſen hie und da den Einſturz drohn. Ich habe deswegen von dieſer Stadt die widerſprechendſten Nachrichten bekommen, ehe ich ſie ſelbſt beſichtigt hatte. Einige hatten ſie mir als eine Kloake, und andere, als eine der beſten Städte Deutſchlands beſchrieben. Erſt vor einigen Tagen traf ich einen unſrer Landsleute *), die als Avanturiers von jeder Art, beſonders in dieſer Gegend ihre Rechnung finden, der mich in vollem Ernſt verſicherte, Maynz wäre die einzige erträgliche Stadt in Deutſchland. Der gute Mann hatte nichts, als das Kölniſche und Trierſche, und einen Theil von Weſtphalen geſehn. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutſchland ſehr groß wäre.“

„Der nördlichſte Theil der Stadt, wo die Reſidenz des Fürſten liegt, iſt wirklich ſehr ſchön gebauet. Hier ziehn ſich 3 ſchnurgrade Straſſen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheins bis auf 700 Schritte landeinwärts in parallelen Linien, die faſt regelmäſſig von hübſchen Querſtraſſen durchſchnitten werden. Die churfürſtliche Reſidenz beherrſcht ſowohl durch dieſe Parallelſtraſſen, als auch über den Rhein, und einen Theil des Rheingaus eine unvergleichliche Ausſicht. Von dieſem neuen Theil der Stadt ziehn ſich einige ſehr ſchöne Straſſen und Plätze in die alte

*) Franzoſen.

alte Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch in der alten Häusermasse findet man hie und da einige lachende Gegenden. Der mitten in der Stadt gelegene Markt ist zwar kein regelmäßiger, aber doch einer der schönsten Plätze, die ich in Deutschland sah.“

„Auf demselben nimmt sich die Domkirche vorzüglich gut aus. Sie ist ein ungeheures, vortreffliches, gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ungefähr 17 Jahren vom Bliz in die Asche gelegt ward. Er war von einem Wald von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, eh er verzehrt ward. Um diesem Schiksale in Zukunft vorzukommen, ließ ihn das Domkapitel nun von bloßen Steinen, beinahe in gleicher Höhe erbauen, welches Unternehmen gegen 400000 Gulden gekostet hat. Schade, daß es zu sehr mit kleinen Zierrathen überladen ist; und noch mehr Schade, daß dieser bewundernswürdige Dom mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdecken! Allein, da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt am theuersten sind, so kann man es dem Domkapitel nicht sehr verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in mehrerem Glanze paradiren läßt.“

„Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Doms. Verschiedene prächtige Monumente von Churfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere

desselben. Unter andern bewunderte ich das Monument eines verstorbenen Domprälaten, Herrn von Dahlberg, welches der Bildhauer Melchior verfertigt hat. Der Prälat liegt in Lebensgrösse auf einem Sarge, worauf eine Pyramide steht, die eine Dreyfaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortrefflich, würde aber noch viel schöner seyn, wenn der Künstler seine eigene Idee hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Chor pranat ein köstliches Stük von Bildhauerkunst. Ein Graf von Lamberg, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen kommandirte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts aus der Stadt Maynz vertrieben, und an der Seite desselben in einem Schiffe, während des Angriffs von einer Stückkugel getödtet ward, hebt mit dem rechten Arm trotzig den Deckel seines Sarges auf, und strekt mit der Linken den Kommandostab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und drükt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehrere sehenswürdige Denkmäler. — Der Schaz derselben übertrifft das sogenannte grüne Gewölbe zu Dresden, wovon man so viel Lärmen macht, um ein beträchtliches.“

„Nebst dem Dom enthält die Stadt Maynz noch viele andere merkwürdige Kirchen von modernem Geschmak. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Maynzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstük eines verdorbenen Geschmaks. Um so

viel

viel schöner ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von antiken Stil seyn würde, wenn nicht eine unglükliche Hand auch hier viel Zierereien angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Pallästen der Adelichen, die hie und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Simplizität, welche ganz allein die wahre Größe und Schönheit ausmacht.“

„Nach einem Menschenalter wird die Stadt Maynz im Aeusserlichen kaum mehr zu erkennen seyn. Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jeztregierenden Fürsten zu seyn. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuem aufzubauen, und wenn manche Strassen etwas breiter und grader wären, so würden sie schon keine schlechte Figur machen. Die Einwohner, deren Anzahl sich samt der Garnison auf 30000 beläuft, sind eine gute Art Leute, die, wie alle Katholicken Deutschlands, sehr viel auf gute Tafel halten. Ihre Physionomien sind interessant, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Wiz und Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Generationen werden sie in der Kultur des Geistes ihren protestantischen Landsleuten gleich seyn, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit 16 bis 18 Jahren durch die guten Erziehungsanstalten, vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele hell-

denkende und wirklich gelehrte Männer, als hier *). "

„Nach Wien giebt es wenig Städte in Deutschland, wo ein zahlreicherer und mächtigerer Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100000 Gulden Einkünfte haben. Nebst diesen zählt man hier noch viele Häuser, die jährlich 15 bis 30tausend Gulden Revenüen haben. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Domprfründen, und die Hoffnung, einst einen von ihren Verwandten oder Nachkömmlingen zum Kurfürsten erhoben zu sehen, lokt die Familien hieher, und macht sie auf ihre Reinheit aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sey, einen Sprossen auf den erzbischöflichen Stuhl zu haben, kann man daraus ermessen, daß der vorige Kurfürst, der nicht der strengste Oekonom war, und nicht viel auf Nepotismus **) hielt, für seine Familie gegen 900000 Gulden zurükgelas-

*) Aber auch hier des krassen Aberglaubens nicht wenig! Ich las, z. B. auch hier, wie in andern katholischen Städten, an den Kirchthüren angeschlagene gedrukte Zettel, worinn demjenigen, der an dem bevorstehenden Feste, ich weiß nicht welches Heiligen, in die Kirche kommen, und um die **Ausrottung der Ketzer**, d. i. der Protestanten, beten würde, **ein vollkommener Ablaß für alle seine Sünden** versprochen wurde. Sollte man glauben, daß so etwas in einer Stadt, in welcher so viel aufgeklärte Männer sind, statt finden könne?

Der Herausgeber.

**) Die Erhebung der Anverwandten.

gelassen, wovon sie aber nur die Nützung hat, und die nach Absterben derselben dem Lande anheimfallen. Sein Vorfahr, ein Herr von Ostein, soll seiner Familie vier Millionen rheinische Gulden hinterlassen haben.

„Es giebt unter diesem Adel viele Personen von großen Verdiensten, die seltene Kenntnisse mit einem thätigen Leben verbinden; und überhaupt zeichnet sich derselbe durch die sogenannten feinen Sitten und gute Lebensart von dem größten Theil des übrigen deutschen Reichsadels aus. Allein im Ganzen ist seine Erziehung doch so steif, und zu verzärtelt. Er ist so unpopulär, daß er dem ersten Minister des Kurfürsten den Zutritt in seine Assembleen versagen würde, wenn er nicht von stiftsmäßigem Adel wäre; und einige dieser Herren Barone glauben sich wirklich zu verunreinigen, wenn sie vis-à-vis mit einem Unadelichen stehn. Sie sprechen alle einen elenden französischen Jargon, und schämen sich wirklich ihrer Mutterspracche, wie denn auch wenige von ihnen mit der Litteratur ihres Vaterlandes genau bekannt sind, da sie hingegen alle, wenigstens die leichte Reuterei von den französischen Schriftstellern kennen. Die Tafeln, Kleidungen und Equipagen sind hier nach dem besten Ton von Paris. Wenn aber die Barone wüßten, welche erbärmliche Figuren, sie, überhaupt genommen, zu Paris spielen, und welche geringe Meinung man daselbst von ihnen hat, so sehr man sie auch ihrer Louisd'or halber, mit Komplimenten überhäuft: so würden sie die Platten, Kleidungen, und Equipagen à la Parisienne

zum

zum Henker wünschen. Ich kenne hier einige junge Herren von Adel, die auf dem Lande erzogen wurden, und als Landjunker der übrigen Noblesse zum Gespötte dienen; allein, diese haben ihre vollen und rothen Wangen; und wenn sie sich nicht auch so kavaliermäßig, wie die übrigen, die Zähne zu stochern wissen, die Ringe an den Fingern nicht mit so viel Grace spielen lassen, nicht durch eine Lorgnette nichts sehen können, sich nicht auf einem Bein herumdrehen, und mit dem schönen Air in die Luft pfeifen können: so haben sie doch ihren gesunden Menschenverstand, und wissen den Bauer und Bürger zu schätzen. Ihr Abstich mit den übrigen Baronen sezt die sogenannte feine Erziehung in ein besseres Licht, als die weitläufigste Abhandlung."

„Die hiesige Geistlichkeit ist die reichste in Deutschland. Eine Dompfründe trägt in einem mittelmässigen Jahre 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe eines Domprobstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 4000 Gulden ab. Jene, des Domdechants, trägt gegen 20000 Gulden ein. Die sämtlichen Einkünfte des Domkapitels betragen beinahe 400000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten verboten ist, daß Einer nicht mehr als Eine Pfründe besitzen soll, so haben die hiesigen Domherren doch alle 3, 4 bis 5 Pfründen, und es ist schwerlich ein Kapitular da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Revenüen hätte. Der verstorbene Domprobst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von denselben jährlich gegen 75000 Gulden zog.

Nebst

Nebst dem Dom sind noch viele Chorherrenstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir von dem Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu geben, dient dir zur Nachricht, daß man bei der Aufhebung der Jesuiten 120,000 Thaler für ihre Weine lößte, ob sie schon um den billigsten Preis verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzem eine Karthaus *) und zwei Nonnenklöster auf, die zusammen für ungefähr 500,000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten. "

„Von jeher waren die theologischen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter, als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in den Händen so vieler gemeinen Leute, besonders auf dem Lande zu sehen, und man versichert mich, daß das Lesen derselben in der hiesigen Diöcese, nie verboten gewesen sey: sondern daß man nur den Leuten gerathen habe, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen. "

„Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistlichen Schafstalles gethan. Er erlag unter der herkulischen Arbeit; der jetzige Fürst sezt sie, aber mit etwas gemäßigterm Eifer, fort. Jener war besonders für die Mönche fürchterlich, und sah bei Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu galantes Air annahmen, und die Grenzen der anständigen Freiheit ein wenig zu sehr überschritten. "

Wie

*) D. i. ein Kloster für Karthäusermönche.

„Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Patrioten von Maynz seyn müsse, kannst du zur Gnüge daraus ermessen, daß er blos zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrerakademie für das Land, jährlich über 30000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung alle Verordnungen und Verbesserungsanstalten in einem Staat unnüz, oder doch nur augenblikliche Linderungspflaster, und keine vollkommene Kur seyn, sparte er nichts, was zu diesem Endzwek beitragen konnte. Der jeztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewohl in einem etwas abgeänderten Stil, auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsächlich zur Beförderung der höhern Erziehung, und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten 3 aufgehobenen Klöster schenkte er der Universität, deren vormals sehr schmale Einkünfte dadurch um ungefähr 100000 Gulden vermehrt wurden.

„Die Anekdote in Pilatis Reisen von einem Schweizerofficier, der seinen Bedienten hier in keinem Gasthause, wegen der Religion unterbringen konnte, entspricht dem jetzigen Ton des hiesigen Publikums nicht. Ich war hier in mehrern Gasthäusern, wo mir der Wirth von selbst auf die Fasttage Fleisch anbot, wenn ich allenfalls ein Protestant wäre. Wahrscheinlicher Weise hat der Officier auch nicht die ganze Tour durch die einigen hundert

Wirths-

Wirthshäuser gemacht, und es ist hier, wie überall. In einer Straße ließt man noch Legenden, während, daß man in der andern mit Locke und Newton konversirt. Wenn man Paris nach den Leuten in der Gegend der Porcherons, Berlin nach den Gemeinden, die wegen eines alten unsinnigen Gesangbuchs beinahe einen Aufruhr erregt hätten, und Hamburg nach den Gemüseweibern, an deren Spitze der Pastor Götze steht, beurtheilen wollte: so würde das Urtheil über diese Städte sehr schlecht ausfallen. "

„Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und anderer Vortheile seyn könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind im Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn; und nebenher Spediteurs für die Kaufleute von Frankfurt und einige andere Städte machen. Wie kleinlich hier im Ganzen noch der Kaufmannsgeist sey, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwerlich einen Wechselbrief von 30000 Gulden anbringen könnte. Einige Galanteriehändler, 4 bis 5 Tabaksfabrikanten und 5 bis 6 Spezereihändler sind alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannsschaft rechnen könnte. Einen Wechsler giebts hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschäzbare Stapelrecht, und beherrscht vermittelst des Rheins, Mayns und Neckars die ganze Aus- und

Einfuhr

Einfuhr vom Elsaß, der Pfalz, von Franken und einem Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleute geladen haben.“

„Religionsvorurtheile waren ein Haupthinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen. Sie versprach dem Churfürsten, der Stadt Maynz grade gegen über, nämlich zwischen Cassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet, eine ganze neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu befestigen, eine hinlängliche Besatzung darinn zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freie Ausübung ihrer Religion gestattete, und sie die Vorrechte der alten Stadt Maynz genieſſen lassen würde. Allein der damalige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bei seiner Residenz das Gift der Ketzerei Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäußert, so glüklich zu seyn, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbietung machten. Auch unter der itzigen Regierung würden sie sehr willkommen seyn; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten, aber man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr.“

„Der Stolz und die Verschwendung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er und

die

die Geistlichkeit sind im Besiz des großen Kapitals dieser Stadt, dessen Interessen blos in der innern Verzehrung rouliren, und während, daß der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Kavalier hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich aus seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft blos das Aeusserliche und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von demselben die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Industrie zu verdoppeln.

„Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr interessant sind. Die Landleute sind ausserdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Bayern und Norddeutschen, die überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Mayngebiete und auch einen Theil von Hessen bis hieher, fielen mir die Beine der Leute stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts und bilden Frauenzimmerfüße, oder sie sind ganz grade wie Stecken. Schön ausgeschweifte Männerfüße sieht man hier zu Lande höchst selten. Zuverläßig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herrscht, wenigstens zum Theil Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn

sie ihre Kinder so steif, wie ein Stük Holz einfel-schen, und sie dann Tage lang in dieser unnatürli-chen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jah-ren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist.“

„Ueberhaupt muß man die Kopien der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als blonde. In den so nah gelegenen Darmstädtischen Landen sind die Einwohner diesen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeusserli-chen, welche Völker Deutschlands mit Fremden vermischt sind, und welche Länder bei der großen Völkerwanderung von undeutschen Kolonisten in Besiz genommen wurden. Die schwarzen und dun-kelbraunen Haare der hiesigen Einwohner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten.

„Wenn die churfürstl. maynzischen Lande bei-sammen lägen: so hätten sie Getraide und alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, in größtem Ueberfluß. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind: so müssen sie verschie-dene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt, samt dem benachbarten Rhein-gau in Rüksicht auf das Getraide von der Pfalz abhängig, so ergiebig auch der maynzische Antheil in der Wetterau an Korn, Waizen und allen Ge-traidegattungen ist. Das vorzüglichste Produkt der am Rhein gelegenen Lande des Churfürsten ist der

Wein,

Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstande Rheinwein heißt, und nur die Weine von Nierstein, Bacharach, und einigen andern sehr wenigen Orten, die nicht im Maynzischen liegen, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweins mitbegriffen; die pfälzischen, bergsträßischen, badenschen und elsaßischen Weine aber sorgfältig davon getrennt."

So viel von Maynz!

13.

Reise von Frankfurt nach Darmstadt. Aufenthalt daselbst. Kleine Lustreise nach dem Melibocus. Merkwürdige Anekdote.

Zu meiner fernern Reise von Frankfurt nach Darmstadt bediente ich mich abermals der Diligence. Eben da ich aufsteigen wollte, sah ich noch verschiedene kleine Freunde und Freundinnen herbeieilen, welche theils meine persönliche Bekanntschaft machen, theils mich noch einmal sehn und mir Glük auf den Weg wünschen wollten. Ich riß mich ungern von ihnen los, und fuhr unter lauten Wünschen, die sie mir nachriefen, gerührt von dannen.

Der Weg von Frankfurt nach Darmstadt ist, besonders anfangs, ungemein sandig. Dennoch vollendeten wir diese vier Meilen innerhalb sechs Stunden. Der wunderliche Name dieses Theils der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt heißt, wie

meine jungen Leser wissen werden, die obere Grafschaft Katzenellnbogen; eine Benennung, welche nicht, wie es das Ansehn hat, von dem Worte Katze und Ellnbogen, sondern von dem Namen der alten Vorfahren der Hessen, welche Catten hiessen, und von dem Berge Melibocus, herzukommen scheint. Von diesem Berge wurden die daran wohnenden Catten Catti Meliboci, und die Gegend umher Cattimelibocia genannt; woraus denn nach und nach durch verdorbene Aussprache der seltsame Name Catzenellnbogen entstanden seyn mag.

Man sieht hier ziemlich viel Indüstrie, aber, im Ganzen genommen, wenig Wohlstand. Dies scheint sich zu widersprechen, weil gewöhnlicher Weise Fleiß die Mutter des Ueberflusses ist: allein der anscheinende Widerspruch verschwindet, wenn man folgende für dies Land sehr unglükliche Umstände erfährt.

Der jetzige Herr Landgraf ist, wie viele andere Beherrscher kleiner deutscher Staaten, ein grosser Freund von Soldaten. Er unterhält daher Jahr aus Jahr ein an 5000 Mann sehr schöner Truppen, welche wenigstens um die Hälfte mehr ist, als die öffentliche Sicherheit dieses Landes zu erfordern scheint und als es mit Gemächlichkeit unterhalten kann. Dies würde indeß noch zu ertragen seyn, wenn nur das Geld, welches die Unterhaltung dieses Korps kostet, dabei im Lande bliebe. Allein unglüklicher Weise hat der Herr Landgraf schon seit vielen Jahren, ich weiß nicht

warum

warum *), für gut gefunden, nicht zu Darmstadt oder an einem andern mitten in seinen eigenen Staaten liegenden Orte, sondern — zu Pirmasens, einem Schlosse und kleinem Orte in der, ihm zwar auch gehörigen, aber größtentheils unter französischer Landeshoheit stehenden Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß zu residiren, und eben dahin auch den größten Theil seiner Truppen zu ziehn, damit sie ihm da zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienten. Dahin gehen also jährlich 3 bis 400000 Gulden, welche theils der Hofstaat des Herrn Landgrafen, theils die dortigen Truppen kosten, ohne jemals wieder ins Land zurükzukehren. Man bedenke, was das für ein erschöpfender Ausfluß ist!

Der allgemeine geliebte Erbprinz dieses Landes, der mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter über in Darmstadt, und in den Sommermonaten größtentheils zu Auerbach, einem zwischen Bergen verstekten ungemein simpeln Landhause, neben einer mineralischen Quelle wohnt, sucht diesen jährlichen großen Verlust des Landes, so weit das möglich ist, durch die größte Sparsamkeit bei seiner eigenen kleinen Hofhaltung einigermaßen wie-

*) Denn derjenige Grund, den man in dortiger Gegend davon angiebt, „daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht durch schrekhafte Eindrücke in der Kindheit verwöhnt, das große Schloß zu Darmstadt bei Nachtzeit zu graulich gefunden haben sollen,“ schien mir der Würde eines Fürsten zu nahe zu treten und daher nicht glaublich zu seyn.

wieder einzubringen. Ich hatte das Glük, auf erhaltene Einladung zur Tafel, diesem gütigen Prinzen und seiner eben so liebreichen Frau Gemahlin Durchl. zu Auerbach aufzuwarten, und ich war gerührt über die simple, prachtlose und fast bürgerliche Lebensart, die ich hier beide führen sah. Alles, was ich hier sah und hörte, überzeugte mich, daß die großen Hoffnungen, welche das Land auf diesen seinen künftigen Regenten sezt, keinesweges übertrieben sind.

Man bauet in diesem Lande unter andern sehr viel Hirse, welcher zum Theil nach Holland versandt wird, und zugleich sehr viel Grapp (Krapp) oder Färberröthe, ein Gewächs, dessen Wurzel, wie schon der Name anzeigt, zum Färben gebraucht wird. Man gewinnt im Darmstädtischen jährlich gegen 80000 Centner solcher Wurzeln, welche dem Landmanne mit zwei Gulden für den Centner, so wie sie aus der Erde kommen, abgekauft werden; daß also der Grappbau alle Jahr an 160,000 fl. unter die Landleute bringt.

Die meisten Felder werden hier, wie in dem ganzen südlichen Deutschlande, des Jahrs zweimal genuzt. Sobald nämlich die Getraideerndte vollendet ist, pflügt man das Stoppelfelde sogleich wieder um, und säet Rüben oder Wicken, leztere zur Fütterung für das Vieh, hinein. Dies gewährt einem Reisenden, der aus nördlicheren Gegenden kommt, einen angenehmen Anblik, indem er zu einer Zeit, wo er nichts als Stoppelfelder zu sehen gewohnt ist, alles rund umher wieder grünen sieht,

als wenn so eben erst der Frühling eingetreten wäre.

Darmstadt ist für eine Residenzstadt gar nicht ansehnlich und erhebt sich nicht sehr über eine mittelmäßige Landstadt. Sie mag ungefähr 8000 Einwohner enthalten. Das Residenzschloß ist so groß angelegt worden, als wenn alle Fürsten Deutschlands zugleich darinn wohnen sollten; allein — es ist unvollendet geblieben. Auf den ersten Anblik glaubt man ein sehr großes Magazin zu sehn, weil das untere Geschoß noch immer nicht mit Glasfenstern versehen, sondern jede Fensteröffnung mit Brettern zugenagelt ist. Dieser Anblik macht einen sehr widrigen Eindruk.

Sehenswürdiger als dies Schloß in seinem unvollendeten Zustande, ist das neuerbaute Exerzierhaus; ein sehr künstliches und merkwürdiges Gebäude! Es besteht aus einem einzigen ungeheuern Saale, welcher, troz seiner ausserordentlichen Länge und Breite, von keiner einzigen Säule unterstüzt wird. Etwas auffallend ist es, in diesem, den kriegerischen Uebungen gewidmeten Saale, viele kleine eiserne Oefen angebracht zu sehn. Man kann sich der Frage nicht enthalten: wozu diese in einem Exerzierhause? und die Antwort, die man darauf erhält, ist: daß sie um des Herrn Landgrafen willen da wären, weil dieser die Kälte nicht ertragen könne, und gleichwohl bei seinem ehemaligen Aufenthalt in Darmstadt den Uebungen seiner Soldaten gern hätte beiwohnen wollen.

Der Schloßgarten liegt dicht an der Stadt und gewährt den Einwohnern einen angenehmen Ort zum Lustwandeln. Man hat ihn auf englische Weise eingerichtet; welche nach und nach die ehemalige steife und gekünstelte Manier der französischen Gärten überall verdrängen wird. Das Merkwürdigste, in diesem Garten war mir, wie vielen andern Reisenden, das Grab der leztverstorbenen allgemein verehrten Frau Landgräfin von Darmstadt mit einem von Friedrich dem Einzigen ihr gesezten Denkmale. Es besteht dasselbe aus einem mit Epheu ganz bewachsenen Hügel, auf welchem eine weiße marmorne Urne mit der Inschrift steht:

Ingenio vir, sexu Femina:

ein Mann an Geist, von Geschlecht ein Weib.

Schade, daß der Epheu diese Urne schon beinahe ganz umschlungen hat, so daß man die Inschrift kaum mehr lesen kann!

Fabricken von einiger Bedeutung giebt es in Darmstadt gar nicht. Die Bürger nähren sich theils vom Ackerbau, theils von Handwerken. Erstere bewohnen eine eigene Straße, die als ein besonderer Ort angesehen wird, auch seine eigene Jurisdiktion hat. Im Lande hingegen hat man folgende Fabricken, wovon einige ungemein blühend und beträchtlich sind: 1. die Grappfabrik bei Pfungstadt, wo die Grappwurzeln getroknet und gemahlen werden; 2. eine Pelzscheerfabrik in Rüsselsheim; 3. eine Strumpffabrik, die aus drei, von reformirten Flüchtlingen angebauten Dörfern besteht; und 4. einige Hutfabricken.

Man

Man hat in diesem Lande eine Invalidenanstalt errichtet, die an sich sehr lobenswürdig ist, nur daß sie durch die Art, wie das dazu erforderliche Geld herbeigeschaft werden muß, für viele drückend wird. Was kann gerechter seyn, als daß der Soldat, der im Dienst des Vaterlandes alt, schwach oder gar verstümmelt worden ist, am Abend seines Lebens vor Mangel und Elend gesichert werde; und was kann billiger seyn, als daß ein jeder, der an den Vortheilen dieses Schutzes Antheil genommen hat, nun auch zur Unterhaltung solcher ausgedienten Wächter des Staats nach Verhältniß seines Vermögens etwas beitragen müsse? Schränkte daher jeder Fürst sich darauf ein, nur so viel Truppen aufzubringen, als die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit seines Landes wirklich nöthig macht: dann würde kein billigdenkender Unterthan gegen eine verhältnißmäßige Auflage zur Verpflegung der Invaliden etwas einzuwenden haben. Aber wenn der Landesherr, mehr aus bloßer Liebhaberei, als weil ein wirkliches Staatsbedürfniß es erfordert, eine mit der Größe des Landes nicht in Verhältniß stehende Menge von Kriegesknechten mitten im Frieden unterhält; wenn der größere Theil dieser menschlichen Puppen, nicht zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, noch weniger zum Schuz gegen auswärtige Feinde, sondern lediglich zu amüsirenden Kriegsspielen gebraucht wird und nur dazu von dem Lande, welches keinen Nutzen davon hat, unterhalten werden muß: — dann scheint es, ich möchte mich gern so gelinde als möglich ausdrücken —

ein wenig hart zu seyn, den Unterthanen nun auch noch die Verpflegung derjenigen aufzubürden, welche in diesem Dienste alt geworden sind. —

Bei dem hiesigen Militär wird noch ein sonderbarer Gebrauch beobachtet, dessen Ursprung sich in einem ziemlich dicken Aberglauben verliert. Es wird nämlich in jeder Nacht, und zwar grade um die Mitternachtsstunde, die Trommel geschlagen, welches die Schaarwache genannt wird. Und warum dieses? Deswegen, sagt man, weil zur Zeit, da Wien von den Türken belagert wurde und alle ausgestellte Wachen grade in einer Mitternachtsstunde, in welcher die Stadt überrumpelt werden sollte, in tiefen Schlaf versunken waren, die Trommeln eines Darmstädtischen Regiments sich von selbst zu rühren begonnten, wodurch denn die Schlafenden gewekt und die Absichten der Feinde vereitelt wurden. Ich will indeß hoffen, daß das mitternächtliche Trommeln in Darmstadt, außer der Fortpflanzung dieser abergläubischen Sage, auch noch auf etwas Vernünftigeres abzwecke.

Nachdem ich einige sehr verdienstvolle Männer in Darmstadt kennen zu lernen das Vergnügen gehabt hatte, fuhr ich am dritten Tage meines Hierseyns in Begleitung meines Wirths, des würdigen Herrn Conrektors Sartorius, und zweier jungen Barone von Harthausen, welche mir während meines Hierseyns ungemein viel Liebe und Gefälligkeit erwiesen hatten, nach Jugenheim, einem an der Bergstraße sehr romantisch liegenden Dorfe,

um

um von hieraus den oberwähnten nahe liegenden Berg Melibocus zu besteigen. Wir traten bei einem Landpfarrer ab, einem so biedern, simpeln, gastfreien, gutmüthigen und zugleich verständigen Mann, daß er zu dem Bilde des bekannten Landpriesters von Wakefield *) gesessen zu haben schien. Er heißt Lindemayer; und ich bin stolz darauf, diesen braven Mann unter meine Freunde zählen zu dürfen.

Nachdem wir eine, mehr durch wahre Gastfreundlichkeit, als durch indianische Spezereien gewürzte, Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, traten wir, in Begleitung des lieben Pfarrers und seiner muntern Kinder, die beschlossene Wanderschaft nach dem Melibocus an. Dieser Berg ist zwar der höchste unter denen, die das lange von hier nach Basel ununterbrochen fortlaufende Kettengebirge ausmachen, an dem die sogenannte Bergstraße sich hinzieht: allein man ersteigt ihn demungeachtet ohne sonderliche Mühe, vorausgesezt, daß man einen der Gegend eben so kundigen Führer hat, als der unsrige war.

Die Aussicht, deren man auf dem Gipfel dieses Berges genießt, ist wohl unstreitig eine der größten, mannichfaltigsten und schönsten in Deutschland. Tief zu unsern Füßen lag eine gegen Süden und Norden grenzenlose Fläche, gleich einer ausgespannten Landcharte. Durch dieselbe hin schlängelt sich in malerischen Krümmungen der blaue Rhein, und nimmt obwärts

*) Die Hauptperson eines englischen Romans dieses Namens.

obwärts den von Heidelberg kommenden Neckar bei Mannheim, und unterwärts den von Frankfurt herfließenden Mayn bei Maynz auf. Gegen Westen erblikt man, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, das lange Vogesische Gebirge, welches auf der einen Seite gegen Süden, auf der andern gegen Norden weiter läuft, als das Auge folgen kann. Dreht man sich um, so übersieht man gegen Osten einen Theil derjenigen Gebirge, welche den Odenwald ausmachen, und unter diesen den Spessart. In der ungeheuren Fläche hingegen unterscheidet man bei klarer Luft und guter Sehekraft Heidelberg, Speier, Mannheim, Worms, Oppenheim, Maynz, Frankfurt, Hanau, Darmstadt und eine Menge kleinerer Ortschaften. Die Spitzen der meisten Berge längst der Bergstraße sind mit Ruinen ehemaliger Raubschlösser gekrönt, welches ihnen ein sehr ehrwürdiges und malerisches Ansehn giebt.

Auf dem Gipfel des Melibocus hat der jeztregierende Landgraf einen hohen maßiven Thurm errichten lassen, der eine der schönsten Sternwarten in der Welt abgeben würde, wenn er zu diesem Behufe eingerichtet wäre. Allein seine Bestimmung ist dermalen nur die, eine noch größere und weitere Aussicht zu gewähren. Man hat ihn mit einer Inschrift versehen, von der jeder Darmstädter von Geschmak, zur Ehre seines Vaterlandes wünschen muß, daß sie je eher je lieber — übertüncht oder ausgekrazt werden möge. Der Wanderer, dessen Seele durch die Höhe des Orts, wo

er

er steht, durch die reinere Himmelsluft, die er einathmet, und durch die weite herrliche Aussicht, deren er hier genießt, mehr als gewöhnlich zu großen Gedanken und hohen Empfindungen gestimmt ist, tritt mit der Erwartung davor hin, solche Gedanken und Empfindungen in sich erwekt und entwickelt zu fühlen, wenn er folgende in jeder Betrachtung ganz erbärmliche Reimereien lieset:

Dies Denkmal, Cattenberg, du
Urfprung aller tapfern Heffen,
Haft du der Gegenwart
Des neunten Ludwigs beizumeffen,
Der, wie dein erftes Volk, gedacht und
denken wird,
Dafs Heldenmuth und Ruhm der Fürften gröfte
Zierd.

Oeffentliche Denkmäler und Inschriften sieht jedermann, und zwar mit Recht, für Proben des Geschmaks und der Aufklärung an, welche damals herrschten, da man diese Denkmäler errichtete, weil man voraussezt, daß die gescheutesten Leute derselben Zeit und desselben Landes dabei zu Rathe gezogen wurden. Man sollte daher, wenn uns die Ehre unsers Zeitalters und unsers Vaterlandes nicht ganz gleichgültig ist, entweder gar keine, oder nur solche setzen, welche mit dem Stempel des guten Geschmaks geprägt wären, und eine Kultur des Geistes verriethen, deren man sich bei den Ausländern und bei der Nachwelt nicht zu schämen brauchte. Aber was für Begriffe muß der Ausländer sich von dem Geschmacke und dem Grade der Aufklärung

dieses

dieses Volkes machen, wenn er jene sinnlose Innschrift ließt, und nicht weis, daß sie vielleicht in dem rohen Gehirn irgend eines Jägers oder Bereuters entstand, der, ohne den Auftrag dazu zu haben, seinem Fürsten eine derbe Schmeichelei auftischen wollte, um ein Geschenk oder eine bessere Versorgung zu erhaschen?

Junge Prinzen können hieraus beiläufig lernen, daß ein Fürst, dem seine eigene und seines Landes Ehre lieb ist, ausser seinem Stallmeister, Hofmarschall, Oberjägermeister, Kammerjunker, u. s. w., auch noch andere Leute nöthig habe, die ihm bei Gelegenheit ihren Kopf und ihre Feder leihen; wofern er nicht, welches freilich wohl am klügsten wäre, es in seiner Jugend rathsam fand, Kopf und Feder selbst zu üben, um erforderlichen Falls beide nach Nothdurft brauchen zu können.

Die Neigung, Denkmäler für die Folgezeit zu errichten, liegt tief in unserer Seele, und ist genau mit dem Wunsche nach Unsterblichkeit, und mit der allen Menschen eigenen Ahndung derselben, verbunden. Auch uns wandelte auf dem Gipfel des Melibocus, diese unschuldige Neigung mächtig an; und es ward daher beschlossen, daß wir ein Monument unsers Hierseyns, und zwar im patriarchalischen Stile, hinterlassen wollten. Gedacht, gethan. Wir wälzten und schleppten eine Menge großer Steine herbei, und erbauten davon auf dem äußersten Rande des Berggipfels einen der Freundschaft gewidmeten Altar. Nachdem wir damit zu Stande gekommen waren, gab die Gesellschaft sich die Hand

darauf,

darauf, daß, wer von uns jemals wieder in diese Gegend kommen würde, den Berg von neuem ersteigen, und beim Anblik dieses Denkmals oder der Ruinen desselben, sich der ehemaligen Gefährten mit Liebe und Freundschaft erinnern wollte. Wenn meine jungen Leser hier etwas Empfindsamkeit zu wittern glauben: so muß ich sie bitten, zu unserer Entschuldigung zu bedenken, daß man in hohen bergigten Gegenden, wo man alles Irdische tief unter seinen Füßen liegen sieht, zu feinen, lebhaften und poetischen Gefühlen unweit aufgelegter, als auf dem platten Lande, ist. Aus dem kältesten und ernsthaftesten Erdensohne wandeln hier Empfindungen an, die er unten vielleicht nur aus Romanen kannte.

Beim Herabsteigen nahmen wir einen Umweg durch verschiedene äußerst romantische, und zum Theil tiefverstekte Berggegenden, wo wir bald einzelne Hütten oder Mühlen an einem schroffen Abhange hängen, bald rauschende Waldbäche über Felsen herabstürzen, bald ein kleines ruhiges Dörfchen in einem von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thale liegen sahn. Doch dies alles will gesehn und empfunden, aber nicht beschrieben seyn.

Den Abend brachten wir unter dem gastfreien Dache unsers lieben Landpredigers bei einer frugalen Mahlzeit, in Liebe und Freundschaft zu. Er erzählte uns unter andern folgenden Vorgang, welcher mir in mehr als einer Betrachtung merkwürdig, und einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwerth zu seyn scheint. Meine jungen Leser können daraus

eine

eine Klasse von Betrügern kennen lernen, vor denen sie sich in Acht zu nehmen haben.

Es fand sich vor einigen Jahren ein Reisender bei ihm ein, der sich für einen aus der römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen übergegangenen Proseliten *) ausgab. Er klagte über Verfolgungen, die er von seinen ehemaligen Glaubensgenossen, seines Uebergangs wegen, ausgestanden haben wollte, und suchte dadurch Mitleid zu erwecken. Der Pfarrer, ein eben so aufgeklärter, als gutmüthiger Mann, nahm ihn, nicht weil er ein Proselit zu seyn vorgab, sondern, weil er ein Mensch und ein ermüdeter Wanderer war, seiner Gewohnheit nach, gastfrei auf, und ließ ihn mit sich essen. Nach geendigter Mahlzeit äussert der Fremde ein großes Verlangen, denjenigen Berg zu ersteigen, an dessen Fuße des Pfarrers Wohnung liegt, und dessen Gipfel die Ruinen eines ehemaligen Klosters trägt; und der gefällige Pfarrer steigt mit ihm hinauf.

Jezt sind sie bei dem Gemäuer angelangt. Der angebliche Proselit nimmt auf einmal eine geheimnißvolle Miene an; geht spähend und tiefsinnig um die Ruinen herum; schneidet eine dünne Ruthe aus einem Haselbusche, faßt dieselbe an beiden Enden, und hält sie auf verschiedenen Stellen an den Boden. Lange will die Ruthe keine Bewegung machen; endlich weis er ihr mit den beiden Daumen seiner Hände einen solchen Ruk zu geben, daß sie, indem

*) So nennt man denjenigen, der von einer Religionsparthei zu einer andern übergeht.

dem er sie etwas gebogen hält, gegen die Erde schlägt.

Nun wird sein Gesicht auf einmal sehr feierlich. Er nimmt den Pastor, als wenn er ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu offenbaren hätte, auf die Seite und redet ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

„Ich bin gekommen, Sie glüklich zu machen. Sie sehn, ich besitze die Kunst, vergrabene Schätze zu entdecken. Der Ort, wo Sie meine Wünschelruthe *) schlagen sahn, enthält einen solchen, und zwar einen recht großen. Ich bin bereit, ihn zu heben, und Ihnen, wenn Sie mir dabei helfen wollen, die Hälfte abzugeben.“

Der Pfarrer lächelt, und der Betrüger fährt fort:

„Ich verlange nicht, daß Sie mir ohne Beweisgrund glauben sollen. Der Geist, der diesen längst vergrabenen Schaz bewacht, soll in der Mitternachtsstunde, wenn Sie sich mit mir hierher verfügen wollen, vor Ihren Augen erscheinen, und selbst bekräftigen, was ich jezt gesagt habe.“

Mein Herr! erwiederte der Pfarrer, Sie haben sich an den unrechten Mann gewandt. Ich für mein Theil

*) Eine Ruthe, von der die Betrüger dieser Art den einfältigen Leuten, die sich von ihnen bethören lassen, aufbinden, daß sie da, wo ein Schaz vergraben liege, eine Bewegung nach der Erde mache.

Theil brauche keine Schätze; und bin überdem dazu angesezt, die Menschen auf höhere Schätze aufmerksam zu machen, und ihnen zur Erwerbung derselben nach meinem Vermögen behülflich zu seyn. Wenn wir also hier sonst kein Geschäft mehr mit einander haben, so können wir immer wieder hinabsteigen.

Der Betrüger merkt nun wohl, daß er mit einem Manne zu thun habe, dem man durch abergläubische Vorspiegelungen nicht ankommen könne. Er ändert also seinen Plan, ohne ihn aufzugeben; steigt mit dem Pfarrer hinab, erhält einen Zehrpfennig, und sezt seinen Stab weiter.

Pastor Lindemeyer glaubt nun seiner los zu seyn; allein er irrt sich. Nach einigen Tagen sieht er den nemlichen Betrüger, begleitet von einem Gefährten — vermuthlich demjenigen, welcher den Geist gemacht haben würde, wenn der erste Anschlag gelungen wäre — abermals in sein Haus treten. Er fragt nach der Ursache dieses abermaligen Zuspruchs, und die beiden Gaukler tischen ihm nunmehr folgende Geschichte auf:

Wir sind, sagen sie, um Ihnen die Wahrheit zu gestehn, keine Proseliten, sondern dem römisch-katholischen Glauben noch jezt zugethane Exjesuiten *), die

*) So nennt man die ehemaligen Mitglieder eines aufgehobenen Mönchsordens, welcher die **Gesellschaft Jesu**, oder der **Jesuiterorden**, genannt wurde. Man hob ihn auf, weil er sehr viel Unheil stiftete: allein, er dauert demungeachtet, leider! noch immer fort, nur daß die Glieder desselben keine Ordenskleider mehr tragen, und sich jezt **Exjesuiten** nennen.

die der heilige Vater Papst in wichtigen Angelegenheiten ausgesandt hat. Wir wollen Ihnen alles offenbaren, weil wir wünschen, daß Sie das Glük, welches Ihnen durch uns angeboten wird, nicht von sich stossen mögen. Wissen Sie also, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem viele Klöster zerstört, oder von den Protestanten in Besiz genommen wurden, die in solchen Klöstern lebenden Mönche und Nonnen ihre Schätze vergruben, und ein Verzeichniß davon, wie auch eine genaue Beschreibung von dem Orte, wo sie dieselben eingescharrt hatten, nach Rom schikten. Der Papst nun, welcher alle diese Verzeichnisse besizt, sendet von Zeit zu Zeit treue Leute aus, um diese Schätze wieder auszugraben. Solche Abgeordnete sind auch wir; und Sie begreifen nunmehr, woher wir so zuverläßig wissen konnten, daß grade hier, und zwar oben bei dem alten Klostergemäuer, ein solcher Schaz verborgen liege."

Der gute Pfarrer hatte die Geduld gehabt, die Betrüger ausreden zu lassen. Jezt aber wies er sie mit Verachtung ab, und verbot ihnen ein für allemal, mit diesen, oder ähnlichen Zumuthungen ihm jemals wieder zu kommen. Sie giengen, und wandten sich, (wie ich auf meiner fernern Reise erfuhr) nach einem namhaften Orte, wo es ihnen glükte, nicht nur einen gewissen Prinzen, sondern auch verschiedene andere vornehme Personen, worunter auch Konsistorialräthe waren, in ihr Nez zu ziehn. Hier fiengen sie endlich an, falsches Geld zu münzen. Die Sache wurde entdekt; sie selbst verschwanden, und

man verheimlichte den Vorgang um der wichtigen Personen willen, welche Antheil daran genommen hatten. —

Ich habe diese Anekdote erzählt, um meine jungen Leser ernstlich zu warnen, vor Betrügern dieser Art, welche die Kunst Schätze zu graben, oder Geister zu sehn, oder Gold zu machen, zu besitzen vorgeben, doch ja auf ihrer Hut zu seyn, weil tausend ältere und neuere Erfahrungen beweisen, daß der Glaube an solche vielversprechende Wundermänner allemal die Folge habe, daß die Betrogenen entweder am Geist oder am Vermögen, oft an beiden zugleich verarmen, und für ihre Leichtgläubigkeit durch Verstandesschwäche, melancholische Schwermuth, Mangel und tiefes Elend büssen müssen. Die Wuth, ohne Fleiß und Aufmerksamkeit Schätze sammeln, und Dinge erfahren zu wollen, deren genauere Kenntniß uns für dieses Leben noch nicht beschieden ward, nimmt immer mehr und mehr überhand. Fürsten und Handwerksleute, Priester und Kriegsmänner, Jünglinge und Greise, Männer und Weiber sind davon angestekt, und rennen blindlings der Grube zu, welche menschenfeindliche, in den Mantel der Weisheit und Frömmigkeit gehüllte Schurken für sie gegraben haben. O meine jungen Freunde und Freundinnen! Flieht, so lieb euch Wahrheit ist, flieht alle, welche durch Aberglauben, Schwärmerei und vorgegebene verborgene Wunderkünste, euch von dem graden Wege des gesunden und schlichten Menschenverstandes abzulocken suchen, fest überzeugt, daß sie, wenn ihr

auf

auf ihre Gauckeleien achtet, euch in Labyrinthe führen würden, aus denen man höchstselten einen Ausgang findet! Laßt euch warnen, ihr Lieben! und glaubt der Versicherung eines wohlmeinenden Freundes, der über das, was dem Menschen gut oder schädlich ist, lange nachgedacht, und vielfältige Beobachtungen gesammelt hat; der Versicherung, daß der Weg zur Glükseligkeit nicht dunkel und geheimnißvoll, sondern für jeden, welcher gesunde Augen des Verstandes und guten Willen hat, hinlänglich erhellt, und ohne Anwendung geheimer Künste leicht zu finden sey. Wer von dem Gegentheile euch zu überreden sucht, von dem dürft ihr zuversichtlich glauben, bis ihr es einst aus eigener Beobachtung wissen werdet, daß er entweder ein Betrogener oder ein Betrüger sey.

14.

Beschreibung der Bergstraße. Reise über Heidelberg und Bruchsal nach Kalsruhe.

Ich hatte vor meiner Abreise von Jugenheim das Vergnügen zu erfahren, daß ich, ohne es zu wissen, so glüklich gewesen war, mir die ländlichen Bewohner dieses Bergdorfs zu Freunden zu machen. Ein junger Bursche hatte den Pfarrer um ein Historienbuch angesprochen; dieser hatte ihm meinen Robinson gegeben, und jener war damit an einem Sonntagsabend in die Schenke gegangen. Hier hatte er angefangen, der Versammlung etwas dar-

aus vorzulesen; und da diese das Ding schnackisch fand, so verbreitete sich das Gerücht davon ins Dorf. Die Versammlung wuchs; der Vorleser, durch diesen Beifall ermuntert, stellte sich jeden Sonntagsabend mit seinem Buche wieder ein, und nicht lange, so sahe er das ganze Dorf um sich her versammelt, welches seinen Vorlesungen bis nach Mitternacht mit der größten Aufmerksamkeit beiwohnte. Der Pfarrer, der in seinem Dorfe auf Ordnung hält, und dem die Ursache der langen nächtlichen Versammlungen unbekannt war, machte einigen seiner Pfarrkinder Vorwürfe darüber, und ermahnte sie, künftig früher nach Hause zu gehn. Allein diese antworteten ihm sehr naiv: daß der Peter ihnen da aus einem so curiösen Historienbuche vorlese, daß sie gar nicht davon wegkommen könnten. Ich gestehe, daß diese Rezension mir mehr Freude verursachte, als wenn die allgemeine Bibliothek mir dieses Buches wegen die feinsten Komplimente gemacht hätte. Man sieht, daß der Bauer auch noch für etwas anders, als für seinen Eulenspiegel, Sinn habe, wenn ihm nur etwas anders in die Hände gespielt würde.

Der freundschaftliche Pfarrer Lindemeyer begleitete mich am folgenden Tage nach Auerbach, und von da nach Heppenheim, einem gleichfalls an der Bergstrasse liegenden churmaynzischen Städtchen, wo ich die Diligence erwarten wollte. Hier schied er von mir, und ich habe Ursache zu glauben, daß seine Empfindungen bei unserer Trennung

den

den meinigen gleich waren. Friede sei mit ihm am Tage, da er dieses lesen wird.

Indem ich die Bergstraße entlang fuhr, hatte ich abermals Gelegenheit, die bekannte Bemerkung, daß übertriebene Beschreibungen der beschriebenen Sache allemal zu schaden pflegen, an mir selbst bestätiget zu sehn. Ich hatte von dieser berühmten Strasse so sehr viel Lobpreisungen theils gelesen, theils gehört, daß meine Neubegierde dadurch äußerst gespannt worden war. Der Pinsel meiner Einbildungskraft war dabei auch nicht müßig geblieben, und hatte mir höchst wunderbare Naturscenen vorgemalt, wovon ich nunmehr die Originale selbst zu sehen hofte. Mit dieser Gemüthsstimmung trat ich die Reise auf dieser Strasse an.

Das Geringste, was ich mir vorgestellt hatte, war, daß der Weg in einer gewissen beträchtlichen Höhe an den Seitenwänden des Kettengebirges fortlaufen, und überall eine weite herrliche Aussicht in eine paradiesische Ebene gewähren würde. Es war mir daher schon gar nicht recht, da ich fand, daß er fast immer auf der Ebene blieb, und sich nirgends mit einiger Kühnheit erheben wollte. Aber es wird noch kommen, dachte ich; und war mit meinen Blicken immer voraus. Es folgte Berg auf Berg, und zwischen den Bergen ein romantisches Thal nach dem andern. Schön! dachte ich; aber es wird noch viel schöner kommen. Ich fuhr in einer ununterbrochenen Allee von Wallnußbäumen und andern Obstbäumen hin; hatte zu

meiner Rechten einen unübersehbaren Feldgarten, der einen unbeschreiblichen Segen von Feld, und Gartenfrüchten darbot; zu meiner Linken bis an die Mitte des Weinberges, nichts als Weingelände mit Kastanien, Mandel, Pflaumen, und andern feinen Obstbäumen durchpflanzt. Herrlich! sagte ich; aber es wird gewiß noch viel herrlicher kommen. So war, der überspannten Erwartung wegen, meine ganze Aufmerksamkeit mehr auf das, was noch kommen sollte, als auf das, was wirklich vor mir lag, gerichtet, und — zu meiner Beschämung muß ich es gestehn! — ich genoß darüber von dem vielen Schönen und Bewundernswürdigen, welches Natur und Fleiß links und rechts vor mir ausgebreitet hatten, nicht halb so viel, als mir davon zu Theil geworden wäre, wenn die Beschreiber dieser angenehmen Strasse, meine Erwartung minder gespannt gehabt hätten. Erst am Ende, da ich Heidelberg schon im Gesicht hatte, sahe ich den Schaden ein, der mir daraus erwachsen war, und da dachte ich denn bei mir selbst: o, wenn doch alle die jungen Leute, die dies künftig in deiner Reisebeschreibung lesen werden, ein Beispiel daran nehmen wollten, wie thöricht es sei, sich gar zu große Erwartungen und Hoffnungen von der Zukunft zu machen, und darüber den Genuß derjenigen Glükseligkeit zu verabsäumen, welche das Gegenwärtige darbietet! Möchten doch alle den Weg des Lebens mit größerer Weisheit betreten, als ich die Bergstrasse befuhr, und nicht erst am Ende desselben, wie ich bei Heidelberg, zu spät erkennen, — daß er durch manche wunderschöne Gegend lief!

Unge-

Ungeachtet diese Strasse einige dreißig Meilen weit ununterbrochen bis Basel fortläuft, und das zusammenhängende Gebirge immer zur Seite behält: so versteht man doch unter dem Namen der Bergstrasse, gemeiniglich nur denjenigen Theil derselben, der bei Eberstadt, eine halbe Meile von Darmstadt, anfängt, und bis Heidelberg, eine Strecke von ungefähr sechs Meilen, durchläuft. Die Länder, welche diese Strasse berührt — Churmaynz, und vornemlich die Pfalz — gehören unter die fruchtbarsten und gesegnetesten in Deutschland. Der Boden bedarf hier so wenig Kultur, und bringt gleichwohl so viele, so mannigfaltige und so schöne Früchte hervor! Ausser den in Niedersachsen bekannten Feld- und Gartenfrüchten, trägt der hiesige Acker auch Spelt und Dünkel, zwei Getraidearten, wovon jene, welche vortreffliches weisses Mehl giebt, dem Waizen, diese der Gerste gleicht. Beide Länder, sowohl Pfalz als auch Maynz, sind die weinreichsten in Deutschland, und liefern die edelsten Arten des sogenannten Rheinweins. An Baum- und Gartenfrüchten sieht man hier einen solchen Ueberfluß, daß man glauben sollte, die Einwohner hätten an diesen allein ihren hinreichenden Unterhalt. Aber dem ungeachtet giebt es der Armen, der Bettler im eigentlichsten Verstande, in keinem andern Lande mehr, als hier, es müßte denn in der Gegend der vier Waldstädte seyn. Und woher dieses? Vermuthlich aus mehr als Einer Ursache. Ohne mir anmassen zu wollen, diese Ursachen alle während meines kurzen Aufenthalts allhier erforscht zu haben, will ich meinen

jungen Lesern nur diejenigen vorlegen, von denen ich selbst mich zu überzeugen, Gelegenheit hatte.

Erstlich fehlt es auch in diesen Ländern, wie in den meisten andern, noch an weislich eingerichteten Armenanstalten. Die Regierung zu Maynz scheint indeß diese für jeden Staat so wichtige Angelegenheit jezt ernstlich zu Herzen zu nehmen. Dies schließe ich daraus, weil sie zur Zeit meines Aufenthalts in Frankfurt den schon eben erwähnten Herrn Rulfs nach Maynz kommen ließ, um ihn zu ersuchen, einen Plan zur bessern Einrichtung ihres Armenwesens zu entwerfen.

Zweitens ist es eine allgemeine Bemerkung, daß in weinreichen Gegenden, mehr als in Kornländern, die größte Armuth und der größte Ueberfluß gemeiniglich dicht beisammen wohnen. Die Ursache davon ist diese. Der Wein geräth nicht immer: auf ein einziges vorzüglich gutes Jahr folgen nicht selten viele theils ganz schlechte, theils höchst mittelmäßige hinter einander. Dem Wohlhabenden und Reichen schadet dieses nicht; es kommt ihm vielmehr zu statten, um noch reicher zu werden. Denn dieser schüttet den Ueberfluß der guten Jahre auf, und verkauft ihn nicht eher, bis ein vorzüglich schlechtes Jahr den Preis der Weine steigen macht. Dann wird er für den Mangel der schlechten Jahre mehr als hinreichend schadlos gehalten. Der ärmere Weinbauer hingegen muß alljährlich verkaufen, was er an Wein gewonnen hat; er kann daher auch den besten zur Zeit des Ueber-

flusses

flusses nicht anders, als wohlfeil verkaufen; und wenn hierauf wieder Miswachs einfällt, so hat er nichts.

Drittens darf man nur wissen, daß Churmaynz ganz, die Pfalz hingegen zum Theil katholisch ist, und daß der iedesmalige Churfürst von Maynz, als ein geistlicher Fürst, das Regiment bei seinem Tode einem Fremden überlassen muß — um in diesen Ländern mehr Armuth und weniger Wohlstand zu erwarten, als, nach der natürlichen Beschaffenheit derselben darinn gefunden werden müßte. Wie das zusammenhänge, habe ich meinen jungen Lesern schon oben begreiflich zu machen gesucht.

Viertens giebt es sowohl in Churmaynz, als auch in der Pfalz noch ganz besondere Ursachen der auffallenden Armuth und des großen Elendes vieler Unterthanen, die ich hier auseinander zu setzen mich wohl enthalten muß, weil ich, so Gott will! noch ein Paar Jahre in gemeinnütziger Thätigkeit verleben möchte, wozu man Gemüthsruhe und Gesundheit nöthig hat. Beide aber pflegt man heutiges Tages leicht einzubüßen, wenn man sich einfallen läßt, auf gewisse öffentliche Mängel und Misbräuche öffentlich aufmerksam zu machen, welche gewisse Leute nur zu gern auf immer zu verbergen wünschten. Das ist eine Erfahrung, die ich erst neuerlich bei Gelegenheit dessen gemacht habe, was ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibung von den großen Beschwerden der Stadt Wismar gegen ihren Magistrat aus reiner Menschenliebe bekannt

zu machen mich gedrungen fühlte. Denn, daß ich für dieses Werk der Barmherzigkeit gegen eine ganze, ehemals so blühende, jezt in Verfall gerathene Stadt, nicht Verdruß und Kränkung in vollem Maaße einerndtete, das lag nur an dem kleinen Umstande, daß ich mich glüklicher Weise in den Stand gesezt sahe, das, was ich geschrieben hatte, sobald es verlangt würde, vor aller Welt Augen unwidersprechlichen Beweisen zu belegen. So glüklich aber ist man nicht immer, auch wenn man seiner guten Sache sich noch so sehr bewußt ist; und in solchen Fällen gebietet die Klugheit — zu schweigen.

Heidelberg liegt in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend am Neckar, der bei dieser Stadt sich aus dem Gebirge hervorwindet, um noch drei Meilen lang den fettesten Theil der Pfalz zu durchströmen und sich dann bei Mannheim mit dem Rheine zu vermählen. Man sah hier noch die Ruinen einer bedekten hölzernen Brücke, welche dieser Strom vor einigen Jahren bei dem bedekten fürchterlichen Eisgange zerrissen hat; und ich erstaunte, da man mir in der Stadt die unglaubliche Höhe zeigte, bis zu welcher das Wasser dieses Stroms damals angeschwollen war. Diese Brückenruinen passen übrigens vortreflich in das ganze romantische Gemälde, welches die Stadt Heidelberg mit dem zerfallenen großen churfürstlichen Schlosse und den umliegenden Bergen macht. Fast sollte man glauben, daß dies die Ursache sey, warum die Regierung noch keine Anstalten getroffen hat,

diese der Stadt Heidelberg nicht blos zur Zierde, sondern auch zum großen Nutzen gereichende Brücke wiederherzustellen. Im Preußischen, wo man das Nüzliche dem Schönen vorzuziehen pflegt, würde sie vermuthlich schon wieder dastehn.

Die Gegend, worinn Heidelberg liegt, wird für eine der schönsten in Deutschland gehalten; und ich glaube, daß man Recht habe. Denn was nur immer zu einer vorzüglich schönen Lage eines Orts erfordert werden mag, das sieht man hier beisammen. Die Stadt selbst liegt an einer Anhöhe innerhalb eines Amphitheaters, welches schöngeformte und weinreiche Berge bilden, zwischen denen der grünliche Neckar sich majestätisch hervorwälzt. Da wo dieses Amphitheater sich öffnet, sieht man in den weiten paradiesischen Gärten hinaus, den die fruchtbaren Ebenen der Pfalz bilden; und welcher erst in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen von dem vogesischen Gebirge begrenzt wird. Aber ich wollte nicht malen.

Die Stadt selbst ist noch ziemlich gut gebaut; aber Handel und Gewerbe scheinen hier bei weitem nicht so stark zu blühen, als sie, der bequemen Lage nach, und wenn die Regierung auf die Beförderung derselben ein wenig mehr Aufmerksamkeit verwenden wollte, blühen könnten. Daß eine Universität an diesem Orte sey, wird man nicht gewahr; so unbedeutend ist sie jezt. Vermuthlich haben meine jungen Leser von der kostbaren Bibliothek gehört, welche dieser Stadt ehemals zu einer so großen

Zierde gereichte: aber auch diese ist leider! nicht mehr hier. Als nämlich der kaiserliche General Tilly im dreißigjährigen Kriege die Stadt eroberte, ward der größte Theil dieser herrlichen Bücher-sammlung, welche die größten Seltenheiten enthielt, dem damaligen Papste Gregorius XV. geschenkt, der sie mit der vatikanischen Bibliothek zu Rom vereinigte.

Merkwürdig ist es, daß an diesem Orte alle drei Konfessionen der christlichen Kirche — die katholische, lutherische und reformirte — einer freien Religionsübung genießen; ein Vorzug, der diese Stadt allein blühend machen könnte, wenn diese Freiheit nicht aus Unduldsamkeit und Sekteneifer der einzelnen Partheien gegen einander, und besonders durch die Erweiterungssucht und den Unterdrückungsgeist der Römisch-katholischen auf mancherlei Weise wieder beschränkt würde. Man schäzt die Zahl der Einwohner dieser Stadt auf 9 bis 10000; allein der Augenschein müßte hier außerordentlich trügen, wenn diese Zahl nicht um ein Paar Tausend zu hoch angesezt seyn sollte.

Das bekannte Heidelberger Weinfaß, welches unter den Raritäten dieses Orts gemeiniglich zuerst genannt zu werden pflegt, kann ich meinen jungen Lesern nicht beschreiben, weil ich leider! nicht die Neugierde hatte, es mir zeigen zu lassen. Ich weiß blos, daß man es vor einigen dreißig Jahren neu erbaut hat, und daß es von so ungeheurer Größe ist, daß es 330 Fuder und drei Ei-

mer Wein *) d. i. ungefähr 316896 Quartbouteillen enthält. Man denke sich hernach den großen Umfang, den dieses Weinfaß haben muß!

Von Heidelberg reisete ich nach Bruchsal, in der hiesigen Mundart Brusel genannt, welches die Residenzstadt des Bischofs von Speier ist. Der erste Anblik dieser Stadt ist, wenn man von Heidelberg herkommt, überraschend schön, weil man von dieser Seite kommend, zuerst in die Neustadt tritt, die, ausser dem ansehnlichen bischöflichen Pallaste und den dazu gehörigen Gebäuden, aus lauter modernen hübschen Häusern besteht, die eine ungemein regelmäßige Straße bilden. Die größere Stadt hingegen sticht stark dagegen ab, und ist, wie die alten Städte alle, unregelmäßig und altväterisch.

Zu einer kleinen Probe, wie sehr die Sprache dieser Gegend von der im nördlichen Deutschland nicht blos in Ansehung des Dialekts, sondern auch sogar in Ansehung der Bedeutung einzelner Wörter abweicht, mag Folgendes dienen. Ich ließ mir Kaffee machen, und das Mädchen, welches mir denselben ohne Zucker brachte, sagte: der Keller würde mir sogleich Salz dazu bringen. Daß Keller hier so viel als Tafeldecker oder Aufwärter bedeute,

*) Ein **Fuder** Wein enthält in diesen Gegenden sechs Ohm, ein Ohm aber ungefähr 160 niedersächsische Quartbouteillen. Ein **Eimer** ist zu Hamburg der fünfte Theil eines Ohms.

bedeute, daran war ich von Göttingen her schon gewohnt: aber was ich mit Salz zum Kaffee machen sollte, das war mir noch ein Räthsel. Nicht lange, so erschien der Keller und brachte mir — Zucker, und da lernte ich denn, daß dieser, nach hiesigem Sprachgebrauche, Salz genannt werde. Eben so possierlich kommt es einem Norddeutschen vor, wenn er hier, wie im ganzen Reiche, vor jedem Ankommenden sich mit eben der Formel begrüßen hört, die man in Sachsen nur beim Abschiednehmen braucht. Ich empfehle mich Ihnen heißt nämlich hier nicht, wie anderwärts, ich will jezt gehn, sondern vielmehr, ich komme jezt an, oder wie man sonst beim Eintritt in ein Zimmer sagt, gehorsamer Diener!

Bruchsal scheint ein sehr nahrhafter und daher auch volkreicher Ort zu seyn; welches wohl zum Theil dem glüklichen Umstande zuzuschreiben ist, daß er an einer sehr stark befahrnen Straße liegt. Alles nämlich, was aus der Schweiz, dem südlichen Frankreich und aus Schwaben kommt und nach Frankfurt will, das muß seinen Weg über Bruchsal nehmen. Man findet daher gemeiniglich die hiesigen Gasthäuser mit Fremden, die Straßen mit Frachtwägen besezt; und das führt Geld und Nahrung her. Auch wird hier viel Tabak fabrizirt, und vor den Thoren der Stadt liegt ein beträchtliches Salzwerk. —

Ich trat nunmehr aus den rheinischen Kreisen in den schwäbischen, und zwar in die Markgrafschaft Baden ein. Mein Weg gieng über Durlach nach Karlsruhe. Der erste von diesen beiden Orten sieht wie alle diejenigen aus, welche ehemals Residenzstätte waren, aber dieses Vorzugs in der Folge beraubt wurden — er liegt im Verfall. Ein solcher Ort hatte sich einmal daran gewöhnt, seine Hauptnahrung aus dem Aufwande, den der Hof machte, zu ziehn; nun wird der Hof nach einer andern Stadt verlegt; jene Nahrungsquelle ist also verstopft, und die betroffene Bürgerschaft, welche darauf nicht gefaßt war und sich auf keine anderweitige Hilfsmittel in der Geschwindigkeit zu besinnen weis, verarmt. So gieng es Durlach, da der markgräfliche Hof für gut befand, seinen Wohnsiz von da nach Karlsruhe zu verlegen. Jezt sieht dieser Ort wie ein alter Mann aus, der ehemals wohlhabend war, nun von Nahrungssorgen gebeugt wird und dadurch vor der Zeit veraltert.

Aber wenn dieser Anblik einem, an allem, was Menschenglük betrift, theilnehmenden Gemüthe nothwendig Misvergnügen machen muß: so wird man für das Unangenehme dieser Empfindung, so bald man auf der andern Seite der Stadt wieder aus dem Thore hinausgeht, durch einen unbeschreiblich schönen Anblik schadlos gehalten. Man tritt nämlich in eine Allee, von der ich zu behaupten wage, daß sie eine der schönsten in der Welt ist; und die davon beschattete Kunst-

straße läuft durch eine Ebene, welche so herrlich angebaut ist, daß man schon hier von der Badenschen Landwirthschaft eine recht große Meinung bekommt. Die Allee muß ich etwas umständlicher beschreiben.

Sie besteht aus lauter italienischen Pappeln. Meine jungen Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen von dem schnellen Wachsthume dieses schönen Baumes redete, und den Gedanken äusserte, daß die Fortpflanzung desselben in Gegenden, welche holzarm sind, von großem Nutzen seyn würde. Was ich damals darüber sagte, gründete sich blos auf ein Paar kleine Versuche, die ich selbst damit angestellt hatte, und woraus ich mich überzeugte, wie leicht und schnell diese Baumart durch bloße Reiser fortgepflanzt werden könne. Aber alles, was ich damals davon wußte, wurde durch das, was ich hier davon vor Augen hatte, bei weitem überwogen. Ich sahe eine doppelte Reihe dieser Bäume von erstaunlicher Höhe und von der Dicke einer siebenzigjährigen Fichte, alle von gleicher Größe, alle mit pyramidalisch spizzulaufenden Gipfeln, alle einander so gleich an Höhe und Wuchs, als wenn sie mit der Scheere und nach dem Lineale beschnitten gewesen wären; und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß alle diese Bäume erst vor 14 Jahren als kleine fingerdicke Reiser gepflanzt worden waren. Also innerhalb 14 Jahren kann man von dieser Baumart einen Wald zuziehen, der an Höhe und Dicke

der

der Bäume einen siebenzigjährigen Fichtenwald übertrift! Und dazu bedarf man weiter nichts, als — eine Menge junger Reiser, von denen jeder alte Baum einige hundert liefern kann. Wie freut: ich mich, meine Vermuthung über den Nutzen dieser Baumart hier so augenscheinlich bestätiget zu finden!

Die schnurgrade Allee ist eine halbe Meile lang und verbindet Kalsruhe mit Durlach. Die Kunststraße, welche davon beschattet wird, gehört unter die besten, die man sehen kann, weil sie, statt kleingeschlagener Steine, mit Gries aus dem Bette des Rheinstroms bedekt ist. Man rollt darüber hin, als führe man auf Dielen; und der perspektivische Anblik des geschmakvollen Thors von Karlsruhe, verbunden mit der ergötzenden Aussicht in wohlangebaute lachende Fluren auf beiden Seiten der Kunststraße, macht diese Fahrt zu einer der angenehmsten, die man sich nur denken kann.

Karlsruhe — doch dieser Ort ist eines eigenen Kapitels werth.

15.

Aufenthalt zu Karlsruhe. Reise von da über Rastadt nach Kehl.

Karlsruhe ist, so viel ich weis, eine der regelmäßigsten Städte in Deutschland, und gehört

überhaupt zu den seltenen Oertern, die nicht von ungefähr und nach und nach, sondern auf einmal und zwar nach einem vorher entworfenen regelmäßigen Plane entstanden. Der Grundriß dieser Stadt gleicht einem Fächer, in welchem das markgräfliche Residenzschloß den Knopf, die verschiedenen Hauptstraßen eben so viele Fächerstäbe oder Fächerfalten vorstellen. In welcher Hauptstraße man daher auch seyn mag, so erblikt man immer am Ende derselben das Schloß, weil von diesem jede derselben abläuft. Steht man aber auf dem Thurme des Schlosses, welches beim Eingange in den sogenannten Hartwald liegt: so sieht man rund um sich her in 32 Gassen, wovon neune die Hauptstraßen der Stadt, die übrigen blos Alleen sind, die man durch den Wald angelegt hat.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Nettigkeit dieser Stadt entzükt den Reisenden, der zum erstenmale hierher kommt, über die maaßen. Die Straßen sind breit, schnurgrade und wohlgepflastert, die Häuser fast alle von einerlei Höhe und größtentheils nach Einem Leisten zugeschnitten. Daraus entsteht denn aber auch eine Einförmigkeit, welche sehr bald ermüdet, weil der menschliche Geist zwar die Regelmäßigkeit liebt, aber auch zugleich Mannigfaltigkeit verlangt, um mit jedem Blicke irgend eine neue Schönheit oder Vollkommenheit wahrzunehmen. Dies erfährt jeder, der in Karlsruhe sich nur einige Tage verweilt, an sich selber, weil eben die große

Regelmäßigkeit, die ihn beim ersten Anblik entzükte, nach Verlauf dieser Tage ihm schon sehr langweilig vorkommt.

Das Schloß ist nur von Holz gebaut und gar nicht prächtig *); auch hat es, wegen der fächerförmigen Anlage der Stadt, der es zum Endpunkte dienen sollte, eine etwas ungewöhnliche Form erhalten müssen, indem die beiden Flügel desselben von dem Hauptgebäude in stumpfen Winkeln ablaufen mußten. Nur für einen Hof, wie der markgräfliche ist, der seine Würde durch etwas Besseres, als durch Prunk und Ueppigkeit, zu erhalten weis, konnte ein solches Residenzschloß bisher für zureichend gehalten werden.

Der hinter demselben befindliche englische Garten hat eben so wenig etwas Prächtiges, aber desto mehr angenehme und sinnreiche Anlagen aufzuweisen. Ueberhaupt scheint in allem, was man hier sieht, der Geist des edeln und weisen Vaters dieser glüklichen Lande zu weben; von dem ich, weil er unstreitig die größte Merkwürdigkeit von Karlsruhe ist, meinen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht schuldig bin. Und hier wünsche ich, daß

*) Ein durchreisender Kavalier äusserte vor ungefähr 40 Jahren seine Befremdung darüber, daß das Schloß von Holz und nicht wenigstens von Backsteinen erbauet wäre. Ich wollte nichts als ein Obdach haben, antwortete der Fürst, und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druk derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen." **Briefe eines reisenden Franzosen.**

daß besonders meine fürstlichen jungen Leser mit Aufmerksamkeit vernehmen mögen, was — nicht die lobpreisende Posaune der Schmeichelei — sondern die Stimme der unbefangenen und unbestechlichen Geschichte von diesem Muster guter Fürsten zu melden hat.

Seitdem ich Gelegenheit hatte, das Thun und Lassen mancher Fürsten in der Nähe zu beobachten, bin ich immer mistrauisch gewesen gegen das, was man — sey's zu ihrem Lobe oder zu ihrem Tadel — zu sagen oder zu schreiben pflegt. Ich hatte nicht selten gesehn, wie wenig dazu gehört, um ein vortrefflicher, weiser, gütiger, ja sogar ein großer Fürst genannt zu werden; und ich hatte auf der andern Seite so oft bemerkt, wie wenig die meisten Menschen im Stande sind, die wahren Verdienste wirklich guter Regenten nach Wahrheit zu würdigen, daß ich mir schon lange zur Regel machte, weder in das Lob noch in den Tadel derselben einzustimmen, bis ich Gelegenheit gehabt hätte, mich entweder durch eigene Beobachtungen, oder durch eine hinreichende Menge wirklicher Thatsachen vorher selbst zu überzeugen. Wenn ich ja einiges Vorurtheil für oder wider einen noch lebenden Regenten mir erlaubte, so war es dieses: daß ich viel Gutes hoffte von dem, über welchen ich seine eigenen Unterthanen mit großer Freimüthigkeit, oft mit Bitterkeit urtheilen hörte, und daß ich im Gegentheil viel Schlimmes, wenigstens viel Schwaches und Sultanmäßiges bei dem vermuthete, zu dessen Preise sich die Zungen seiner

Diener

Diener mit den geschäftigen Federn der Zeitungsschreiber vereinigten. Das mag für manchen, der den Lauf der Dinge noch nicht kennt, wohl sehr sonderbar klingen: aber die Erfahrung ist auf meiner Seite.

Dem zufolge — ich gestehe es — hatte ich einigen Verdacht geschöpft, da man vor einiger Zeit anfieng, über die weise und vortrefliche Regierung des jetzigen Herrn Markgrafen ein wenig allzulaut zu werden. Es muß doch, dachte ich, wohl nicht so ganz richtig damit seyn, weil man so viel darüber zu schwatzen weiß. Von Friedrich dem Einzigen und von dem edeln Herzoge von ** weis man weniger zu schwatzen: und da ist doch wahre Größe; da ist doch wirkliche Regententugend! Ich schüttelte den Kopf — schob mein unbedeutendes Urtheil auf.

Jezt war ich an Ort und Stelle, und konnte mit eigenen Augen sehn, mit eigenen Ohren hören: und ich nahm mir vor, beide so gut zu brauchen, als ich vermochte. Aber gleich beim Eintritt in dieses Land wurde mir schon ein großer Theil meines obigen Zweifels abgenommen. Ich stieß auf Misvergnügte, welche ohne Zurükhaltung ihren Herrn schalten, daß er sein Vertrauen oft unwürdigen Dienern schenke, welche zum Schaden des Landes Misbrauch davon machten. O, sagte ich zu mir selbst, indem ich dieses hörte, der Hauptsache nach muß es hier doch recht gut stehn, weil man murren darf, und weil man kein Bedenken

trägt,

trägt, seine vermeinten Beschwerden dem ersten dem besten Fremden an den Hals zu werfen. Ich lernte Männer von Verstande und Herzen kennen, welche oft um die Person ihres Fürsten sind; und hörte auch diese über das Gute wie über das Mangelhafte ihrer Verfassung und ihrer Staatsverwaltung mit großer Freimüthigkeit und ohne alles Lobpreisen reden; und das Resultat aller ihrer Urtheile war: daß die Absichten ihres guten Regenten allemal die reinsten und besten wären, nur daß sie nicht immer erreicht würden; daß sein eigenes Urtheil fast immer richtig, seine eigenen Plane fast immer die weisesten und wohlthätigsten wären: nur daß er aus zu großer Bescheidenheit und aus gar zu weit getriebenem Mistrauen gegen sich selbst oft mehr dem Urtheile anderer, als seinem eigenen folgte. Jezt war es mir schon ziemlich begreiflich, woher das laute Lobpreisen bei aller wahren Vortreflichkeit des Gepriesenen rühren könne; und mein Zweifel sank immer mehr und mehr.

Ich sah mich im Lande um. Hier erblikte ich eine Kultur, eine Bevölkerung und zugleich einen Wohlstand, dergleichen ich so allgemein und durchgängig noch in keinem Lande wahrgenommen hatte. Aber ich hörte auch von häufigen Auswanderungen der badenschen Unterthanen in andere Länder reden; ein Umstand, der für ein so gesegnetes und so väterlich regiertes Land etwas sehr Befremdendes hat. Ueberall stieß ich auf Spuren einer milden und weisen Regierung; überall fand ich in den Herzen der Unterthanen eine ungeheuchelte Liebe

und

und Verehrung gegen ihren guten Landesvater: aber ich hörte auch hie und da Klagen über öftere Vereitelung der liebreichen Absichten desselben; hie und da ziemlich lautes Murren über manche Bedrückung, wovon dem guten Landesvater nichts zu Ohren käme. Mein Zweifel hatte sich nunmehr völlig aufgelößt.

Ich brannte vor Begierde, den edeln Fürsten selbst zu sehn, und ihm von Person bekannt zu werden; aber da Er grade abwesend war, so konnte dieser Wunsch erst auf meiner Rükreise erfüllt werden. Und da ward es denn auch auf eine Weise erfüllt, an die ich nie zurükdenken kann, ohne daß es mir wieder warm ums Herz wird. Ich war kaum in Karlsruhe wieder angelangt, als man mich benachrichtigte, daß der Herr Markgraf mich zu sehen verlangte, und ich mußte, weil man mir sagte, daß Er meiner wartete, so wie ich von dem Postwagen gestiegen war, gestiefelt und in Reisekleidern mich nach dem Schlosse verfügen. Ich äußerte dem Hrn. Hofrath Bökmann, der mich hinführte, meine Unruhe darüber; dieser aber lachte mir ins Angesicht, und fragte verweisend: ob ich seinem Herrn denn eine so kleinfürstliche Denkungsart zutraute, daß ich glauben könnte, Er werde seine Aufmerksamkeit mehr auf meinen Rok und meine Stiefeln, als auf mich selbst richten?

Beim Eingange in das Schloß traf ich den Herrn Erbprinzen und Seine durchlauchtigste Frau Gemahlin vor der Thür an: allein ich konnte der

Ehre, mich mit Ihnen zu unterhalten nur sehr kurze Zeit und sehr unvollkommen genießen, theils weil Sie, aus gar zu großer Herablassung, darauf bestanden, daß ich mich bedecken mußte, und mich dadurch etwas verlegen machten; theils weil gleich darauf der Herr Markgraf selbst heraustrat, mir gleichfalls bedekt zu seyn befahl *) und hierauf sogleich ein sehr interessantes Gespräch über Schul- und Sittenverbesserung anfieng, wobei Er mich in den Garten führte. Nicht ohne Rührung kann ich mich erinnern, wie oft der edle Fürst, während dieses Gesprächs immer wieder auf die ihm einzig und allein am Herzen liegende große Frage zurük kam: wie man es anzufangen habe, um die Menschen nicht blos klüger, geschikter und reicher, sondern auch besser und dadurch glüklicher zu machen? Ich begreife, sagte er zu wiederholten malen, daß man den Unterricht erleichtern und der Jugend bessere und gemeinnützigere Kenntnisse in kürzerer Zeit und auf eine angenehmere Weise, als ehemals, beibringen könne: aber wie wollen wir es angreifen, um dem allgemeinen Sittenverderbniß zu steuern, Tugend und Rechtschaffenheit

*) Ich erzähle dieses nicht, um mich groß damit zu machen: sondern theils um jungen Prinzen ein Beispiel aufzustellen, wie grade die besten und würdigsten Fürsten am wenigsten knechtische Ehrenbezeugungen verlangen, theils um meine Leser den auffallendsten Kontrast zwischen der Herablassung und Simplicität dieses Hofes und der steifen hochtrabenden Etikette so mancher andern bemerken zu lassen.

fenheit unter die Menschen zu verbreiten, und sie dadurch fähig zu machen, einer wahren innern Glükseligkeit zu genießen? Ich gestehe daß mir diese Frage in dem Munde eines Fürsten eben so neu, als rührend war.

Besonders erfreulich war es mir, bei dieser Unterredung zu hören, was für würdige Begriffe dieser menschenliebende Regent von der Bestimmung unserer Brüder in den niedrigeren Ständen, oder des sogenannten gemeinen Mannes unterhält. Diese, bisher am meisten vernachläßigte Klasse von Menschen, schien Ihm grade am meisten zu Herzen zu gehn. Er war durchdrungen von der Wahrheit, daß auch diese einer größern Veredelung fähig wäre, und daß der Regent die Pflicht auf sich habe, für eine zwekmäßige größere Aufklärung derselben Sorge zu tragen: aber wer zeigt uns, fragte Er, den Punkt, bis zu welchem wir in der Beförderung dieser Aufklärung des gemeinen Mannes gehen dürfen, oder besser, wer bestimmt uns die eigentlichen Gegenstände, über welche, und die eigentlichen Grenzen, bis zu welchen, diese Aufklärung sich verbreiten darf? Es ist hier der Ort nicht, dasjenige, was der fürstliche Weise mit eben so großer Einsicht als Wärme hierüber redete, herzusetzen: aber man sieht aus den bloßen Fragen schon, welche Gegenstände des Nachdenkens Ihn am meisten beschäftigen müssen.

Je näher man diesen liebenswürdigen Fürsten kennen lernt, desto zweifelhafter wird man, ob

man

man Ihn den Weisen oder den Gütigen nennen soll. In der That verdient Er beide ehrenvolle Titel in gleichem Maaße. Er ist frei von allen den verderblichen Leidenschaften und Liebhabereien, wovon auch den besten Fürsten wenigstens eine oder die andere anzukleben pflegt. Weder geizig noch verschwenderisch ist er von karger Habsucht und von Pracht und Ueppigkeit gleich weit entfernt. In stiller Größe und edler Simplizität geht Er in allen Dingen auf der goldenen Mittelstraße einher. Seine Zerstreuungen bestehen in rastloser Thätigkeit zum Besten Seiner Unterthanen, und eine wohlgewählte unterrichtende Lektüre, verbunden mit lehrreichen litterarischen Gesprächen über das Gelesene machen Seine ganze Erholung aus. Er ist weder Jäger noch Spieler, und schweift weder bei der Tafel im Essen und Trinken, noch auf irgend eine andere Weise aus. Sogar das Soldatenspiel, dem die meisten andern Fürsten so sehr ergeben sind, scheint für Ihn kein sonderliches Interesse zu haben *). Das sind Charakterzüge des Weisen; jezt noch ein Paar Anekdoten, in welchen meine jungen Leser auch den Gütigen erkennen werden.

Ich habe schon oben gesagt, daß die epidemische Raserei des Auswanderns auch viele markgräfliche Unterthanen ergriffen hat, und ich werde die räthselhafte

*) Sein ganzes Korps besteht nur aus 1500 Mann: indeß andere Fürsten, welche noch nicht völlig so viel einzunehmen haben, als Er, eine Armee von 9000 Mann unterhalten.

selhafte Frage: wie dieses unter der Regierung eines so guten Fürsten je der Fall seyn könnte? nachher aufzulösen suchen. Als man dieses Auswandern bemerkte, stellte man dem Markgrafen die Nothwendigkeit vor, Verfügungen deshalb zu treffen, um die Ueberläufer mit Gewalt zurükzuhalten; allein der Markgraf verwarf diesen Rath, und zwar aus einem Grunde, der Seinem Herzen Ehre macht. „Er wolle," sagte Er, " nur über freie Leute herrschen; Er habe seine Unterthanen von der Leibeigenschaft losgesagt, es müßte ihnen also auch erlaubt seyn, zu gehen wohin sie wollten, wenn es in Seinem Lande ihnen nicht mehr gefiele." Was sagen meine jungen Leser zu dieser Großmuth?

Ein ähnlicher Zug! Kurz vor meiner Ankunft in Karlsruhe hatte man diesem Fürsten vorgestellt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des diesjährigen Weins es durchaus erforderte, daß Se. Durchlaucht ihren großen Weinvorrath vom vergangenen Jahre verkaufen ließen, um Plaz für den neuen Wein zu gewinnen. Allein was antwortete der gütige Landesvater? „Ich weis," sagte er, „daß viele meiner Unterthanen gleichfalls noch große Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine Keller öffnen, so werde ich jenen den Markt verderben, und Schuld daran seyn, daß ihnen ihre Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von mir gehandelt. Man lasse also — auch mit Gefahr den diesjährigen Wein nicht unterbringen zu können — meine eigenen Keller so lange verschlossen, bis meine Unterthan-

terthanen durch guten Verkauf die ihrigen werden ausgeleert haben. Das Privatintereſſe des Fürſten muß dem Intereſſe ſeiner Unterthanen nachſtehn.“

Ich küſſe das Blatt, auf welchem ich dieſe wahrhaftig fürſtlichen und landesväterlichen Worte nachgeſchrieben habe. Junge Prinzen, und ihr, Söhne der Edeln, die ihr einſt als Räthe der Fürſten in Finanzkollegien oder als Miniſter am Ruder des Staates ſitzen werdet, habt ihr ſie vernommen dieſe goldenen Worte, werth in Marmor und Erz gegraben zu werden? Das Privatintereſſe des Fürſten muß dem Intereſſe ſeiner Unterthanen nachſtehn: welche erhabene und zugleich ſimple und doch auch zugleich neue Fürſtenlehre, und wie verſchieden von der, welche in den meiſten andern Ländern befolgt wird! —

Was nun die räthſelhafte Frage betrift: woher es gleichwohl komme, daß auch in dieſem, von der Natur ſo ſehr begünſtigten Lande, und unter der milden und weiſen Regierung dieſes Fürſten, von häufigen Auswanderungen, beſonders nach dem öſtreichiſchen Gallizien, gehört worden iſt? ſo glaube ich, daß dieſe ſonderbare Erſcheinung aus folgenden Haupturſachen ſchon ziemlich begreiflich werde.

Erſtlich mag die ſehr große Volksmenge verſchiedener Gegenden dieſes Landes, beſonders in der obern Markgrafſchaft, wo man 3 bis 4000 Köpfe auf eine Quadratmeile rechnet, hin und wieder wohl

wohl vieles dazu beigetragen haben. Mancher, der sich gern hätte anbauen mögen, fand keine Handbreit Landes mehr übrig, welche nicht schon ihren Besitzer hatte: er wanderte also aus, und gieng nach Gallizien, oder Ungarn, wo der wüsten und unangebauten Strecken noch so viele sind. Mancher hätte gern ein Landeigenthum gekauft; allein er fand den Preis der Grundstücke in diesem starkbevölkerten Lande so erstaunlich theuer, daß er Verzicht darauf thun mußte: er wanderte also aus, und gieng nach Gegenden, wo er hundert Morgen umsonst erhalten konnte.

Zweitens fanden sich seit einiger Zeit überall, auch im Badenschen, östreichische Emissarien (Abgeordnete) ein, welche den Leuten so viel Reizendes und Herrliches von den neuen Ländern vorzuspiegeln wusten, daß sie thörichter Weise, gleich dem Hunde in der Fabel, den guten Bissen im Munde fahren liessen, und nach einem bloßen Schatten schnappten. Der unwissende Landmann beurtheilte den Werth der Grundstücke und Freiheiten, die ihm in Gallizien angebotten wurden, nach demjenigen, den diese Dinge im Badenschen haben, ohne dabei zu bedenken, wie viel Schweiß und Kosten erst verschwendet werden müssen, um jene, noch in der Wildniß liegende Grundstücke urbar zu machen, und wie wenig Gelegenheit er nachher haben werde, die gewonnenen Produkte mit Vortheil abzusetzen!

Drittens hat man bemerkt, daß die meisten markgräflichen Ueberläufer nicht sowohl aus dem eigent-

eigentlichen Baden, als vielmehr aus demjenigen Theile der Grafschaft Sponheim auswanderten, welcher ehemals dem Markgrafen von Baden, und dem Herzoge von Pfalzzweibrücken gemeinschaftlich gehörte, seit zehn Jahren aber zwischen diesen beiden Herren getheilt worden ist. In diesem Lande nun soll es, während der gemeinschaftlichen Regierung sehr unordentlich zugegangen seyn. Die dadurch verwöhnten Unterthanen finden daher an der bessern Zucht, und an der ordentlichern Verwaltung, welche die Badensche Regierung daselbst einzuführen sucht, keinen Geschmak, und — wandern lieber aus, als daß sie sich zu ihrem eigenen Besten fügen lernten. Man muß den Herren eine glükliche Reise wünschen!

Die obere Markgrafschaft Baden, oder das sogenannte Oberland, ist unstreitig eines der schönsten, fruchtbarsten, reichsten und angebautesten Länder, welche man in Deutschland sehen kann. Dieses Land bringt alles, was sowohl zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, als auch zum Vergnügen gehört — Korn, Wein, Vieh, Obst, Wild, Fische u. s. w. — in Ueberfluß hervor. Auch gehören Bauern, welche 200000 Gulden im Vermögen haben, hier nicht, wie andermärts, zu den Seltenheiten, auf welche man mit Fingern weiset. Der Wohlstand ist vielmehr allgemein, und nur die Armuth ist etwas seltenes hier. In der That erinnere ich mich nicht, in dem ganzen Oberlande nur einen einzigen Bettler gesehn zu haben. Aber überall sahe ich wohlgekleidete und wohlgenährte Landleute; überall rothe, freie, und

sehr

sehr fröhliche Gesichter unter ihnen; überall augenscheinliche Beweise von einem Wohlbehagen, wovon der arme Landmann in den meisten andern Ländern wohl nie einen Vorschmak gehabt haben mag.

Jammerschade, daß auch hier, wie überall, wo Wohlstand herrschend wird, der allgefräßige Wurm des Luxus die Wurzel der Glükseligkeit dieses frohen Volkes zu benagen bereits angefangen hat, und sie wahrscheinlicher Weise noch immer mehr benagen wird! Das Herz that mir wehe, da ich die theuren Kleidungsstücke *), worin die hiesigen Bauerweiber einherstolziren, und andere Auswüchse der Ueppigkeit bemerkte, welche die untrüglichen Vorboten von Verfall, und mannigfaltigem Elende sind. Möchte doch der Geist der Mäßigkeit, der Ordnung, der Frugalität, und einer weisen Sparsamkeit, welche dem Beherrscher dieses glükllichen Landes eigen ist, sich nach und nach über alle seine Unterthanen verbreiten, und zum Nationalgeist werden!

Ich fand in Karlsruhe unter vielen andern lobenswürdigen Anstalten, auch ein neues Institut zur Beförderung der Vieharzneikunde, welches in allen andern Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Der Herr Markgraf hat nemlich einen jungen fähigen Mann zu diesem Behufe reisen lassen; und nachdem

*) Sie tragen, zum Beispiel, um sich eine hohe Brust zu machen, seidene Halstücher von der Größe eines mäßigen Tischlakens, wovon ihnen das Stük 25 Gulden kostet.

nachdem dieser mit Kenntnissen bereichert war: so wurde verordnet, daß aus allen Aemtern junge Leute nach Karlsruhe kommen sollten, um sich hier in der bisher so sehr vernachläßigten, und gleichwohl so allgemein nöthigen Vieharzneikunde unterrichten zu lassen. Sicherlich wird diese Anstalt dem Lande jährlich einige hundert Stük Vieh erhalten, welche sonst ein Opfer der Unwissenheit geworden wären.

Ich nahm in Karlsruhe einen sogenannten Hauderer, das ist, einen Miethkutscher, mit einem sehr leichten Wienerwagen, wofür man bis Rastadt, welches zwei gute Meilen davon entfernt liegt, nicht mehr als einen französischen Laubthaler bezahlt. Schneller und angenehmer, als mit diesem Fuhrwerke, bin ich nie gefahren: aber freilich waren Weg und Wetter auch so schön, als man beide nur immer wünschen mag!

Rastadt, die Residenz der ehemaligen Markgrafen von Badenbaden, ist nunmehr auch in dem Fall, worin Durlach und andere ehemalige Residenzstädte sich befinden — sie leidet Mangel an Nahrung. Zwar hat man eine Stahlfabrik angelegt, aber diese kann eben so wenig, als die Fayencefabrik zu Durlach, die ehemalige Anwesenheit des Hofes, und der Kollegien ersetzen. Der Ort verarmt, und wird immer mehr und mehr entvölkert. Hausmiethe und Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil; und eine Familie, welche 500 Gulden zu verzehren hat, wird hier für wohlhabend gehalten. Das schöne ehemalige Residenzschloß, wogegen das

zu

zu Karlsruhe nur ein Bürgerhaus zu seyn scheint, steht leer, wird aber doch gut unterhalten. Ich ließ mir dasselbe zeigen, nicht weil es ein Schloß, sondern weil es dasjenige Schloß ist, auf welchem der berühmte Rastädter Friede geschlossen ward. Man führte mich in das Kabinet, in welchem die beiden großen Heerführer Eugen und Villars zusammen kamen, um diesen Frieden zu unterzeichnen; und noch sahe man an der Wand die Tintenflecke, welche die Sekretairs beim Ausspritzen der Federn gemacht hatten. Es ist einem in einem solchen Zimmer doch ganz anders zu Muthe, als wenn man über Schlachtfelder reiset!

Nachdem ich hier einige Stunden verweilt hatte, fuhr ich mit einem neuen Hauderer weiter.

Bis dahin hatte ich auf meiner Reise einer mir ungewöhnlich guten Gesundheit genossen; allein diese schöne Periode lief nunmehr zu Ende. Die ausserordentliche Hitze, welche nach der bisherigen kalten und nassen Witterung eintrat, äusserte eine erschlaffende Wirkung auf meine Nerven, und besonders auf meine Eingeweide. Ich wurde von anhaltenden Diarrheen und Kolikschmerzen befallen. Meine jungen Leser werden nun so gütig seyn, mit dem armen Kranken, wenn er nicht immer unterhaltend genug seyn sollte, von hier an Geduld zu haben.

Krank und niedergeschlagen langte ich gegen Abend zu Kehl, einem kleinen markgräflichen Orte am Rhein, unweit Straßburg an, welcher ehemals

bekanntlich eine Reichsfestung war. Mein Vorsaz war, noch an eben dem Abend über den Rhein bis nach Straßburg zu gehen; allein ich konnte nicht. Von Kolikschmerzen gezwungen, kehrte ich in das erste das beste Wirthshaus ein, um daselbst zu übernachten. Da es mir wichtig war, sobald als möglich, wieder hergestellt zu werden: so wünschte ich einen Arzt zu haben; allein der Arzt von Kehl war nur ein gemeiner Raseur. Ich bat hierauf, daß man mir ein wenig Haberwelgen zubereiten möchte: aber unglüklicher Weise war in ganz Kehl keine Habergrütze zu bekommen. Ein Glas Wasser also! — Dies wurde mir nun zwar gebracht, allein es roch von Fäulniß, und war durchaus ungenießbar. Der Ort liegt nemlich in einer so niedrigen und sumpfigten Gegend, daß man kein reines Quellwasser daselbst haben kann. Aber so wird man, fragte ich, doch wohl irgend ein mineralisches Wasser — Selter oder Schwalbacher — im Hause haben? Auch dieses war unglüklicher Weise an eben dem Tage ausgegangen. Unmuthsvoll warf ich mich aufs Bette, und hoffte, daß ich Durst und Kolikschmerzen würde verschlafen können: aber auch hier wartete meiner eine neue Widerwärtigkeit. Ein Schwarm von Schnaken (so nennt man in diesen Gegenden die Mücken) zerfezte mir Gesicht und Hände; und wo diese nicht hinkommen konnten, da gingen mir andere kleine Geschörfe zu Leibe, die ich noch viel weniger abzuhalten vermochte. Ich lag auf der Tortur; und wenn ich jemals eine lange unangenehme Nacht verlebt habe, so war es diese.

Kehl hat eine eben so traurige als ungesunde Lage. Die ganze Gegend ist morastig. Dies, und die französische Unsauberkeit, welche an diesem Grenzorte herrscht, machen, daß fast jeder Fremde, der sich hier eine Zeitlang aufhält, mit einem Fieber dafür büßen muß. So krank ich auch daher am folgenden Morgen war, so beschloß ich doch nicht länger hier zu bleiben, sondern mich nach Straßburg fahren zu lassen. Aber in Kehl gewesen zu seyn, ohne die große Bücherfabrik des Herrn von Beaumarchais gesehen zu haben! das würde ich, dachte ich, in der Folge mir kaum vergeben können. Ich vergaß daher meines kränklichen Zustandes, und verfügte mich dahin.

Diese einzige Fabrik in ihrer Art, ist in der eigentlichen ehemaligen Citadelle angelegt, und füllt die sämtlichen Gebäude derselben an. Es ist der Mühe werth, daß ich meinen jungen Lesern eine kleine Beschreibung davon mache.

Beaumarchais, ein sehr reicher Mann und französischer schöner Geist, kaufte vor einiger Zeit in England die Geheimnisse einer von Baskerville erfundenen sehr berühmten, und ausserordentlich schönen Druckerei, die an Vortreflichkeit der Schrift und Schwärze alle andere übertrift. Er hatte hierbei die Absicht, von den besten französischen Schriftstellern prachtvolle Ausgaben zu liefern, und der Anfang sollte mit den Werken des berühmten Voltaire gemacht werden. Allein die intolerante französische Geistlichkeit widersezte sich diesem Vorhaben,

und wußte es bei der Regierung dahin zu bringen, daß der Drük dieser Werke verboten ward. Beaumarchais wandte sich hierauf an den Markgrafen von Baden; und dieser, weiser und duldsamer als die französische Geistlichkeit, räumte ihm gern die schon demolirte, und folglich unbrauchbare Festung Kehl zur Anlegung dieser Bücherfabrik ein, mit welcher einige hundert Menschen, und mehrere hundert tausend Thaler Geld zugleich in sein Land kamen. Kehl, ein kleiner höchst unbedeutender Ort, nahm hierdurch an Nahrung und Wohlstand zu; und es wird seitdem so stark daselbst gebaut, daß in kurzer Zeit eine ganz artige kleine Stadt daraus entstehen dürfte. So wohlthätig sind die Folgen der Duldsamkeit für jedes Land, worin man sie zu schätzen und auszuüben weis.

Eine so ansehnliche Druckerei, als diese ist, hat, so viel ich weis, noch nirgends existirt. Es ist ein sehenswürdiges Schauspiel, hier in einem langen und weiten Raume über dreißig Pressen, dort in einem eben so großen Saale eben so viele Setzer beschäftiget zu sehen. In andern Räumen liegen erstaunlich große Papiervorräthe, und wiederum in andern die schon fertigen Verlagsexemplare. Hier werden die abgedrukten Bogen zusammengelegt, dort sind eine Menge Menschen mit Versendungen beschäftiget. Man sieht eine eigene Schriftgiesserei, eine eigene Buchbinderei, u. s. w. Kurz alles, was zu einer vollständigen Bücherfabrik gehört, findet sich hier zusammen.

Schade, daß diese große und sehenswürdige Anlage schwerlich von Bestand seyn wird! Schon jezt soll **Beaumarchais** an 200000 Livres *) dabei eingebüßt haben, weil er selbst nicht zugegen seyn konnte, um Ordnung zu erhalten. Aber sein Ehrgeiz ist dabei zu sehr interessirt, als daß er die Anstalt, um dieses Verlustes willen, schon jezt wieder eingehen lassen könnte. Sie wird also zur Ehre, und zum Nutzen der Markgrafschaft Baden eine Zeitlang wenigstens, wahrscheinlicher Weise fortdauern.

Ich sahe hier unter andern ein Exemplar der Voltairischen Schriften auf das schönste Pergament für die russische Kaiserin gedrukt, welches 40000 Liv. kosten soll. Etwas Prächtigeres und Vollendeteres ist, glaube ich, in dieser Art wohl noch nie gesehen worden. Pergament, so weiß wie Schnee; Buchstaben, so scharf und zierlich, als wären sie in Kupfer gestochen, und eine Druckerschwärze, gegen welche die andere beste Schwärze nur grau zu seyn scheint! Der äussere Band wird der Schönheit des Innern entprechen, und das Ganze wird ein Meisterstük von typographischer Kunst und — Ueppigkeit seyn.

*) Ein Livre ist nach unserm Gelde ungefähr 6 Ggr., also die obige Summe ungefähr 60000 Thlr.

16.

Uebergang über den Rhein nach Straßburg. Reise durch Oberelsaß über Colmar nach Basel.

Sobald ich die merkwürdige Bücherfabrik des Herrn von Beaumarchais gesehen hatte, stieg ich in den Wagen, um nach Straßburg zu fahren, welches nur eine Stunde von Kehl liegt.

Hier mußte ich zuvörderst den Rhein passiren. Auf der hölzernen Brücke desselben, welche Deutschland mit Frankreich verbindet, durchkreuzten sich in meiner Seele gar sonderbare Empfindungen. Ich fühlte eins ums andere, Patriotismus, Wehmuth und Unwillen in mir aufwallen, indem ich an dem entgegengesezten Ende der Brücke eine französische Wache erblikte, wo ehemals eine deutsche stand, und dabei bedachte, wie viel Thorheiten, Laster und Elend von jener Seite des Stroms zu uns herüber gebracht wurden! Freilich wurden uns auch französische Litteratur und französische Artigkeit herüber gebracht: aber waren diese eine Schadloshaltung für die deutsche Simplizität, Gradheit, Frugalität und Ehrlichkeit, welche darüber verloren giengen? — Da ich die Brücke zurükgelegt hatte, nahm ich von meinem lieben Vaterlande durch einen wehmüthigen Rükblik Abschied, und mein Wagen rollte auf einer sehr schönen Kunststrasse, die durch einen häßlichen Sumpf führt, der Stadt zu.

Meine

Meine Kränklichkeit dauerte fort, und die Sonnenhitze nahm überhand. Aus beiden Ursachen sahe ich mich, während meines Hierseyns, genöthiget, die meiste Zeit das Zimmer, oft sogar das Bett zu hüten. Der Bemerkungen, die ich unter diesen Umständen zu machen Gelegenheit hatte, konnten daher nicht viele seyn.

Straßburg — ehemals eine deutsche, freie Reichsstadt, jezt dem französischen Zepter unterworfen — ist ein großer, wohlbefestigter und ansehnlicher Ort, nur daß die Strassen, wie gewöhnlich, auch hier größtentheils ziemlich krumm und enge sind. Man schäzt die Zahl der Einwohner, ohne die Besatzung, welche 10000 ausmacht, auf 45000 Köpfe. Die vielen Fremden und Reisenden, wovon dieser Ort beständig wimmelt, mögen im Durchschnitt wohl auch jedesmal ein Paar Tausend betragen.

Zur Erleuchtung der Strassen bedient man sich hier, wie in Paris, der sogenannten Reverberes, das ist, eine Art von Lampen, die an ein polirtes Metall befestiget sind, welches, gleich einem Spiegel, das darauf fallende Licht derselben zurükwirft. Diese Reverberes hängen mitten über der Strasse an Stricken, welche man von einem Hause zum andern in der Höhe eines Stokwerks durch die Luft gezogen hat; und ungeachtet die Entfernung der einen Lampe von der andern ziemlich groß ist, so wird die Strasse doch weit besser dadurch erleuchtet, als durch eine doppelt so große Anzahl gewöhnlicher Laternenpfähle

geschehen könnte. Diese Art der Erleuchtung scheint daher besser und zugleich wohlfeiler, als die gewöhnliche zu seyn, und verdiente also in andern Städten nachgeahmt zu werden.

Was einem Fremden gleich beim Eintritte in Straßburg zuerst auffällt, das ist der sonderbare, und, wie mich deucht, gar nicht vortheilhafte Kopfpuz des hiesigen Frauenzimmers vom Untern- und Mittelstande. Diese besteht in einem sehr kleinen Käpchen von reichem Zeuge, welches nur eben den hintersten Theil des Kopfs bedekt, indeß der grössere Theil des unbedekten Haars rund um dieses kompendieuse Käpchen herum en crêpe frisirt und gepudert ist. Der ganze Kopf erhält hierdurch eine Form, die von der, welche die Natur ihm gab, gar sehr verschieden, und daher — wie jede andere Mode, welche die Formen der Natur verhunzt — ungemein häßlich ist.

Von den öffentlichen Gebäuden und sonstigen Merkwürdigkeiten der Stadt, konnte ich nicht viele sehen, weil meine kränklichen Umstände mir nur zweimal auszugehen erlaubten. Diese beiden Gänge nüzte ich, um den Münster und diejenige Kirche in Augenschein zu nehmen, worin das berühmte Denkmal des noch berühmtern Marschals von Sachsen prangt. Der Münster, dieses erhabene und bewundernswürdige Meisterstük der gothischen Bauart, welches an Kühnheit, Kunst und Grösse wohl schwerlich seines Gleichen hat, verdient vorzüglich gesehen zu werden. Man hat über 200 Jahr daran gearbeitet,

ket, ganz Elsaß mußte dabei frohnen, und Bettelmönche schleppten unermeßliche Summen zur Bestreitung der Baukosten aus allen Ländern herbei. Und doch ist das erstaunliche Felsengebäude bis auf diesen Tag noch nicht ganz vollendet worden. Denn statt zweier hoher Pyramiden, welche der ungeheure Thurm eigentlich tragen sollte, hat er nur erst eine erhalten, welches, von fern gesehen, eine Unförmlichkeit verursacht.

Das ganze Riesengebäude scheint ein einziger, durch Kunst bearbeiteter Fels von röthlicher Steinart zu seyn. Die hohe Pyramide des Thurms besteht aus lauter Säulenwerk und durchbrochener Arbeit, so, daß man überall durch und durch sehen kann, welches ihr bei aller Größe, Festigkeit und Höhe, die sie hat, ein sehr leichtes und lichtes Ansehen giebt. Das ganze äussere Gebäude ist von unten bis oben mit einer unendlichen Menge und Mannigfaltigkeit von Zierrathen in gothischem Geschmacke beladen, welche an jedem andern kleineren Hause einen widrigen Eindruk machen würden, hier aber, wenn ich meinen eigenen ungelehrten Empfindungen trauen darf, dazu dienen, das Erstaunen, welches von dem Ganzen erregt wird, durch die Verwunderung über die sonderbare Verbindung des Kleinzierlichen mit dem Großen und Erhabenen, nur noch mehr zu verstärken. Das Innere des Gebäudes ist, ganz wider die Art katholischer Kathedralkirchen, ziemlich simpel und mit Verzierungen von Bildhauerarbeit, Gemälden, u. s. w. keineswegs überladen.

Das obenerwähnte Monument des Marschals von Sachsen, werden meine jungen Leser aus einem davon existirenden Kupferstiche, welcher ihnen wohl einmal zu Gesicht kommen dürfte, besser, als aus jeder wörtlichen Beschreibung, kennen lernen. Ich will sie daher nicht damit aufhalten.

Da Straßburg ein Grenzort ist, welcher aus einer deutschen Reichsstadt eine französische Königsstadt ward: so treffen die deutschen und französischen Sitten hier am meisten zusammen, und schmelzen gleichsam ineinander, so, daß man hier weder jene noch diese mit dem, was ihnen eigenthümlich ist, sondern ein Gemisch von beiden sieht, worin die deutsche Gradheit durch französische Geschmeidigkeit, und die französische Flatterhaftigkeit durch deutschen Ernst gemäßiget wird. Diese Vermischung scheint keine unebene Wirkung, besonders bei solchen zu thun, deren gesunder Verstand das Gute wie das Fehlerhafte, in dem Charakter beider Nationen bemerkte, und jenes anzunehmen, dieses zu vermeiden suchte. Auch die beiden Sprachen, die deutsche und die französische, gehen hier so schwesterlich gepaart im Schwange, daß es schwer fällt zu bestimmen, welches von ihnen die herrschende sey. Selten sieht man eine Dienstmagd, oder einen Hausknecht, welche nicht beide mit gleicher Fertigkeit reden.

Straßburg ist eine Zeitlang der Schauplaz eines berühmten Gauklers gewesen, dem der vornehme und gemeine Pöbel die zweideutige Ehre erwies, ihn für einen Wunderthäter zu halten. Der Mann nennt

sich

sich Cagliostro; aber wer er eigentlich sey? woher er stamme? wohin er mit seiner geheimnißvollen Wirksamkeit eigentlich ziele? das hat der angebliche Wundermann gar weislich in undurchdringliche Wolken zu hüllen gewußt. Der obgedachte Pöbel, der alles, was sonderbar ist, anzustaunen pflegt, und welcher schwachköpfig genug ist, alles Ungereimte, wenn es nur den Schein des Wunderbaren und Uebernatürlichen an sich trägt, für möglich und für wahr zu halten, hat wunderseltsame Dinge von ihm geglaubt und ausgebreitet. Er soll Gold aus Blei, aus Kieselsteinen Diamanten machen können! Er soll alle Krankheiten heilen, Alte wieder verjüngen, ja sogar Unsterblichkeit verleihen können *)!

Er

*) Sollte man glauben, daß es, besonders unter dem vornehmen Pöbel, solche Erzpinsel gebe, welche sogar folgendes abgeschmakte und unsinnige Feenmährchen von diesem Wundermann eine Zeitlang für wahr halten konnten? — Eine Dame, ich glaube es war eine Prinzessinn, hatte ein Fläschgen voll Wundereſſenz von ihm bekommen, wovon ein einziges Tröpfchen hinreichend war, aus einem alten Gesichte alle Runzeln zu vertreiben, und das abgelebteste alte Mütterchen plözlich wieder in ein junges blühendes Mädchen zu verwandeln. Die Dame hatte dieses Fläschgen auf dem Nachttische stehen gelassen, und ihr naschhaftes Kammermädchen, welches in ihrer Abwesenheit Haussuchung hielt, glaubte Liqueur darin zu finden, sezte es an den Mund, und that einen guten Schluk daraus. Plözlich wurde die Näscherin, nicht blos um einige Jahre verjüngt, sondern, weil sie so viel davon genommen hatte, in einem Embryo von der Grösse eines kleinen Fingers verwandelt. Die Dame kam zu Haus; aber da war kein Kammermädchen, um sie auszukleiden. Sie klingelte, sie rief, sie erzürnte

Er selbst soll schon zu Christi Zeiten gelebt, und ihm klugen Rath gegeben haben, den dieser aber leider! nicht befolgte! Er soll Geister citiren und durch Hilfe derselben viel Wunderbares leisten können; und was des abgeschmakten Zeuges mehr ist! Sollte man sich vorstellen, daß solche ungereimte Fratzen in unsern erleuchteten Zeiten sogar von feinen Leuten, welche sich einer guten Erziehung rühmen, sogar von Prinzen und Prinzessinnen angehört und — was noch ärger ist — geglaubt werden könnten?

Und doch geschahe es. Der Wundermann bekam unglaublich großen Zulauf von Leuten aus allerlei Ständen, vornemlich aus den höhern. Sein Hotel war unabläßig mit Equipagen besezt, und unter denen, welche ihm den Hof machten, sahe man sogar Prinzen vom königlichen Geblüte und Leute mit Stern und Ordensbändern in Menge. Sein Ton war gebieterisch, wie der eines Gesandten vom Himmel, seine Sprache bald räthselhaft, bald hochfliegend und pathetisch wie die eines Propheten. Dabei affektirte er eine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit, welche an die Tugend eines vollendeten Heiligen zu grenzen schienen. Er heilte unentgeldlich; er theilte Almosen und Geschenke aus, ohne sich, so viel man weis, von irgend jemand wieder beschenken zu lassen; er

machte

zürnte sich: umsonst! Endlich geht sie zum Nachttische, um sich selbst auszukleiden: und siehe! da erblikt sie die Figur einer Lilleputterin, die auf dem Tische herumhüpft. Ein Blik, auf ihre meist leere Flasche geworfen, erzählte ihr auf einmal die ganze Geschichte. —

machte seinen Patienten die Besserung ihres Herzens und die Austilgung aller unreinen Begierden zur ersten Bedingung ihrer Genesung. Hierdurch gewann er die Verehrung derer, auf welche seine sonstigen Gaukeleien vielleicht keinen Eindruk würden gemacht haben.

Jezt gläubte er einen hinlänglichen Anhang zu haben, um mit glüklichem Erfolge eine größere und glänzendere Schaubühne betreten zu dürfen. Er gieng nach Paris. Allein hier war es, wo er in einen allgemeinen bekannt gewordenen Prozeß verflochten und in die Bastille geworfen ward, aus der er, nach vollendeter Untersuchung zwar wieder losgelassen, aber doch auch zugleich des Landes verwiesen wurde. Nunmehr, sagt man, habe er sich nach England gewandt. —

Ich habe die Gelegenheit, von diesem sonderbaren Abentheurer zu reden, deswegen ergriffen, um meine jungen Leser noch einmal zu warnen, sich vor Leuten dieser Art, deren es in unsern hellen Zeiten mehr als jemals giebt, sorgfältig in Acht zu nehmen, in der gewissen Ueberzeugung, daß derjenige, der sich von ihnen einnehmen läßt, entweder um seine gesunde Vernunft oder um sein Vermögen, oft um beide und um seine Gemüthsruhe zugleich gebracht werde. — Woher ich aber wisse, das Cagliostro, wie alle andere Wundermänner seines Gelichters, Gaukler sind, fragen meine lieben Leser? Daher, weil die Erfahrung Leute dieses Schlages bisher immer als solche dargestellt hat; vornemlich

aber

aber auch daher, weil sie fast immer für nöthig erachten, sich selbst und ihre Handlungen in den verdächtigen Mantel des Geheimnißvollen, des Wunderbaren und des Unbegreiflichen zu hüllen. Wer sich zu verstecken sucht, der fürchtet sich, entdekt zu werden; und wer die Entdeckung scheut, der hat entweder schon Böses gethan, oder geht damit um, es noch zu thun. Rechtschaffenheit und wahre Weisheit wollen weder schimmern, noch verborgen seyn; sie gehen ihren stillen und geraden Gang am hellen Tage fort, unbekümmert, ob man sie bemerke oder nicht. Sie suchen sich keinen Anhang zu machen, und wenn sie ja, zur Beförderung ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit, Verbindungen einzugehen für nöthig erachten, so verheelen sie weder das Ziel, wornach sie streben, noch die Mittel, deren sie sich dazu bedienen wollen. Sie führen nicht ins Dunkle und verlangen nicht, daß man an sie glaube; sondern sie wünschen, daß man sie und ihre Handlungsarten untersuche und aufkläre, je mehr je lieber. Wer Glauben, statt Untersuchung verlangt; wer Wunder, statt Beweise verspricht; wer in geheimen Zusammenkünften geheimnißvolle Dinge verheißt, und die Wahrheit, statt sie immer mehr und mehr vor den Augen seiner Brüder zu enthüllen, geflissentlich zu verschleiern und in unbegreifliches Dunkel zu hüllen sucht: der kann kein Weiser und kein Menschenfreund seyn, der giebt vielmehr eben hierdurch deutlich zu erkennen, daß er verborgene unlautere Absichten hege; vor dem thut jeder, der nicht angeführt seyn will, wohl, sich entfernt zu halten, so weit er kann. Das räth die gesunde Vernunft, und die Erfahrung bestätiget es! —

In Straßburg scheint man überhaupt, so wie in der nahe gelegenen Schweiz, für Schwärmereien jeder Art weit mehr Empfänglichkeit und weit mehr Anlagen zu einem blinden Wunderglauben zu haben, als wir andern, wenigstens in den nördlichen Theilen von Deutschland, in uns zu fühlen pflegen. Denn auch Mesmer, ein zweiter Wundermann von gleichem Schlage, hat hier eine Menge von Gläubigen und sehr eifrige Schüler gefunden, welche seine magnetischen Gaukeleien fortzusetzen und zu verbreiten suchen. Dieser Charletan giebt nemlich vor, daß es, außer der eigentlichen magnetischen Kraft in dem bekannten Steine dieses Namens, noch einen gewissen thierischen Magnetismus im menschlichen Körper gebe, durch dessen Erregung die unheilbarsten Krankheiten geheilt und die wunderbare Gabe der Wahrsagung und Prophezeihung verliehen werden könne. Die Art, wie er dabei verfährt, ist folgende.

Unter gewissen feierlichen Vorbereitungen und Grimassen betastet und bestreicht der Wundermann den Körper desjenigen, welcher magnetisirt oder — wie er sich gleichfalls ausdrükt — desorganisirt werden soll. Unter dieser Operation schlummert der Kranke ein; und nun hat er auf einmal das Talent zu weissagen und schlafend zu wissen, was ihm wachend unbekannt war. Er wird über allerlei Dinge ausgefragt, und auf jede Frage erfolgt eine vernehmliche Antwort und zwar — o Wunder! grade die rechte. Man frägt ihn nach dem eigentlichen Sitze und der Ursache seiner Krankheit; und der

Träumer weis beide auf ein Haar anzugeben. Man frägt ihn nach den Mitteln, die er brauchen müsse, um wieder zu genesen: und — o doppeltes Wunder! er schreibt sie, troz dem besten Arzte, vor, auch wenn er vorher nie die mindeste medicinische Kenntniß hatte. Er bestimmt Zeit und Stunde, wann diese Mittel genommen werden müssen; er bestimmt die Größe der Portion; er sagt ihre Wirkungen voraus, und weis ganz genau, wann und in welchem Grade er durch den Gebrauch derselben genesen werde. Er weis, was für Personen zugegen sind; er kann sogar durchs Gefühl Dinge unterscheiden, die er wachend vielleicht nicht mit beiden Augen und allen übrigen Sinnen zugleich unterscheiden konnte. Man läßt ihn z. B. ein beschriebenes oder gedruktes Blatt Papier berühren: und er sagt euch mit geschlossenen Augen, ob die Schrift deutsch, lateinisch oder hebräisch sey. Nicht wahr, das ist doch wunderbar genug!

Und was wollen wir nun dazu sagen, ihr jungen Freunde? Wollen wir die Wahrheit der Nachrichten, die uns davon gegeben werden, in Zweifel ziehen? Aber diese kommen zum Theil von so guten und lieben Leuten her, daß man eine vorsezliche Erdichtung oder Verfälschung derselben unmöglich argwöhnen kann. Was also? — Das, was wir sagen und urtheilen, wann wir einen geschikten Taschenspieler unglaublich scheinende Dinge verrichten sehn. In diesem Falle denkt oder spricht kein Vernünftiger: das ist ein Wunder! das übersteigt die menschliche Vernunft! das geht mit übernatürlichen

Dingen

Dingen zu! sondern wir alle, die wir auf einen etwas ausgebildeten Verstand Ansprüche machen, denken und sprechen etwa so: ich weis zwar nicht, wie der Mann es anfängt, um mich so zu täuschen; aber daß ich wirklich getäuscht werde, und daß die wunderbaren Dinge, die ich da sehe, sich im Grunde ganz anders verhalten müssen, als sie mir vorkommen, davon bin ich zum voraus gewiß, auch wenn ich nie dahin gelangen sollte, es mir selbst oder andern erklären zu können; davon überzeugt mich das ganze bisherige Verfahren der göttlichen Weisheit, welche, so lange die Welt steht und soweit zuverläßige Geschichte reicht, nie Wunder um nichts und wieder nichts geschehen ließ, nie sich selbst entgegenarbeitete, nie einem Ehrgeizigen zu gefallen, der gern für einen Wunderthäter gehalten werden mögte, oder einem Habsüchtigen zu Liebe, der seinem Nächsten das Geld aus dem Beutel zu locken sucht, den natürlichen Lauf der Dinge änderte und Wirkungen hervorbringen ließ, welche den bisherigen Gesetzen der Natur entgegen liefen; *) davon überzeugt mich

*) Bis hieher war es allgemeines Gesez der Natur, wer etwas sehen will, der muß seine ihm dazu verliehenen Augen brauchen; wer die Dinge, die um ihn her sind, erkennen will, der muß einen oder mehrere seiner Sinne dazu anwenden; wer vernünftig urtheilen will, der muß nicht schlafen, sondern wachen, und wer ein Arzt seyn will, der muß die Arzeneiwissenschaft studiren. Wenn nun die weltregierende Vorsehung in unsern Tagen geschehen ließe, daß man mit geschlossenen Augen sehen, im Schlafe klüger als im Wachen und träumend die Arzneiwissenschaft ausüben könnte, ohne sie jemals erlernt

auch die bisherige allgemeine Erfahrung aller weisen und aufgeklärten Menschen seit vielen Jahrhunderten, als welche bezeuget, daß bei allen Wundern neuerer Zeit beständig Dummheit, Täuschung oder Betrug zum Grunde gelegen habe. So denken vernünftige Menschen in Fällen dieser Art; und die Erfahrung hat noch immer bewiesen, das sie recht daran thaten.

Es ist indeß die Pflicht eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, Erscheinungen dieser Art, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit aller ihm möglichen Achtsamkeit untersuchen zu helfen. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Desorganisation, wo möglich, an mir selbst geschehen zu lassen, um zu erfahren, worin die Täuschung eigentlich bestehen mögte: allein meine fortdauernde Kränklichkeit wollte mir nicht gestatten, diejenigen Bekanntschaften zu machen, welche zur Erreichung dieser Absicht nöthig waren. Ich sprach indeß zu Straßburg einen Mann, der aus gleichem Bewegungsgrunde eine solche Operation, ohne allen Erfolg, an sich selbst hatte verrichten lassen. Der Operateur benachrichtigte ihn, daß seine Füße und Beine zuvörderst erkalten würden: allein Füße und Beine blieben warm, wie zuvor. Dann sollte er Kopfschmerzen fühlen; allein

der

erlernt zu haben: so stieße sie ja offenbar die bisherigen Naturgesetze um, so arbeitete sie ja offenbar ihren eigenen Einrichtungen entgegen, so stritte sie ja wider sich selbst! Und wer ihr das zutrauen kann, dem muß es wohl nicht schwer fallen, auch das Allerungereimteste zu glauben.

der Ungläubige fühlte nichts. Nach einigen andern vergeblichen Versuchen dieser Art erklärte der Wundermann, daß eine gewisse Disposition dazu gehöre, und daß ihm diese fehle. Vermuthlich würde ich dieselbe Erklärung von ihm gehört haben, wenn es möglich gewesen wäre, seinen Experimenten beizuwohnen. Ich tröstete mich indeß wegen dieser Unmöglichkeit mit der Hofnung, daß ich in Zürich bei Freund Lavater wiederfinden würde, was ich in Straßburg verfehlen mußte; und reisete, sobald ich mich einigermaßen wieder hergestellt fühlte, nach Colmar ab.

Eine herrliche Fahrt: Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Dichlen belegt; ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Kultur und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! Um sich von der erstaunlichen Volksmenge in Oberelsaß einen Begrif zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Colmar Leute aus 400 Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerhalb eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr vier Meilen beträgt: welche unglaubliche große Bevölkerung!

Man fährt auf dieser Straße längst dem Vogesischen Gebirge hin, welches dem Vorüberreisenden eine große Mannigfaltigkeit von überaus schönen Prospekten darbietet. Jedes Glied in dieser langen

Bergkette hat seine eigenthümliche mahlerische Form und Bekleidung; und fast jedes derselben prangt mit den Ruinen eines Bergschlosses. An den Seiten und am Fuße dieser Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe bei einander, daß sie beinahe ein einziger langer zusammenhängender Ort zu seyn scheinen.

Ich war kaum einige Meilen weit durch diese reichen und angenehmen Gegenden hingefahren, als ich merkte, daß ich mich zu früh herausgemacht hatte. Meine Krankheit kehrte zurük; und ich vollendete den Rest dieser Tagereise in einer traurigen Gemüthsstimmung. Krank, schwach und mismüthig kam ich zu Colmar an, und mußte mich abermals aufs Bett und in die Arme eines Arztes werfen.

Die größte Merkwürdigkeit von Colmar hatte ich in Straßburg schon gesehen. Dies war mein ehrwürdiger Freund Pfeffel, den mein guter Genius grade in den nemlichen Gasthof führte, worin ich selbst abgetreten war. Dieser merkwürdige Mann, der unter den Erziehern, Gelehrten und Dichtern unserer Zeit eine ansehnliche Stelle behauptet, ist, seit seinen Jünglingsjahren, auf beiden Augen blind. Er wurde nämlich, da er in Halle studirte, von einer schmerzhaften Augenkrankheit befallen, und reisete, um sich kuriren zu lassen, nach Dresden zu einem berühmten Augenarzte. Allein dieser Charletan machte das Uebel zehnmal ärger, als es gewesen war; und der unglükliche junge Mann mußte, schon

halb

halb blind und mit Höllenschmerzen davon reisen. So kam er zu Colmar an. Her Borell, ein hiesiger Arzt, der während meines Hierseyns auch der meinige war, untersuchte den Zustand seiner Augen, und fand sie unheilbar. „Wenn Sie“ sagte er, „von den Schmerzen, die Sie leiden, frei seyn wollen: so ist dazu kein anderes Mittel vorhanden, als — sich beide Augen ausstechen zu lassen!“ Pfeffel schauderte; allein unvermögend, die Qualen, die er litte, länger zu erdulden, hielt er herzhaft seine kranken, schon meist blinden Augen dem Messer des Arztes entgegen und — es war geschehen!

Nie habe ich einen Blinden gesehen, dem man die Blindheit weniger anmerken konnte, als diesem meinem Freunde, ungeachtet ihm beide Augen ausgestochen sind. Er ist so heiter und vergnügt, als wenn der Verlust des Gesichts ihm keine einzige Lebensfreude geraubt hätte; und er ist so frei und lebhaft in seinen Bewegungen, daß man alle Augenblicke in Versuchung geräth, seine gänzliche Blindheit, die doch leider! augenscheinlich genug ist, in Zweifel zu ziehn. Wenn er von den Unfällen seines Lebens redet: so wird der Blindheit entweder gar nicht, oder doch nur im Vorbeigehn, und zulezt gedacht. Vergißt sich etwa jemand und sagt ihm unbedächtiger Weise, sehen Sie, lieber Pfeffel! so kann er in ein herzliches Lachen ausbrechen, daß man ihm etwas zumuthet, wozu er doch keine sinnliche Werkzeuge hat. Er erzählte mir sogar von zwei Blindgebohrnen zu Manheim oder Speier, die sich zuweilen alles Ernstes hinsetzen und die armen Sehenden,

die sie die fünfsinnigen nennen, beklagen sollen, daß sie auf so manche Freude des Lebens, welche den Blinden zu Theil würde, Verzicht thun müßten, vermuthlich weil des Blinden Seele mehr bei sich selbst zu Hause ist, wenn ich so sagen darf, indem sie nicht, wie die unsrige, alle Augenblicke gereizt wird, ihre Aufmerksamkeit und Gedanken auf äußere Gegenstände zu heften; weil sie durch nichts gestört wird, ihren eigenen Gedanken und Empfindungen nachzuhängen, so lange es ihr beliebt, und weil sie in der größern Schärfe ihrer übrigen sinnlichen Werkzeuge einen Ersaz für den Verlust des fünften Sinnes findet. So wahr ist es, daß jedes Uebel auch sein Gutes mit sich führt, und daß die allgütige Vorsehung in jeden Becher voll bitterer Trübsal, welchen sie den Sterblichen reicht, auch einige mildernde Tropfen süßer Freuden zu schütten pflegt.

Pfeffel wurde durch seine Blindheit nicht gehindert, ein glüklicher Gatte, Vater einer zahlreichen Familie, und ein sehr nüzlicher Bürger zu werden. Er legte mit seinem edeln Freunde Lerse eine Militärschule zu Colmar an, die nun schon lange blüht und den Beifall, den sie von Anfang an erworben hat, nicht blos zu erhalten weis, sondern auch verdient. Ich sahe diese lobenswürdige Anstalt, und war gerührt über das viele Gute, welches ich darin fand — aber es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Beschreibung davon zu machen.

Colmar ist ein alter, irregulärer aber dabei ungemein bevölkerter Ort. Er hat ungefähr 8000 protestan-

testantische und 10000 römischkatholische Einwohner, ungeachtet er nicht halb so groß, als Braunschweig ist. Die bloße Kattun- oder, wie man hier sagt, Indiennefabrik, welche nahe bei Colmar auf dem Lande liegt, beschäftiget 1800 Menschen. Es ist hier auch das Konseil oder Parlament, das ist, der höchste Gerichtshof oder das Oberappellationsgericht von Elsaß, vor welchem die Sachen, nach französischer Weise, öffentlich plaidirt, das ist, mündlich vorgetragen, bestritten und vertheidiget werden. Dies allein zieht hier immer sehr viele Menschen her, und macht den Ort nahrhaft.

Da Colmar, so wie der ganze Elsaß, nun schon solange unter französischer Bothmäßigkeit steht: so kann man nicht umhin, befremdet zu seyn, indem man den großen Wohlstand und die ausserordentlich starke Bevölkerung wahrnimmt, welche hier, sowohl in den Städten als auch auf dem Lande herrschen. Der französische Zepter gehört doch bekanntlich zu den leichtesten eben nicht, und eine Heerde, welche unter eiserner Ruthe geweidet wird, pflegt doch ordentlicher Weise nicht sehr zu gedeihen und nicht sehr anzuwachsen: woher denn hier das Gegentheil? — Die Antwort auf diese Frage scheint folgende zu seyn: daher, weil diesem von der Natur außerordentlich gesegneten Lande damals, da es an Frankreich abgetreten ward, manches schäzbare Vorrecht und ein Grad von Freiheit ausbedungen wurde, dessen keine andere französische Provinz sich zu erfreuen hat. Diese Vorrechte und Freiheiten wurden ihm auch bisher — so lange die Fürsten und Staaten noch einigen

gen Respekt für heilige Verträge und Friedensschlüsse hatten — ziemlich unverlezt gelassen: aber nunmehr, da die Moral des Hofmarschalls zu Jedo in Japan: „Was den Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter!“ *) auch in Europa hie und da Eingang zu finden scheint: hat die französische Regierung angefangen, die schlaffen Zügel ihrer Herrschaft über diese neuerworbenen Länder etwas kürzer zu schnallen und etwas stärker anzuziehen. Und da wird denn allmählig Eine freie Bewegung nach der andern unmerklich gehindert; **) bis es endlich auch hier in Vergleichung mit den ältern französischen Provinzen heissen wird: der Herr hat uns alle gleich gemacht! Und da wird es sich denn auch mit dem übermäßigen Wohlstand und der großen Bevölkerung wohl von selbst geben.

Merk.

*) Siehe den Wandsbecker Boten 3ter Th. S. 205.

**) So erschien während meines Hierseyns die Verordnung, daß keine Indienne (Kattun) aus der Schweiz und aus Deutschland nach Frankreich eingeführt werden sollte; und, ungeachtet Colmar weder in der Schweiz noch in Deutschland liegt, so wurde doch die hiesige Indienne-Fabrik diesem Verbote ausdrüklich mit eingeschlossen. Denn, sagte man, wollen die Elsasser den übrigen königl. Unterthanen gleich geachtet und nicht für Ausländer gehalten werden: so müssen sie erst auf diejenigen Vorrechte und Freiheiten Verzicht thun, welche sie sich vor andern königl. Unterthanen ausbedungen haben. So weis man heutiges Tages die Leute nach und nach dahin zu bringen, daß sie selbst wünschen müssen, des kleinen Ueberrestes von Freiheit, der ihnen etwa noch zugestanden war, entlediget zu werden.

Merkwürdig ist es, daß die Protestanten hier auch in geistlichen Dingen bis jezt noch einiger Freiheiten genießen, die man in ganz protestantischen Ländern vergebens sucht. Sie wissen z. B. nichts von symbolischen Büchern, das ist, von Vorschriften, wie man glauben und lehren soll; sondern jeder hat das Recht, seiner eigenen gewissenhaften Einsicht zu folgen. Ein goldenes Vorrecht! Ehe ich dasselbe kannte, war es mir unerklärlich, warum hier nicht sowohl die Katholiken, als vielmehr grade die Protestanten sich unter der katholischen französischen Regierung so außerordentlich vermehrt haben, da doch sonst überall, wo Katholiken und Protestanten unter einer katholischen gesezhabenden Macht zugleich stehn, die leztern nach und nach vermindert und verdrängt zu werden pflegen. Jezt war mir diese seltene Erscheinung vollkommen begreiflich. Ein Land, worin keine symbolischen Bücher gelten, und wo man also auch einer größern Gewissensfreiheit, als in andern Ländern genießt, muß nach und nach mehr als andere bevölkert werden, und wenn auch sonst manches nicht so gut darin wäre, als in andern Ländern. Denn unter allen Kränkungen, welche der Mensch von Menschen erfährt, ist die unnatürliche Gewalt, welche man seinem Gewissen in Religionssachen anzuthun die Grausamkeit hat, die bitterste, die unausstehlichste von allen; und man hat daher schon oft gesehen, daß gedrükte Religionspartheien sich bei Tausenden aufmachten, ihr Vaterland und ihre Besitzungen im Stiche ließen, und mit dem bloßen Stabe in der Hand nach solchen Ländern wanderten, wo man ihnen vergönnte, Gott nach ihrer eigenen

nen Weise anzubeten. Wo also kein Religionszwang herrscht, keine symbolischen Bücher gelten, da muß, ich wiederhole es, die Bevölkerung zusehends wachsen, und da müssen denn auch Industrie und Wohlstand verhältnißmäßig vermehrt werden. Colmar ist ein abermaliger Beweis davon.

Daß doch die Fürsten und Staaten diese eben so große als simple Wahrheit noch immer nicht ganz begreifen wollen! —

Nachdem ich einigermaßen wieder hergestellt war, reisete ich über Hüningen, eine französische Festung am Rhein nach Basel.

17.

Beschreibung von Basel.

Basel hat eine unvergleichliche Lage am Rhein, der hier seinen Lauf ändert, und nun nicht weiter gegen Westen, sondern gegen Norden fließt. Die Gegend ist in einer mäßigen Entfernung von einem halben Zirkel schöner Berge eingeschlossen, und nur gegen Süden und Westen offen. Das Land um die Stadt herum scheint auch hier, wie im Elsaß und an der Bergstrasse, ein einziger großer Garten zu seyn.

Der schöne blaue Rhein strömt mitten durch die Stadt, und theilt sie in zwei Hälften, wovon die eine die grössere, die andere die mindere Stadt genannt wird.

wird. Beide zusammen genommen haben einen ziemlich großen Umfang; aber nicht mehr als 15000 Einwohner.

Die grössere Stadt ist sehr uneben, das Pflaster schlecht, die Strassen enge und krumm, und die Häuser größtentheils von alter geschmakloser Bauart. Einige Häuser sind so abschüssig, daß man sie nicht befahren kann. Fast jedes Haus hat, wie bei uns die Wirthshäuser, sein eigenes Zeichen, und wird nach diesem, nicht nach seinem Eigenthümer, benannt; z. E. im schwarzen Bär, im grünen Esel, u. s. w. Man glaubt daher eine Stadt voll Wirthshäuser zu sehen. Ueberdem beobachtet man an jedem Hause, und zwar vor einem der Fenster des zweiten Geschosses, entweder zwei gegeneinander überstehende Spiegel, wovon der eine etwas unterwärts gerichtet ist, oder ein Kästchen von Gitterwerk. Beide dienen der Dame des Hauses, dasjenige, was auf der Strasse vorgeht, zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Denn, hat sie ein Gitterkästchen vor dem Fenster, so stekt sie das Köpfchen hinein, und kann alsdann durch die Zwischenräume des Gitterwerks gemächlich umherschauen, ohne daß man sie von unten zu Gesicht bekommt. Hat sie hingegen zwei Spiegel vor dem Fenster, so kann sie, indem sie in ihrem Zimmer sizt, jeden Vorübergehenden in dem einen, und in dem andern unterwärts gekehrten diejenigen erblicken, welche sich ihrer Hausthür nähern. Sie weis daher, noch ehe jemand gemeldet wird, wer in ihrem Hause angekommen ist.

Diese Einrichtung beweist, dünkt mich, zweierlei; erstlich, daß die Damen in Basel eben so neugierig, wie die unsrigen, sind, und zweitens, daß sie an Eingezogenheit die unsrigen übertreffen müssen; dieses, weil sie Bedenken tragen, sich am Fenster sehen zu lassen, und jenes, weil sie auf das Vergnügen, die Vorübergehenden zu mustern, gleichwohl nicht Verzicht thun wollen. Ich will indeß nicht in Abrede seyn, daß je zuweilen wohl ein Mannskopf im Gitterkästchen stecken, oder seine Augen auf die Strassenspiegel heften möge.

Viele Häuser dieser alten Stadt sind von aussen bemalt, aber auf eine so geschmaklose Weise, daß man nunmehr anfängt, die Farben durch einen weissen Ueberstrich auszulöschen. Einige dieser Malereien sollen noch von dem berühmten Holbein herrühren, der seiner unordentlichen Lebensart wegen, sich oft genöthiget sah, zu dem seiner Kunst unwürdigen Geschäfte eines Anstreichers zu greifen, um Brod für seine hungrige Familie, und Wein zur Stillung seines eigenen unersättlichen Durstes zu verdienen. Man erzählte mir von diesem lüderlichen Künstler folgende lächerliche Anekdote.

Einst, da er übernommen hatte, das Haus eines hiesigen Bürgers zu bepinseln, und die Arbeit unterbrach, um in einem nahgelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohete, die Arbeit einem andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger seyn würde. Holbein versprach Besserung;

serung; und wirklich erblikte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein, da er diese Beine den ganzen Tag über an einer, und eben derselben Stelle erblikte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinaufzusteigen, um zu sehen, was der Mann doch so lange an einer und eben derselben Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Holbeins wirkliche, sondern ein Paar gemalte Beine, die der Schalk, der unterdeß abermals im Weinhause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehen, seine eigenen wahren Beine zu seyn schienen.

Auf der Bibliothek zu Basel, welche unter andern Merkwürdigkeiten auch verschiedene Reliquien von Erasmus und Holbein enthält, sahe ich das berühmte Buch des erstern: das Lob der Narrheit genannt, zu welchen der leztere allerlei komische Figuren mit der Feder gezeichnet hat. Eine dieser Figuren stellt die Karrikatur eines Trunkenbolds vor, über welche Erasmus mit eigener Hand den Namen Holbein schrieb; ein Beweis, daß die ebenerzählte Anekdote von ihm, wohl keine Verläumdung seyn mag.

Basel ist eine Universität; aber eine so unbedeutende, daß nicht wohl abzusehen ist, warum man sie nicht schon längst hat eingehen lassen. Man versicherte mich, daß das ganze Korps der hiesigen Studirenden sich nicht über zwanzig belaufe, so, daß

wirk-

wirklich mehr Professoren, als Studenten da wären. Meine eigene Beobachtung stimmte hiermit überein. Denn bei einer öffentlichen Disputation, die während meines Hierseyns vorfiel, zählte ich wirklich gegen dreißig Professoren, und nur fünf oder sechs Studenten. Man disputirte über die Frage: ob man seine Vernunft auch in Glaubenssachen brauchen dürfe? Dies ward nun zwar bejahet; aber der bloße Umstand, daß man diese Frage hier noch für problematisch, das ist, für eine solche hält, worüber für und wider gestritten werden kann, beweist, daß die theologische Aufklärung hier noch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben könne.

Sonderbar ist es, daß die Uhren in Basel sämtlich um eine Stunde früher gehen, als die in andern Ländern, so, daß es hier schon eins schlägt, wann rund umher erst Mittag ist. Die Ursache dieser Abweichung wird verschiedentlich angegeben. Einige setzen sie in die Zeit, da hier ein Konzilium oder eine Kirchenversammlung gehalten ward. Damals, sagen diese, lag den geistlichen Herren, welche hier versammlet waren, mehr ihre eigene Ruhe und Gemächlichkeit, als das Wohl ihrer Heerde, der christlichen Kirche, am Herzen. Sie schliefen daher, von späten Schmausereien müde, bis in den Tag hinein, und erschienen in der Versammlung gemeiniglich viel später, als man festgesezt hatte. Um sie nun etwas früher auf die Füße zu bringen, ließ man in einer guten Nacht die sämtlichen Uhren der Stadt eine ganze Stunde überspringen. Andere wollen den Grund dieser Abweichung in folgendem Vorfalle

gefunden

gefunden haben. Die Bürger von Basel hatten einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht anberaumt worden. Der Rath, hiervon benachrichtiget, ließ hierauf in der nemlichen Nacht alle Glocken der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und, statt zwölf, ein Uhr schlagen. Hierdurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verflossenen Stunde alles still und ruhig geblieben war, so glaubte jeder, daß seine Mitverschwornen anderes Sinnes geworden wären. Er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Tumulte wurde nichts. — Andere geben noch andere Ursachen an.

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so scheint es doch in jedem Falle wenigstens sonderbar, wo nicht ungereimt zu seyn, daß man jezt, da die Ursache zu dieser Abweichung von der gewöhnlichen Stundenzählung nicht mehr vorhanden ist, gleichwohl noch immer fortfährt, die Uhren der Stadt um eine Stunde früher gehen zu lassen. — Aber hier haben meine jungen Leser abermals Gelegenheit zu lernen, wie unbillig es sey, gewisse Verfassungen zu tadeln, bevor man hinlänglich untersucht hat, ob einer Veränderung oder gänzlichen Abstellung derselben, nicht bis jezt vielleicht unübersteigliche Hindernisse im Wege lägen? Die Sache verhält sich nemlich so. Schon lange wünschte man, den Stundenschlag der Baselschen Uhren mit dem in andern Ländern wieder gleichförmig zu machen; allein man fand die Sache schwieriger, als sie, von fern gesehn,

zu seyn scheint. Das Volk ist nun einmal daran gewöhnt, um Ein Uhr Mittag, um sieben Uhr Feierabend zu haben, und dem Volke etwas Gewohntes wieder abzugewöhnen, ist — die Sache betreffe, welche sie wolle — in der That keine Kleinigkeit. Dennoch war der Rath von Basel einst entschlossen, die Sache durchzusetzen. Er gab Befehl; und die sämtlichen Uhren der Stadt wurden um eine Stunde zurükgesezt. Allein was geschahe? Alle Geschäfte geriethen in Unordnung; die großen Bandfabriken standen still; es war nahe dabei, daß man einen völligen Aufstand zu besorgen hatte. Was sollte man dabei thun? Die Sache hartnäckig durchsetzen? Das geht sogar in einem despotisch regierenden Staate nicht immer, in einem Freistaate vollends gar nicht an. Die weisen Väter dieser kleinen Republik fanden, nach vorhergegangener Berathschlagung, für rathsamer, die Sache wieder auf den alten Fuß, als die Ruhe und Wohlfahrt des ganzen Landes um einer solchen Kleinigkeit willen, auf das Spiel zu setzen. Die Zeiger der Uhren wurden von neuem um eine Stunde vorgeschoben, und — jeder gieng nun wieder an seine Arbeit. Tadele nun, junger Reisender! aber sage uns auch zugleich, wie man es hätte besser machen können?

Die bürgerliche Verfassung der kleinen Republik Basel, scheint jezt eine der weisesten und glüklichsten zu seyn. Ehemals war sie es nicht, und es kostete Blut, um die Rechte und die Macht des Raths und der Bürgerschaft in das schöne Gleichgewicht zu bringen, worinn sie jezt sich befinden. Damals

war

war die Staatsverfassung von Basel völlig aristokratisch, das heißt, die ganze gesezgebende Gewalt war in den Händen einiger Vornehmen, welche den sogenannten kleinen Rath ausmachten. Zwar hatte man auch einen größern Rath, welcher die Bürgerschaft vorstellte; aber das Ansehn und der Einfluß desselben war nach und nach zu nichts geworden. Der kleinere Rath rief ihn zusammen, aber nur, wann er wollte, und nur um ja! zu sagen zu dem, was schon beschlossen war. Da ermannten sich einige edle im Volk; sezten ihr Leben aufs Spiel; rissen ihren unterdrükten Mitbürgern der Knechtschaft Binde von den Augen, damit sie ihre Schmach und ihre Rechte sähen; feuerten sie an, und — erregten einen Aufruhr. Dies kostete einigen dieser Patrioten zwar den Kopf; aber ihr Blut war der Saame aus welchem Freiheit und Bürgerglük aufblüheten.

Seitdem muß der große, die Bürgerschaft vorstellende Rath, alle vierzehn Tage zusammenkommen, und jedes Mitglied desselben muß insbesondere gefragt werden: ob es irgend eine Beschwerde, oder irgend einen Vorschlag zum allgemeinen Besten vorzubringen habe? und was auf diese Weise vorgebracht wird, das ist keinesweges in den Wind gesprochen; es wird vielmehr mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit angehört, und, wenn es thunlich ist, auch wirklich befolgt. Seitdem gehen die Herren des Raths mit den Bürgern, wie gütige Väter mit ihren Kindern um. Alle Staatsgeschäfte werden öffentlich getrieben, und nach jeder Sitzung des Raths kann jeder Bürger, der es verlangt, sich durch ge-

schriebene Zettel von den Verhandlungen des Tages benachrichtigen lassen. Alle nehmen auch wirklich Antheil daran, weil alle nunmehr fühlen, daß sie Glieder einer einzigen Familie sind, in der nichts vorgehen kann, was nicht allen gleich wichtig seyn sollte.

Zu diesem Behufe kommen die Männer täglich in kleinen Gesellschaften zusammen, die man Kämmerli (Kämmerlein) nennt. Hier wird bei einer Pfeife Tabak von nichts, als öffentlichen Angelegenheiten geredet. Hier wird der republikanische Geist genährt, und manches abgehandelt, was das gemeine Beste befördern kann. Aller Unterschied der Stände wird dabei gänzlich aus den Augen gesezt, und der Schneider z. B., wenn er nur sonst ein vernünftiger Mann ist, darf hier gar wohl dem angesehensten Herrn des Raths zur Seite sitzen, sein Pfeifchen rauchen, und über Staatssachen mit ihm reden. Nur eins hat mir an diesen Kämmerli's nicht recht gefallen wollen; dieses nemlich: daß die Mitglieder einer jeden besondern Gesellschaft ungefähr von einem und ebendemselben Alter seyn müssen. Die Jünglinge haben ihre Zusammenkunftsörter für sich; die Männer gleichfalls; so auch die Alten und die Greise. Aber besser, dünkt mich, würde es seyn, wenn die Mitglieder von vermischtem Alter wären. Dann würde der Jüngling seine Munterkeit dem Greise, der Greis dem Jünglinge seine Erfahrungen und seine gereiften Einsichten mittheilen können, und beide würden offenbar dabei gewinnen, dieser an Klugheit, jener an Vergnügen. Auch würde die jugendliche Fröhlichkeit durch den Ernst

des Alters gemäßiget, und vor Ausschweifungen bewahrt werden; und das würde ein großer Gewinn für die Sitten, und für die öffentliche Glükseligkeit seyn. —

Auch hier, wie überall, klagen rechtschaffene und weise Patrioten über den steigenden Luxus, der mit jedem Jahre weiter um sich greift, und, wie ein gefräßiger Wurm, an der Wurzel der Glükseligkeit einzelner Familien und des ganzen kleinen Staates nagt. Diese Klage mag, wenn man das jetzige Basel mit dem ehemaligen vergleicht, gegründet seyn; dem Reisenden hingegen, der diese Stadt mit andern Städten von gleichem Umfange zusammenhält, ist sie es nicht. Dieser bemerkt vielmehr hier im Ganzen einen Grad von Simplizität und Sittenreinigkeit, den er an andern Orten vergebens suchte. Die edle Frau eines hiesigen Meisters, d. i. eines Herrn des Raths, der zugleich Schuzherr und Wortführer einer gewissen Zunft ist, französirt hier in Kleidung, Lebensart und Sitten weniger, als die Frau eines Schneidermeisters in andern großen Städten; und der höchste Grad von Ausschweifung, den man den Männern vorwirft, ist, daß sie sich etwa ein Gartenhäuschen bauen, um ein wenig öfterer, als ihre Geschäfte es erlauben, darinn mit einigen Freunden zusammenzukommen, und zu schöppeln, d. i. ein Glas Wein mit einander zu trinken. Daß aber der Ton des Ganzen hier noch auf Frugalität, Industrie und Eingezogenheit gestimmt seyn müsse, erhellet unter andern aus der tadelnden Benennung, welche das Volk einem Gar-

tenhäuschen dieser Art gegeben hat, indem man es den Friß den Gewinn benannte. — Diejenigen Häuser, worinn man hier Lüxe im hohen Stil bemerkt, sind so selten, daß sie für eine Ausnahme gehalten werden müssen.

Die hiesigen Bandfabricken, die größten und blühendsten dieser Art, sind zu bekannt, als daß ich sie zu nennen brauchte. Ueberhaupt aber herrscht in und um Basel herum eine Industrie, und daher auch ein Wohlstand, welche beide für einen, der aus Niedersachsen hierher kömmt, ungemein auffallend sind. Zum Beweise, wie sorgfältig der aufmerksame Baseler alles, was nuzbar ist, zu benutzen sucht, mag unter andern folgende kleine Beobachtung dienen.

Ich machte in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustpartie aufs Land, und wir fuhren bei einem Acker vorbei, der durch sein buntschäckiges Ansehn meine Aufmerksamkeit schon von fern auf sich zog. Wir kamen näher, und nun sahe ich mit Verwunderung, daß der ganze Acker mit wollenen Lappen von allerlei Farben besäet war. Was bedeutet das? fragte ich meinen Begleiter; hat etwa ein Schneider seine Werkstatt hier gehabt? Das nicht; antwortete jener. Was Sie sehen, ist Dünger. Diese Lappen gewähren, wenn sie untergepflügt werden, dem Lande eben so viel neue Fruchtbarkeit, als der beste Mist. Sie sehen, wir Schweizer verstehen uns ein wenig darauf, Vortheil auch aus solchen Dingen zu ziehn, welche man anderwärts als unnüz wegzuwerfen pflegt. —

Ich wünschte, daß meine jungen Leser in Ansehung des Vergnügens, welches ich bei Bemerkungen dieser Art empfinde, mit mir sympathisiren möchten. Es sey mir daher vergönnt, ihnen die Gründe darzulegen, warum ich mich jedesmal so herzlich freue, so oft ich Gelegenheit habe, irgend ein neuerfundenes Mittel wahrzunehmen, wodurch Nahrung, Gewerbe und öffentlicher Wohlstand befördert werden. Ich empfinde bei solchen Gelegenheiten zuvörderst recht große Freude über das fortschreitende Umsichgreifen des menschlichen Verstandes, über die vermehrte und vervielfältigte Thätigkeit der menschlichen Kräfte; der Mensch mit seinen hohen Seelenfähigkeiten wird mir dann immer ehrwürdiger, und ich fühle mich groß und stolz bei dem Gedanken: daß diese Menschen meine Brüder sind, und daß auch ich ein Mensch bin. Aber ich habe bei dergleichen Gelegenheit auch noch eine andere Ursache zu dieser Freude; diese nemlich:

Jeder, der ein wenig um sich her zu schauen gewohnt ist, weis, wie sehr die Bedürfnisse der Menschen seit einiger Zeit vervielfältiget worden sind, und wie so mancher dadurch nach und nach in den Fall kommt, daß seine Einnahme den immer wachsenden Ausgaben nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag. Es gehört mit jedem Jahre mehr dazu, seinem Stande gemäß zu leben, seinem Stande gemäß sich zu kleiden, seinem Stande gemäß zu wohnen und eingerichtet zu seyn, seinem Stande gemäß zu essen und zu trinken, seinem Stande gemäß sich zu vergnügen, und mit den Leuten deffel-

ben Standes in gesellschaftlicher Verbindung zu stehen, es mag nun unser Stand entweder der eines Besenbinders, oder der eines Staatsministers seyn. Die Einnahme hingegen ist in vielen, vielleicht in den meisten Familien aller Stände geblieben, wie sie vor hundert und mehr Jahren war, da man viele von denjenigen Bedürfnissen, welche heutiges Tages zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden, noch gar nicht kannte. Und was ist nun die Folge davon?

Diese: daß die Menschen überhaupt, besonders die Hausväter, von drückenden Nahrungssorgen, oft sogar von ganz niederschlagenden Sorgen über Schuldenlasten geängstiget werden; diese, daß das Mein und Dein immer wichtiger für die Menschen wird, daß sie darüber, auch in Ansehung der geringsten Kleinigkeiten, weniger als jemals, Spaß verstehn, und mehr als jemals sich darüber mit einander entzweien, sich einander beneiden, anfeinden und verfolgen; diese endlich, daß die Versuchung zu Uebervortheilungen, Betrügereien, Unterdrückereien und Schurkereien dadurch immer stärker und unwiderstehlicher wird. Bei dieser Lage der Sachen scheint es mir also eine recht große Wohlthat für die Menschheit zu seyn, neue Mittel zum Erwerb und zur Ersparung zu ersinnen, neue Nahrungszweige für sich und seine Mitmenschen anzulegen und verbreiten zu helfen, und überhaupt dazu behilflich zu seyn, daß mehr erworben und weniger verschwendet werde. Deswegen also freue ich mich so sehr, so oft ich kleine oder große dahin

abzweckende neue Erfindungen, Anstalten, oder Anlagen sehe, und ich würde mir kein geringes Verdienst um die Menschheit zu erwerben glauben, wenn ich diese Denkungsart allen meinen jungen Lesern einzuflössen im Stande wäre. Möchten sich doch recht viele unter ihnen finden, die sich und mich, und andere Menschen lieb genug hätten, um mir zur Erwerbung dieses hohen Verdienstes behülflich zu seyn, und sich auf der Stelle zu entschliessen, sowohl für ihre eigene Person so sparsam und erwerbsam, wie möglich, zu seyn, als auch alles, was die Sparsamkeit und Erwerbsamkeit bei andern Menschen befördern kann, nach Möglichkeit zu begünstigen, zu empfehlen, und verbreiten zu helfen. —

Man bemerkt zu Basel, wie in allen Berggegenden, eine Menge Leute, besonders weiblichen Geschlechts, mit geschwollenen Hälsen oder sogenannten Kröpfen, und es ist in sochen Gegenden beinahe eine Seltenheit, eine Person zu sehn, welche ganz und gar nichts davon an sich hat. Die wahre Ursache dieses Uebels scheint mir bis jezt noch nicht entdekt zu seyn. Einige haben gesagt: es rühre von der Bergluft her; andere: das Wasser solcher Berggegenden, das reinste und gesundeste, welches man trinken kann, wäre Schuld daran! Aber, wenn das eine oder das andere die Ursache ist: woher kommt es denn, daß nicht eben so viel Männer als Weiber mit diesem Uebel behaftet sind, da doch beide einerlei Luft und einerlei Wasser geniessen? Wiederum hat man gesagt: es rühre dieses vornemlich daher, weil die Weiber und Mädchen in bergichten

Gegenden gemeiniglich viel auf dem Kopfe zu tragen pflegen, wodurch ihr Hals auf eine unnatürliche Weise hervorgepreßt würde; aber da muß ich abermals fragen: woher kommt es denn, daß das vornehme Frauenzimmer, welches, ausser seinem Kopfputze, keine Lasten zu tragen gewohnt ist, in solchen Gegenden gleichwohl eben so gut, als die Weiber der niedrigen Stände, seinen Kropf für sich zu haben pflegt? Und woher kömmt es, daß die Harzweiber, die, so weit ich sie beobachtet habe, alles auf dem Rücken, und niemals, oder selten etwas auf dem Kopfe tragen, diesem Uebel eben so sehr, als andere Bergbewohnerinnen, unterworfen sind?

Ich habe eine Vermuthung. Ob sie gegründet sey, mögen die Aerzte untersuchen. Hier ist sie!

Die Berggegenden haben, in Ansehung des Klima's, dies besondere, daß dadurch Hitze und Kälte, und zwar beide in hohem Grade öfter und schneller mit einander abzuwechseln pflegen, als auf dem platten Lande. Jezt ist der Himmel entwölkt, die Sonnenstralen schießen gegen die hohen und zum Theil felsichten Bergwände, und werden von denselben zurükgeworfen; der Wind hat sich entweder ganz gelegt, oder er kommt gerade von einer Gegend her, wo die Berge ihm entgegen stehn, und ihn hindern, in das Thal zu blasen; die Luft stagnirt; es entsteht eine schrekliche Hitze, und Menschen und Thiere schmachten. Jezt sieht man die Weiber ihre Hälse entblößen, welche des Nachts und des Morgens, wo es in solchen Gegenden kalt zu seyn pflegt, mit Tüchern eingehüllt gewesen waren. Nicht lange,

so dreht sich der Wind; so steigen Wetterwolken aus dem Gebirge empor; so donnert und blitzt's; und in einem Nu! ist die Luft, welche einige Minuten vorher noch von der Sonnenhitze glühte, bis zu einem empfindlichen Grade abgekühlt. Noch ehe die Weiber das Bedürfniß, zu ihren weggelegten Halstüchern zu greifen, fühlen, ist die starke Transspiration ihrer an Bedeckung gewöhnten Hälse zurükgetreten, stokt, und verursacht Geschwulst. Der Kropf ist fertig.

Die Männer, welche ihre Hälse seltener entblößen, kommen seltener in den Fall; und in platten Gegenden, wo die Abend- und Morgenzeit, so wie die Nacht, minder kühl zu seyn pflegt, sind die Weiber weniger gewohnt, ihre Hälse einzuhüllen; und wenn sie sich etwa, bei einer ausserordentlichen Sommerhitze, einmal ungewöhnlich stark entblößen: so sind sie seltener einer plözlichen Verkältung ausgesezt; weil Hitze und Kälte in ebenen Gegenden nicht so plözlich und nicht so stark mit einander abzuwechseln pflegen. Daher auch selten Kröpfe unter ihnen!

Wäre nun diese meine Bemerkung gegründet, so wäre auch zugleich das Mittel, die Kröpfe aus der Welt zu schaffen, glüklich entdekt. Man müßte nemlich den Bergbewohnern rathen, ihre Kinder von der Wiege an zu gewöhnen, in jeder Jahrszeit und bei jeder Witterung die Hälse entweder niemals zu bedecken, oder immer und ohne Ausnahme bedekt zu halten. Das leztere würde beschwerlich, und nicht so leicht von ihnen zu erhalten seyn; deswegen würde ich ohne Bedenken das Erstere empfehlen. Nachtheilige Folgen hätte man auf keine Weise davon zu

besorgen:

besorgen: denn warum sollte der Hals nicht eben so gut, als Gesicht und Hände, an eine beständige Entblößung gewöhnt, und gegen jeden Eindruk einer abwechselnden Hitze und Kälte abgehärtet werden können? Die Sache ist wichtig; sie verdiente von erfahrnen Aerzten geprüft, und dann durch Versuche völlig ausgemacht zu werden. —

Es ist merkwürdig, daß die beiden Hälften der durch den Rhein getheilten Stadt Basel, sich, was den großen Haufen betrifft, eben so herzlich hassen, als die beiden durch den Rhein getrennten Städte Frankfurt und Sachsenhausen, ungeachtet jene, wie diese, von Bürgern eines und eben desselben Staats bewohnt werden! Sonderbar! Gleichsam, als wenn das Wasser eines zwischenfliessenden Stroms alle Empfindungen von nachbarlicher und patriotischer Bürgerliebe auszulöschen vermögend wäre! Bei dem Pöbel von Basel wird dieser gegenseitige unpatriotische Haß durch eine Kleinigkeit genährt, von der ich mich wundere, daß sie der Aufmerksamkeit dieses Freistaats bisher entgangen zu seyn scheint. In einem Thurme nemlich an dem einen Ende der Rheinbrücke ist eine Uhr, und ausserhalb des Thurms ein steinerner Menschenkopf, der mit jener dergestalt in Verbindung steht, daß er in jeder Sekunde eine scheußlich lange Zunge gegen die mindere Stadt ausstrekt, und jedesmal wieder einzieht. Offenbar scheint diese niedrige Witzelei auf eine Verachtung der Bürger der mindern Stadt, von Seiten der Einwohner der größern zu deuten; und offenbar trägt dieser ungesittete Spaß noch immer viel dazu bei, den gegenseitigen Haß der beiden Bürgerschaften

zu unterhalten, und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Denn grade solche elende Dinge sind es, welche auf die Gemüther des Pöbels am allermeisten wirken; und ich würde daher, wenn ich ein Mitglied des Baseler Rathes wäre, keinen Augenblik säumen, auf das nachdrüklichste darauf anzutragen, daß dieser dummen Witzelei ein Ende gemacht würde, indem man dem Kopfe die häßliche Zunge ausrisse. Wollte man ja ein sogenanntes Wahrzeichen an dieser Stelle haben, wovon der reisende Handwerkspursche, in seiner Heimat zu erzählen hätte: so würde ich rathen, dem Uhrwerke eine solche Einrichtung zu geben, daß bei jeder Sekunde sich eine Hand mit einem Oelzweige gegen die mindere Stadt ausstrecken müßte. Warum? Das werden meine jungen Leser wohl von selbst errathen.

18.

Reise von Basel über die vier Waldstädte nach Schaffhausen und nach dem Rheinfalle.

Diese Reise, welche zehn Meilen beträgt, gehört unter die angenehmsten, die man machen kann. Der Weg läuft nemlich größtentheils zwischen einer doppelten kleinen Bergreihe hin, die überall sehr malerische Prospekte bilden, und durch ein fruchtbares Thal getrennt werden, welches dem, hier noch jugendlichen und daher muthwilligen Rheine, zur Laufbahn dient. Ich nenne ihn muthwillig, weil er in allen diesen Gegenden nicht, wie ein alter bedächtiger Strom, der schon manches Land durchstrichen hat, und sich nun seinem Ende nahet, langsam dahin wallt, sondern, wie

ein rascher Jüngling, der die Fülle seiner Kräfte nicht zu lassen weis, und die große Lebensreise mit Laufen, Hüpfen und Springen beginnt. Er fließt hier nicht, sondern er schießt mit der Schnelligkeit eines Pfeils dahin, tobt zwischen den Felsenwänden, die ihn einschränken; lärmt, schäumt, und bäumt sich bei den Steinmassen, die ihm im Wege liegen, und die er mit sich fortzureissen vergebens strebt. Und was richtet er durch alle sein Poltern aus? Und was nützet er dabei der Welt? — Nichts! Kaum, daß er einen kleinen Fischerkahn zu tragen vermag. Frachtschiffe von einigem Belang zu führen, und dadurch Handel und Gewerbe zu befördern — dazu ist er unvermögend.

Dein Bild, o Jüngling, der du alles mit leidenschaftlicher Hitze unternimmst, und den Weg der Geschäfte, der regelmäßig gegangen, aber nicht im Sturme unordentlich durchhüpft seyn will, mit Laufen, Springen und Koboltschießen beginnst! —

Die sogenannten vier Waldstädte, Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut, welche man auf diesem Wege passirt, haben eine wunderschöne, zum Theil romantische Lage; besonders Laufenburg! Hier wird der Rhein durch Felsenwände so enge zusammengepreßt, daß sein Bett kaum eine Breite von 15 bis 20 Schritt behält. Und in diesem bedrängten Zustande muß er noch obenein sich einige Ellen tief von einem scharfen Felsen hinabstürzen; wobei er sich entsezlich gebehrdet, und dermassen schäumt, daß sein vorher blaues Gewässer eine ganze Strecke lang das Ansehn hat, in Milch verwandelt zu seyn. In dem Städtchen selbst ragt auch ein schroffer Fels in die Luft empor, auf dem ein altes halb verfallenes

Berg-

Bergschloß mit einer Kirche steht; welches in dem Gemälde der ganzen wilden und romantischen Gegend eine vorzüglich gute Wirkung thut.

Diese Waldstädte haben ihre Benennung von dem, an den Ufern des Rheins anhebenden, und weit in Schwaben fortlaufenden sogenannten Schwarzwalde, einem rauhen waldichten Gebirge, welches zum Theil dem Hause Oestreich, zum Theil aber auch dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden, und verschiedenen Grafen und Herren gehört. Die vier Waldstädte selbst stehen unter östreichischer Bothmäßigkeit.

Man glaubt hier plözlich in ein von Deutschland weit entferntes Land gekommen zu seyn: so sehr unterscheiden sich die Bewohner dieser rauhen Waldgegenden von andern Deutschen, durch Kleidung, Sprache, und Sitten. Die Sprache ist schon schweizerisch; und die Kleidung der Männer, welche schwarz ist, besteht in einem kurzen faltenreichen Jäkchen, langen und weiten Pumphosen, einem hohen, spitzigen Huthe in Form eines Zuckerhuths, und in einem weißen Halskragen, dergleichen man bei uns nur noch auf alten Kontrefeien zu sehen gewohnt ist. Sie tragen dabei einen langen, gemeiniglich pechschwarzen Judenbart, der ihnen vollends ein sehr altfränkisches und ausländisches Ansehn giebt. Die weibliche Tracht nähert sich iener, welche den Vierländerinnen auf dem hamburgischen Gebiete eigen ist. Sie besteht nemlich aus einem rothen, mit grünen Streifchen belegten Mieder, einem in unendlich viele Falten gelegten Rocke von gleicher Farbe, rothen Strümpfen, einer meßingenen Leibkette, langen herabhängenden Haar-

flechten, und einem kleinen weißen Strohhuthe mit vier Ecken. Einen solchen unförmlichen Sommerhuth sieht man auch, statt des oben beschriebenen spitzigen, verschiedene Männer tragen.

Die herrschende Religion dieser Gegend ist die katholische. Man hört daher auch von Leuten, die einem hier begegnen, nicht den in protestantischen Ländern gewöhnlichen Gruß: Guten Morgen! oder guten Tag! sondern den unter den Katholicken üblichen, einem protestantischen Ohr etwas sonderbar klingenden: Gelobt sey Jesus Christus! worauf man nicht etwa: großen Dank! sondern: in Ewigkeit! erwiedern muß. Wozu diese frömmelnde Sprache bei Gelegenheiten, wo doch wohl schwerlich jemand bei dem, was er da so mechanisch sagt, auch nur im mindesten etwas den Worten Entsprechendes zu denken pflegt?

In meinem Leben habe ich nicht mehr Bettler gesehn, als hier in der Gegend der vier Waldstädte; und in meinem Leben habe ich in Bettlern die hohe menschliche Natur nicht mehr erniedrigt gesehn als hier! Sie bitten und flehn nicht blos, wie anderwärts: nein! sie werfen sich vor euch schon von ferne haufenweise auf die Knie und beten euch an! Ein schändlicher Anblik! — Vor einigen Jahren kam der Kaiser durch diese Gegenden; wäre er doch damals wirklich unerkannt geblieben, um von diesen Unglüklichen eben so, wie andere Reisende, angefallen zu werden! Der Anblik würde Sein großes Herz empört, und der Schuzgeist der Menschheit würde Seiner erhabenen Seele den Gedanken zugeflüstert haben: was nüzt es, auf die Erweiterung Deiner Staaten und auf die Vermehrung Deiner Unterthanen zu denken,

so lange noch so viele Deiner angeerbten Unterthanen im Elende seufzen und unter die Würde der Menschheit so tief erniedriget sind? Des großen Menschenfreundes Wangen würden bei diesem Gedanken geglüht haben, und sicher würde der Vorsaz in Seiner Seele zur Reife gekommen seyn: erst will ich mein angeerbtes Volk beglücken; und nur dann erst, wann kein Elender, den menschliche Hilfe retten konnte, in meinen Staaten mehr zu finden ist, nur dann erst will ich umherschauen, ob in andern Ländern der Unglüklichen mehr sind, denen ich meinen Schuz und meine Hilfe anbieten kann. — Aber ach! die guten Fürsten lernen meistentheils nur die glänzende Seite ihrer Staaten kennen, auch wenn sie dieselben noch so oft bereisen, weil die sie überall umgebenden Schmeichler und die kleinen Volkstirannen und Volksunterdrücker alles, was die Augen ihnen eröffnen könnten, zu entfernen, und alles, was die gewünschte Täuschung nur immer zu befördern vermag, ihnen überall in den Weg zu bringen wissen. Das ist sehr traurig! Das ist ein großes Unglük für die Menschheit! —

Der Tag, an welchem ich nach Schaffhausen reisete, war so heiter, daß am Himmel auch nicht das kleinste Wölkchen zu sehen war. Als ich aber jenseits Waldshut, wo das nördliche Ufer des Rheins, auf welchem der Weg hinläuft, zu einer beträchtlichen Anhöhe anschwillt, meine Augen gegen Süden richtete, stuzte ich bei dem plözlichen Anblik einer langen Wolkenbank, welche hell wie Schnee und glänzend wie Eis über die gegenüber stehenden Berge hoch emporragte. Wo ist denn, fragte ich meinen Gefährten, auf einmal jenes Wolkengebirge hergekommen? Mein

Freund blikte hin; aber noch ehe er mir antworten konnte, entdekte ich meinen Irrthum und bemerkte mit Erstaunen, daß das, was ich für glänzendes Gewölk gehalten hatte, eine Reihe von Gletschern oder Eisbergen war, die sich durch die Kantons Glarus und Bern erstrecken. Einen erstaunenswürdigern Anblik habe ich nie gehabt! Ich ließ unser Fuhrwerk halten und übergab mich ganz den Empfindungen der Bewunderung, welche dieses prächtige Schauspiel jedem, der es zum erstenmale sieht, nothwendig einflößen muß.

Jezt fuhren wir weiter. Die Anhöhe senkte sich; und der Weg lief abermals zwischen niedlichen kleinen Bergen hin, welche sehr malerische Landschaften bilden. Aber die erhabenen Gletscher wurden uns entrükt; und hin war mein Geschmak an allen den andern Schönheiten der Natur, welche die niedlichen kleinen Berge mir darboten! Ich zürnte diesen Bergen, weil sie mir die Aussicht nach den Gletschern benahmen. Hätte es bei mir gestanden, sie wären bis zum Mittelpunkt der Erde versunken; so gram war ich ihnen! so wenig hatte ich forthin Sinn, für irgend eine andere Naturschönheit, außer den erhabenen Schönheiten der einmal gesehenen Gletscherscene!

Sieh da! dachte ich endlich, nachdem meine Bemühung, jenes großen Anbliks noch einmal theilhaftig zu werden, immer fruchtlos blieb, — wie weislich uns der gütige Himmel die Aussicht in das künftige Leben versperrt hat! Würde uns hienieden nur ein einzigesmal ein deutlicher Anblik der höhern Freuden gewährt, welche dort unser warten: so wäre jeder Freudengenuß für dieses Leben dahin! Die größten Wohlthaten Gottes, deren wir zezt mit Dank

und

und Freude genießen, würden forthin uns nur anekeln, weil sie nicht das wären, was wir von den Seligkeiten eines andern Lebens schon gekostet hätten. Todt wär uns die ganze Natur mit allen ihren herrlichen Reizen; wir würden uns hinausschnen aus dieser dürftigen Welt; wir würden an allem, was darinn vorgeht, keinen Antheil nehmen, und über dem Sehnen und Streben nach einem bessern Lande, würden wir für das gegenwärtige unbrauchbar und verloren seyn. Wohl uns, daß der gütige Himmel uns die Aussicht in das künftige Leben so weislich versperrt hat! —

Erst in der Gegend von Schaffhausen wurde uns der erhabene Anblik der Gletscher noch einmal gewährt. Darüber verlor ich aber auch vollends jedes Gefühl für jede kleinere Naturschönheit, woran die Lage dieser Stadt so reich ist. Dies leztere weis ich nur historisch; gefühlt habe ich es nicht.

Schaffhausen liegt am Rheine, welcher schon von hier an bis nach Laufen — eine halbe Stunde davon — ein so abhängiges Felsenbeet hat, daß diese ganze Strecke ein einziger großer Wasserfall zu seyn scheint. Es geht hier eine merkwürdige hölzerne Brücke über denselben, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist. Denn ungeachtet sie eine Länge von eben so viel Fuß hat, als Tage im Jahre sind — nemlich drei hundert und fünf und sechzig — so bedarf sie doch eigentlich keines einzigen Pfeilers, weil sie durch ein künstliches sogenanntes Hängewerk gehalten wird. Zwar ruht sie jezt wirklich auf einem von der ehemaligen steinernen Brücke übrig gebliebenen Pfeiler: aber wenn es nach dem Kopfe des Baumeisters ge-

gangen wäre, so würde man auch diesen weggerissen haben. Man scheint indeß wohl gethan zu haben, ihm hierinn nicht gefolgt zu seyn; denn ungeachtet die Brücke noch nicht gar lange steht: so hat sie sich doch schon so sehr gesenkt, daß dieser Pfeiler ihr jezt in der That recht wohl zu statten kommt. Das Wasser des Rheins ist hier so blau, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, daß es wirklich gefärbt sey; aber wenn man mit einem Glase daraus schöpft: so ist das Geschöpfte so klar und weiß, wie Kristall.

Mitten in Schaffhausen erhebt sich ein kleiner runder Berg mit einer alten Burg, worauf derjenige, der nicht kurz vorher die Gletscher gesehn hat, einer sehr reizenden Aussicht genießt. Ich war zwar oben; aber ich genoß, der gesagten Ursache wegen, nichts davon.

Diese Stadt ist um vieles kleiner als Basel; auch zählt sie nicht über 9000 Einwohner. Sie hat übrigens größtentheils eine eben so alte Bauart als jene.

Der Hauptzwek meiner Reise hieher war, den berühmten Rheinfall bei Laufen, eine halbe Stunde unter Schaffhausen zu sehn. Ich begnügte mich daher, nur eine und die andere interessante Bekanntschaft zu machen; worauf wir denn in Begleitung einiger neuen Freunde hinfuhren, um jenes merkwürdige Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Meine Erwartung wurde hier keinesweges getäuscht; aber ich bedaure, daß ich wahrscheinlicher Weise die meiner jungen Leser werde täuschen müssen. Denn nicht wahr, ihr vermuthet, daß ich, gleich andern Reisenden, welche diesen prächtigen Wasserfall beschrieben, mit klopfendem Herzen, zitternden Gliedern,

wettaufgesperrtem Munde und mit einer Thräne im Auge dastehn und euch ein Entzückungathmendes O! und Ach! nach dem andern vorkrähen werde? Meint ihr? Nun so hört denn, was geschah!

So wie wir die Stadt verlassen hatten, hörten wir allmählig den Donner des noch fernen Wasserfalls, wie das dumpfe Getöse eines weit hin aufsteigenden Gewitters. Das Getöse nahm zu, iemehr wir uns näherten, und meine Erwartung wurde immer stärker gespannt. Jezt kamen wir auf einem der beiden Berge an, zwischen denen der Rhein sich herabstürzt; und das große Schauspiel lag vor unsern Augen.

Herrlich! rief ich aus; sprang hurtig aus dem Wagen und stand und weidete eine gute Weile lang die Augen an einer Naturscene, welche wirklich über die Maaßen groß und schön ist. Man stelle sich einen schon ziemlich mächtigen Strom vor, welcher einen ungefähr zwölf Klafter hohen Fels herabstürzt. Wie das lärmt und schäumt! Wie das sprudelt, sich bäumt, woget und kreiset! Und wenn nun vollends die Sonne darauf scheint, wie dann der Regenbogen auf der staubenden milchweissen Wasserwolke absticht! — Herrlich! sagte ich; fühlte aber in der That weder Herzklopfen noch Zittern der Glieder.

Ich sehe von neuem hin; richtete meine Augen besonders auf die antiken Steinmassen, welche oben auf dem Felsen, gleich Thürmen, aus dem Wasser hervorragen und der Wuth des gewaltig reissenden Stromes spotten; dann auf den angrenzenden Felsenberg, auf dessen Gipfel das Bergschloß Laufen senkrecht in den Wasserfall hinabschaut *); dann auf die

*) Dessen Erbauer aber von Wasserfällen kein sonderlicher

Drathmühle, welche hart am Wasserfall auf e Felsen liegt, von dem der Strom sich hinabstürzt und von dem fallenden Wasser dessen getrieben wird; dann auf die ganze umliegende halb wilde, halb mit Wein bepflanzte Berggegend; und sagte abermals: herrlich! fühlte aber noch immer weder Herzklopfen noch Zittern in den Gliedern.

Jezt stiegen wir den Berg, worauf wir standen, vollends hinab; sezten uns unterhalb des Wasserfalls in einen langen, aber äusserst schmalen Fischerkahn, und fuhren durch das wirbelnde und wogende Wasser, welches sich lange von seinem Falle nicht erholen kann, nach dem gegenseitigen Ufer. Hier ist an eben dem Felsen, auf welchem das Schloß Laufen steht, bis in den Wasserfall hinein, ein hölzernes Gerüst errichtet, von welchem man den herabschiessenden donnernden Strom mit Händen greifen kann, und wo jeder das Andenken seines Hierseyns dadurch zu verewigen pflegt, daß er seinen Namen in den Felsen gräbt *). Aus dem schäumenden milchweissen Wasserberge, welcher am Fuße des Catarakts sich unabläßig in die Höhe bäumt, sieht man Lächse hervorspringen, welche den pfeilschnellen Strom vergebens zu ersteigen streben. Der Wasserdonner ist hier so laut, daß man kaum sein eigen Wort davor vernehmen kann. — Herrlich! herrlich! sagte ich hier abermals; aber mein Herz wollte noch immer nicht klopfen, und wenn meine

Wangen

Freund gewesen seyn muß, weil er nach der Seite des Katarakts, wenn ich mich anders recht erinnere, auch nicht ein einziges Fenster angebracht.

*) Selbst Joseph II. hatte diesen Felsen gewürdiget, Seinen geheiligten Namen mit Bleistift daran zu schreiben, worüber vermuthlich eine fremde Hand, eine Kaiserkrone gezeichnet hatte.

Wangen von Zeit zu Zeit benezt wurden, so geschah es nicht von empfindsamen Thränen, sondern von dem Wasserstaube, der das Gerüst, worauf wir standen, wie ein feiner Nebel benezt.

Und woher rührt denn diese ungewöhnliche Mässigung meiner Empfindungen? Und wie kam es, daß ich an dieser Stelle nicht eben dieselbe Rührung empfand, welche so viele andere Reisende daselbst empfunden zu haben erzählen? Ist mein Empfindungsvermögen etwa schon so ausgetroknet, daß ich einer so großen und schönen Naturscene mit phlegmatischer Gleichgültigkeit beiwohnen kann? Das sollte mir sehr leid thun. Kann ich doch aber, so alt ich bin, bei einem vollen Apfelbaume mit dem warmen Vollgefühl eines empfindsamen Jünglings stehn, und den Segen Gottes, der daran hängt, mit einer Thräne im Auge bewundern! Auch habe ich ja nicht gesagt, daß ich gleichgültig blieb; ich gestand blos, daß ich keine leidenschaftliche Entzückung bei mir verspürte? Und woher dieses? Durch eine einzige Vorstellung, die sich mir hier, vielleicht zur Unzeit, aufdrang und die ich nicht wieder los werden konnte.

Der Rhein kam mir nämlich hier grade wie ein junges Genie in derjenigen Bedeutung vor, worinn man dieses Wort seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland zu nehmen gewohnt ist, und nach welcher es einen zwar kraftvollen, aber aufbrausenden jungen Geist bedeutet, der etwas Ungewöhnliches, Seltsames und Auffallendes affektirt; sich über hergebrachte Sitten, Gebräuche und Wohlanständigkeit hinweg sezt; nicht anders, als aus innerm Drange und im Sturme handeln zu können wähnt, und daher zu

keinem

keinem einzigen, nach Zeit und Ort bestimmten regelmäßigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens tauglich ist. Den seltsamen Luftsprüngen eines solchen Kraftgenies ein Weilchen zuzusehn, mag etwas ganz Unhaltendes seyn. Ich habe mich selbst wohl manchmal daran ergözt; aber in Entzückung darüber zu gerathen und auser mir zu kommen — das habe ich nie gekonnt.

Grade so kam mir nun auch, wie gesagt, an dieser Stelle der Rhein vor. Die Luftsprünge, die er hier und an einigen andern Orten macht, schienen mir in der That schauderhaft schön zu seyn, aber ich konnte mich dabei der Frage nicht erwähren: wozu nüzen sie denn aber? Wird irgend etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft dadurch bewirkt? — Ganz und gar nichts; sie sind vielmehr grade das, was den Strom in dieser Gegend hindert, den Menschen nüzlich zu werden. Wäre der Rhein hier minder Genie; gienge sein Strom, wie andere ehrliche Flüsse, fein gemäßiget und regelmäßig einher: so könnte er auf seinem Rücken Lastschiffe tragen; so könnte er Handlung und Gewerbe befördern; so könnten die Produkte beider Indien, zum Vergnügen und Nutzen der Bewohner dieser Gegend, auf seinem Gewässer bis nach Schaffhausen und Konstanz schwimmen. Das kann er nunmehr nicht; und was kann er denn? Das Auge des Müßigen ergözen; allenfalls auch Stoff zu poetischen Gemälden liefern und — eine malerische Reisebeschreibung aufstuzen helfen! Und darüber sollte ich Herzklopfen empfinden? Das sollte mir Thränen ins Auge locken?

Wir reiseten noch denselben Abend nach Lauchingen, einem zwei Meilen von hier belegenen Dorfe, zurük, und hatten die Ehre, in eben dem Zimmer und in eben dem Bette zu übernachten, in welchem einige Jahre vorher Se. Majestät, der deutsche Kaiser, ausgeruhet hatte.

STAATS BIBLIOTHEK * AUGSBURG *

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung interessanter und durchgängig zwekmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 2

Hamburg (1787)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 1502 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247445-6
VD18 15503127-001